VERVEHMT: ROMAN AUS DER GEGENWART VON AUGUST BECKER

August Becker



<36623183790010

Verfehmt.

Zweiter Band.

Verfehmt.

Roman aus der Gegenwart

von

August Becker.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Berlin, 1868.

Druck und Verlag von Otto Janke.



Inhalt des zweiten Bandes.

Zweites Buch.



Erstes Capitel.

Mit welchem ein neuer Band und neues Leben beginnt.

Heiß lag die Nachmittagssonne auf den Feldern und Wäldern der weiten Ebene vor dem Weichbilde der großen Stadt. Trotz der drückenden Schwüle standen die Fluren noch grün und frisch, und die Maiflora an den Rainen zeigte den Glücklichen, welche dem Lärm und Staube der städtischen Straßen entflohen, daß der Lenz noch nicht vorüber, der Sommer noch nicht gekommen. Auf dem kiesigen Schienendamme eilte vor langer Wagenreihe die Locomotive mit Schnauben und Pusten dahin, warf glimmende Kohlenstücke über den Bahnrand und dampfte keuchend weiter in den Forst hinein, über welchen ihr qualmender Athem in dicken Rauchwolken emporwirbelte. Bei den Haltstellen auf den Oasen der Waldfläche verweilte der Zug minutenlang, um einige Passagiere abzusetzen und dann den rasenden Lauf im

Angesichte des fern hereinschauenden Hochgebirgs von Neuem zu beginnen.

Da wo das Land höhere Wellen wirft und weithin gedehnte Buchenhalden in langgezogenen Linien zu sanften Bergkuppen anschwellen und wieder abfallen, hielt der Zug so hart am obern Rande einer Thalschlucht, daß die Passagiere aus allen Wagenfenstern bewundernd in den stillen, kühlen Mühlengrund hinunterschauten. Denn das anmuthige Thal senkt sich gerade an dieser Stelle fast lothrecht ab in die Tiefe, welche, den jenseitigen Buchenwald umwindend, in malerischen Curven nach zwei Seiten hin ihre geheimen Reize öffnet. Tief, eng, kühl, vom Flusse durchwunden, der über die Mühlenwehre rauscht, von Hütten belebt, wie sie sich ein Künstlerauge hineindenken würde, voll lauschiger Plätzchen, wo der Friede selbst geboren sein könnte: ist es eine rechte Weide für Auge und Gemüth, und war vor den Zeiten des Dampfrosses für schwärmerische Spaziergänger die beglückende Eingangspforte zu den Prachtscenen des Hochlandes.

Heut zu Tage eilt der Touristenschwarm mit einem flüchtigen Blicke in den stillen Grund vorüber, mancher Hauptstädter in Erinnerungen schönerer Zeiten froher Jugendseligkeit. Auch an jenem Maien=

tage mochte manches aus den Wagenfenstern in die Tiefe blickende Auge goldener Stunden der Vergangenheit gedenken.

Unten im Grunde neben dem Mühlenwehre auf dem sandigen Pfade stand eine Gruppe, die erwartungsvoll hinaufzusehen schien und, als der Zug langsam oben anfuhr, mit lebhaften Bewegungen emporwinkte. Es war eine Dame mit halb erwachsenen Kindern, deren Stimmen hörbar herauftönten. Es wurde also Jemand von denselben erwartet, wie unschwer von all denen erkannt werden konnte, welche aus den Wagenfenstern lehnend auf die freundliche Gruppe in der Thaleinsamkeit niederschauten. Einige weibliche Passagiere strengten dabei neugierig ihre Augen an, um zu errathen, wer schon zu so früher Jahreszeit in dem außer Mode gekommenen Winkel seinen Sommeraufenthalt genommen. Während sie nasenrümpfend spähten, wer da aussteige, sah auch ein scharfgeschnittenes Künstlergesicht mit fast übermüthigem Ausdrucke, dem sich jetzt etwas von flüchtiger Ueberlegung beimischte, in den Grund, während ein einziger Passagier in grauer Reisejoppe den Wagenzug verließ und eben noch einem Sitzenbleibenden die Hand durch das Fenster reichte.

Unter den Häuptern, welche sich aus den Wägen reckten, befand sich das eines blühenden, jungen Mädchens mit brauner Lockenfülle und üppigen, frischen Lippen. Sie hatte den Gruß des Künstlers mit leichtem, trotzigem Nicken fast hochmüthig erwiedert, auch dem ausgestiegenen Passagier zugenickt, während ihr Auge jedoch an dem edel gezeichneten Männerkopfe hing, nach welchem sich Antlitz und Worte des Ausgestiegenen beim Abschiede richteten. Die kräftige Bruststimme des Letzteren dröhnte jetzt gleichsam durch dessen röthlich grauen Vollbart und war von eigenthümlich ironischer Heiterkeit durchzittert, als er in folgenden Worten Abschied nahm:

„Nachdem uns das glückliche Ungefähr zusammengeworfen, müssen wir uns nunmehr schon trennen. Meine actenbestäubte Seele sehnt sich in den grünen, verborgenen Winkel zu meinen vorausgeeilten Lieben. Nun steig' ich hinunter in den „träumerisch-wogenden Buchenwald," indeß Sie sich von der blaugrün gewandeten Seefrau munter schaukeln lassen wollen. So wünsch' ich Ihnen denn bessere Unterhaltung und vergnügteren Sinn. Leben Sie wohl, mein melancholischer Reisegenosse! Friede sei mit Ihnen!"

Damit trat die kräftige, hochaufgerichtete Gestalt in der Reisejoppe von der Bahn hinweg an den äußersten Rand des Thales hin, winkte hinunter und schwenkte den Filzhut der Gruppe in der Tiefe zu. Dann neigte er diesen mit nachlässiger Höflichkeit nochmals gegen die Wagenreihe und wollte eben das Hinunterklettern beginnen, als lauter Zuruf aus einem der Wagenfenster ihn veranlaßte, seinen Fuß zurück zu ziehen und sich umzusehen. Der Ruf war von dem Künstler mit den scharfen Zügen ausgegangen, welcher, laut nach dem Conducteur schreiend, diesen veranlaßte, nochmals in demselben Momente eine Wagenthür zu öffnen, wo die Locomotive schon wieder weiter zu fahren im Begriffe war. Rasch sprang nun der Künstler aus dem Wagen, nachdem er erst im Anblicke des Thalgrundes den Entschluß gefaßt, den Zug schon hier zu verlassen und mit dem Herrn in der Reisejoppe in die grüne Tiefe hinunter zu klettern.

„Nehmen Sie mich mit!" rief er diesem zu. „Nehmen Sie mich mit und meinetwegen — ob der Belästigung — unter Ihr ironisches Bügeleisen."

„Ah," erwiederte der Andere, „Maler Sturm, den wir mit Stolz den unsern nennen. Sie wollen

den Landweg zu Ihrem Eden einschlagen, wo Cidli — anmuthiger als die des seraphischen Klopstock — als holde Hebe Ihrer harrt. Aber, mein Lieber, da Sie mich zum sathrischen Schneider machen, werden Sie schon der Tuchlappen für mein Bügeleisen sein müssen."

„Nur zu!" rief Maler Sturm und strich sich das Haar zurück. „Ich lasse Alles über mich ergehen und werde mich mit guter Laune in mein Schicksal finden."

Indeß bewegte sich schon die Wagenreihe des Zugs wieder vorwärts. Die Augen des Passagiers, von welchem der Herr in der Reisejoppe Abschied genommen, weilten noch auf den Gestalten der Ausgestiegenen, während er selbst von dem jungen Mädchen, dessen brauner Lockenkopf noch unter dem Fenster lehnte, mit unverkennbarem Interesse gemustert ward. Ohne Ahnung der Aufmerksamkeit, die seinem Profil gewidmet wurde, zog er den Kopf zurück, da sowohl der Einblick in die grüne Thalschlucht, als die Gestalten der Ausgestiegenen rasch entschwunden waren. Denn der Zug bewegte sich bereits wieder langsam durch den tiefen Bergeinschnitt, um dann in eine stundenweite muldenförmige Vertiefung des Landes

hinunterzurollen, welche sich als flacher Grund öffnete. In dessen Verlängerung blitzte es wie Glas, während vom fernen Horizont prächtige Schneefirnen hereinleuchteten.

Mancher Kopf reckte sich da wieder zu den Wagenfenstern hinaus, um in eine Landschaft von jener harmonischen Pracht der Erscheinung zu blicken, wie sie nur den bevorzugtesten Stellen des Erdballes verliehen ist. Im Vordergrunde zwischen blühenden Bäumen malerische Häusergruppen bis zur Höhe eines alten Schlosses hinan, von da aus zwischen sonnigen Waldhöhen in weiter Umspannung ein überaus herrlicher, meilenweiter und langer, wunderschöner Wasserspiegel, an dessen fern verschwimmendem Ende die Hochalpen ihren Fuß zu netzen scheinen und, bei duftigster Färbung, des Bildes prächtigsten, ja einzigen Hintergrund in gewaltiger Gebirgsreihe bilden. Darüber der klarste Himmel und die schönste Spiegelung freundlicher Villen, welche gleich einer Perlenschnur die grünen Ufer umspannen und hellschimmernd in die blaue Fluth blicken. Die zarten Farben der Natur — Grün, Blau, Weiß — zeigen sich so dorten überall in den wirksamsten Contrasten, Uebergängen und Mischungen, daß die anschauende Seele sich auf-

lösen und zerfließen möchte in diese göttliche Harmonie des Schönen.

Hart am Strande des blauen Seespiegels steht die Bahnhalle, wo der Zug hielt und seine Waggons leerte. Ein buntes Gewimmel belebte für einige Minuten den breiten, kiesigen Quai des Bahnhofplatzes, dessen Blumeneinfassungen von der anschlagenden Seefluth bespritzt werden. Zwar hatte die eigentliche Sommerfrische noch nicht ihr wechselndes Leben auf diesen prächtigen Strand gezaubert. Dennoch schien die warme Maiensonne dorten jetzt auf ein ziemlich bewegtes Bild, das sich für den Beschauer freundlich auf dem Seespiegel abhob. Denn von der Armee von Sommergästen, welche alljährlich dessen ganzes Strandgebiet besetzt, waren bereits die Vortruppen eingetroffen und die Villen der Hauptstädter zum Theil schon von den Familien ihrer Besitzer bezogen, während die Bahnzüge ganze Schwärme von solchen auswarfen, die sich auf einen oder zwei Tage hier umhertreiben oder sich nach geeigneten Sommerasylen umsehen wollten.

So kam es, daß auch der heutige Zug von vielen Harrenden empfangen wurde. Frauen mit Kindern begrüßten da die aus der Stadt anlangenden

Gatten und Väter; Gruppen von eleganten Frühlingstoiletten wollten gesehen werden; junge, geputzte Damen flogen einander stürmisch in die Arme, um die scheelsüchtigen Blicke zu verbergen, mit denen sie heimlich ihren Anzug gegenseitig musterten; Studenten mit farbigen Mützen und Bändern sprangen zu den Kähnen, um sich in irgend einer Kneipe am weiten Strande zu verlieren, während klügere Staatsbürger, dem See keinen Blick gönnend, sich nach dem nächsten Gasthofe wandten, um bei gebackenen Hühnern und Fischen den schönen Tag zu genießen.

Mindestens die Hälfte der mit dem Bahnzuge Angelangten eilte jedoch über den Quai auf den langen, hölzernen Steg nach dem Verdecke des Dampfschiffes, das dorten am Hafendamme hielt, seine gellende Glocke erklingen und seine schmutzig-grauen Rauchwolken in die blaue Herrlichkeit der Luft hineinpuffen ließ. Ausländer beabsichtigten die Rundreise, um den prächtigen See auf dem sonnigen Verdecke, Einheimische wollten an einem der gastlichen Uferorte des schönen Maientags sich freuen.

Unter den Damen, welche sich nach dem Verdecke des kleinen Dampfers wandten, befand sich auch das blühende Mädchen, das mit dem Zuge angekom-

men war und von zwei Frauen und einem jungen, unbärtigen Herrn empfangen wurde. Die Schöne war von großer, schlanker Gestalt, aber weichen, etwas üppigen Formen, welche durch eine violenfarbige Blouse weniger verhüllt als hervorgehoben waren. Ihr braunes Haar fiel in reichen Locken auf ihre halb entblößten weißen Schultern, oder flog in romantischem Durcheinander, unter dem leichten Hute hervor, um ihr blühendes Gesicht und bewegliches Köpfchen, so oft sie dieses auf- oder zurück warf, — was oft geschah, denn es stand ihr gut. So war sie, in Gesellschaft der beiden älteren Frauen und neben der unscheinbaren Gestalt einer mit ihr gekommenen Freundin, eine Erscheinung, die auffiel und Aufmerksamkeit beanspruchte. Mit leichtem, herablassendem Nicken, das fast Unaufmerksamkeit verrieth, und mit zerstreutem Blicke hatte sie die Grüße der Studenten erwidert, welche nach den Kähnen am Ufer gesprungen waren. Dabei ging sie zögernd und so langsam von dem Bahnhofsplatze nach dem hölzernen Stege, daß sie bald die letzte in der Reihe ihrer Gesellschaft wurde, während ihre Augen wiederholt zu dem Gewimmel auf dem sonnigen Quai zurückkehrten und dort etwas zu suchen schienen, indeß sich die

Menge allmählig verlor. Nun hielt sich die Schöne auch am Geländer des Stegs auf, blickte in die grün anwogende Fluth oder sah immer wieder, die reiche Lockenfülle schüttelnd, nach dem Quai zurück. Sie hatte offenbar keine Eile, ihrer nach dem Dampfer vorangegangenen Gesellschaft nachzukommen.

„Pauline, mein Kind, so spute Dich doch!“ tönte eine kreischende Frauenstimme vom Verdecke her.

Aber die hochgestaltete Brünette machte nur einige Schritte vorwärts, blieb dann wieder am Steggeländer stehen, beugte sich über die Lehne desselben, daß ihr Busen wogend über den Balken quoll, und sah dann wieder auf, nach dem Platze vor dem Bahnhofe hin, wo jetzt ein einzelner Herr mit auf der Brust verschränkten Armen stand und fortwährend auf die weite Seefläche hinausschaute. Noch ließ das hübsche Mädchen einige Landleute an sich vorüber nach dem Verdecke stolpern und machte noch immer keine Miene ihren Platz zu verlassen.

Auch der einzelne Herr drüben auf dem Quai verweilte noch auf derselben Stelle, welche er gleich beim Verlassen des Waggons eingenommen hatte. Unverwandten Blicks sah er hinaus auf den leuchtenden See. Die hohe, vornehme Gestalt, der etwas

ernste, fast melancholische Ausdruck seines männlich schönen Gesichtes, die ganze Erscheinung hatte soviel Anziehendes für das hübsche Mädchen, daß ihre Augen fortwährend mit der Erwartung, er werde doch endlich nach dem Schiffe folgen, nach ihm zurückschauten. Aber, wenn er jetzt auch einige Schritte vorwärts bis dicht an die blütheduftigen, von der anschlagenden Woge benetzten Blumenrabatten machte, so war sein Auge doch nur immer von dem Anblicke des Sees gefesselt, der grün an den Damm wallte, indeß seine Fluth, aus der Ferne gesehen, draußen die Farbe des Himmels trug.

Offenbar beachtete der Fremde hierbei weder den Dampfer, noch die nach demselben eilenden Personen. Das Mädchen in der violettfarbigen Blouse konnte sich dieser Wahrnehmung nicht länger verschließen. Ihre rothen Lippen warfen sich mit schmollendem Ausdrucke auf, ihre beschattete Stirne und verdüsterten Augen gaben den Verdruß kund, da sie sich so gar nicht von dem beachtet sah, dem sie alle Aufmerksamkeit allein gewidmet hatte. Als er nun zufällig einmal herüber blickte und seine Augen flüchtig auf der schlanken Frauengestalt am Stege weilten, klopfte ihr das Herz im stärker wogenden Busen und färbte sich

ihr Antlitz in Purpur. Sogleich aber kehrten seine Blicke wieder gleichgültig in die frühere Richtung zurück und verharrten auf dem leise wallenden See. Selbstvergessen und verloren starrte er hinaus. Nicht ein einziges Mal streiften seine Augen wieder herüber.

Es war die höchste Zeit, sich nach dem zur Abfahrt bereiten Schiffe zu wenden. Verstimmt wollte dies die braunlockige Schöne eben thun, als der junge unbärtige Mensch, der ihre Ankunft am Bahnhof mit erwartet, von dem Verdecke hergerannt kam und sein bleifarbiges Ohrfeigengesicht gegen das Mädchen vorstreckte.

„Wollen Sie etwa zurückbleiben, Fräulein Pauline?“ fragte derselbe mit knabenhaft scharfer, schnarrender Stimme, von deren Ton das Mädchen sichtlich unangenehm berührt war. Sein höhnisches Grinsen verrieth ebensoviel Argwohn als Vorwitz, als er in seiner Ermahnung neben ihr herschreitend weiter fortfuhr: „Wo schweifen denn Augen und Gedanken wieder umher? He? Ist etwa — Er vorübergerit- ? He?!“

Das Mädchen hatte den gelockten Kopf nach [illegible] Fragenden gewandt, sah ihn dann vornehm, mit

abweisender, fast verachtungsvoller Kälte an und fragte kurz:

„Wer?"

„Ei, Sie fragen noch!" antwortete der Jüngling keck, dennoch etwas aus der Fassung gebracht. „Hab' ich doch mit angehört —"

„Was?"

„Wie ihm Ihre Mutter sagte, daß die „schöne Pauline" noch nachkommen werde," versetzte etwas stockend der Jüngling.

„Wem? Wann?" fragte Pauline in demselb kalten Tone, während ihre Unterlippe sich vorsch indem sie neben dem jungen Herrn den Steg er lang schritt.

„Wem?" wiederholte der bleifarbige Jüngli „Dem schönsten Cavalier seiner Zeit, wie Ihre Fr Mama schwärmerisch zu sagen pflegt. Wann? A er heut Vormittag vom Seeschloß herüber gerit kam, das der König demnächst bezieht. Hm! We das am dürren Holz geschieht, was erst am grünen

„Was geschieht? Herr Felix — Herr von Fuch verbesserte sich Pauline gleichgültig und zerstre indem sie im Begriffe, das vom Dampfschiffe h übergelegte Brückenbord zu beschreiten, nochm

einen längern Blick nach dem Quai zurück sandte, wo die einnehmende Gestalt des Fremden noch auf derselben Stelle verweilte. Ihr Begleiter war der Richtung ihrer Augen gefolgt, — der Fremde stand allein auf dem leeren Platze, und nun konnte sich Herr Felix von Fuchs nicht enthalten, zu bemerken:

„So, das war der Magnet, der Sie —“

Das Wort erstarb ihm auf der Zunge vor dem unmuthvollen funkelnden Blicke der jungen Dame, deren dunkelroth aufflammendes Gesicht durch Zornesblitze verhüllte, daß sie sich getroffen fühlte. Mit einem verächtlichen Ruck, als fühle sie den Herrn Felix von Fuchs ihres Zornes nicht werth, warf sie dann ihre braune Lockenfluth aus dem blühenden Gesichte, von den Schläfen hinweg auf den Nacken zurück, und schritt nun, leidenschaftlich erregt, dem Verblüfften voraus auf das Verdeck.

Die Schaufeln des Rades griffen alsbald in die grüne Fluth und warfen, tausend Perlen ausstreuend, das Element wieder in sein gewaltiges Becken. Der Dampfer wendete und durchfurchte geräuschvoll die smaragdnen Wogen, daß sie hinterm Kiele zusammenschlagend in Schaum und Gebraus aufwallten, und die kleinen Kähne tanzen ließen, aus welchen die

Studenten nochmals ihre Mützen grüßend schwenkten, da sie der schönen Pauline neben ihrer kleineren Freundin ansichtig wurden. An der Gallerie des Schiffes lehnend blieb sie lange durch die violette Blouse kenntlich, während sie mit dem Ausdrucke der Enttäuschung nach dem verlassenen Strande noch zurück sah, als die Gestalt des Fremden dorten kaum mehr zu erkennen war.

Der Dampfer zog, die crystallene Fluth durchschneidend, eine breite Wasserfurche nach. Unterdeß brannte die Nachmittagssonne heiß auf den kiesigen Platz vor dem Bahnhofe, ohne den Einsamen verscheuchen zu können, der dorten in Anschauung des großen Naturgemäldes versunken stand. Mit verschränkten Armen verharrte er in derselben Stellung. An den Damm des Quaies zu seinen Füßen pochten die grünen Wogen. Seine Augen aber flogen weit, weit hinan über die in der Sonne blitzende und glänzende Fläche, bis dorthin, wo der See an das ferne Hochgebirg anzulehnen scheint. Wie eine Möve schwebte auf der Wölbung der Fluth ein Segelschiff mit geblähter Leinwand, kaum erkennbar. Außer dem Dampfer belebten nur erst wenige Kähne den weite Seespiegel, über welchen des Fremden Blicke verlore

in die unfaßbare Herrlichkeit irrten. Aber während seine Augen schwelgten, lag auf seiner Miene ein Anflug schmerzlichen Entsagens und sehnsüchtigen Verlangens.

Hatte ihm der Dampfer entführt, was er vermißte? Oder wonach suchte seine Seele auf der blauen lichten Fluth?

Da unterbrach eine fremde Stimme die träumerische Stille umher. Aus seiner Versunkenheit erschreckt, bemerkte der Einsame erst, daß der schöne Quai wieder verödet und menschenleer am Rande des Sees lag. Nur ein Mann in der Tracht des Volkes stand da, mit dem Hute in der Hand, und wiederholte auf den fragenden Blick des Fremden hin seine schüchterne Anrede:

„Wollen Sie fahren, gnädiger Herr?"

„Ja, ich will."

„Wohin, gnädiger Herr?"

„Wohin Ihr wollt."

Der Schiffer sah mit schlau prüfendem Blick zu dem Fremden empor und sagte dann:

„Aber auf mich kommt's ja nit an, Herr."

„Bringt mich dahin," erwiederte der Fremde, „wohin Ihr am liebsten fahrt, gleichviel an welches

Ufer, nur nicht allzu weit, falls ich noch heute zur Stadt zurück wollte."

Ohne weitere Einsprache sprang der Schiffer nach seinem Kahne am Ufer zurück und richtete denselben so, daß der Fremde bequem einsteigen konnte. Bald plätscherten die Ruder auf den grünen Wellen, deren Fluth beim weitern Vordringen stets dunkler anwogte. Geheimnißvoll schaute die feuchte Tiefe herauf zum lichten Tag. Der Glanz der Sonne durchleuchtete die obere Wasserschichte mit ihrem Golde — unten dämmerte es je tiefer je dunkler in lauter Smaragd, während die Wassertropfen perlenlicht von den Rudern abfielen, welche sich mit regelmäßigem Schlag und einschläferndem Tact in dem flüssigen Crystall der Seefluth badeten.

Der Wasserspiegel war noch nicht so belebt, wie in den spätern Sommermonaten, die Weihe seliger, einschmeichelnder Ruhe noch nicht von ihm genommen. Nur da und dort schwamm ein Schifflein über der weiten Fluth, die jetzt tief und dunkel unten floß. Auf leichtem Kahne, mit leisem oder lauterm Sirenensang, einer Nixe gleich, kam da in leichtem Gewande wohl eine malerisch gelockte städtische Jungfrau hergerudert, deren Erscheinung die Aufmerksamkeit des

Fremden erregte. Prüfend spähte dann sein Blick nach der eleganten Schifferin, die seine Bahn kreuzte, kehrte aber ebenso oft unbefriedigt zurück, um sich in die grüne Tiefe zu versenken, in welche das Ruder gluckfend tauchte; oder er sah träumerisch hinaus auf das leise Wallen und Wogen, Blitzen und Flimmern des Sees. Einmal klang es leise summend von seinen eigenen Lippen:

„O pescator dell' onda!"

Welche Erinnerungen mochten ihm erweckt sein?

Die halbe Breite des Sees war zurückgelegt, als der Träumende sein Antlitz von der grünen Fluth zu dem des Schiffers hob und fragte:

„Sind schon viele Fremde am See?"

„Nicht gar Viele," war die Antwort. „Es geht mehr ab und zu. Außer den Herrschaften aus der Stadt mit eignen Landhäusern nur wenige."

„Einige also doch schon. Ausländer?" fragte der Fremde ziemlich theilnahmlos und melancholisch.

„Engländer und Norddeutsche," erklärte der Schiffer.

„Norddeutsche?" fiel jetzt der Andere nachdrucksvoll ein, indem er aufmerksamer nach dem Schiffer herüber sah.

„Ja," meinte dieser, „eine ganze Familie, die sich da rechts oben eingemiethet hat."

Damit deutete der Schiffer mit einer Schwenkung des Hauptes nach dem westlichen Ufer, und der Fremde folgte mit den Blicken, während der Schiffer fortfuhr:

„Hab' sie am Dienstag über's Wasser gefahren. Dem alten Herrn ist dabei der Hut in's Wasser g'flogen. Und die Frauenzimmer hat's erschreckt!" fügte der Schiffer in der Erinnerung lachend hinzu.

Der Fremde horchte jetzt mit unerwartetem Interesse. Nach einer eingetretenen Pause, in welcher er auf weitere Reden des Schiffers zu warten schien, fragte er:

„Zwei Damen?"

„Drei, gnädiger Herr," versetzte der Schiffer ruhig. —

„Drei?!" wiederholte der Fremde mit nachdenklicher, unbefriedigter Verwunderung. „Drei Damen? — Der alte Herr mit langen grauen Haaren, goldner Brille, wie ein Gelehrter —"

„Ja, so schaut er g'rad schon aus, und das Fräulein —"

„Ein junges, zartes, schönes, blondes Mäd-

chen!“ fiel der Fremde eifrig und mit blitzenden Augen ein.

„Na, so jung und zart grad nit, aber g'spaßig g'wiß, und schön für denselbigen, dem's gefallt,“ sprach der Schiffer, indem er wieder lachend seine Zähne zeigte, die Ruder einen Augenblick emporhob und sich mit dem Daumen der linken Hand über die Oberlippe strich, wobei er noch erklärend hinzufügte: „Die, Herr, hat Haar auf den Zähnen, — g'wiß ist's wahr.“

Der Fremde konnte des Schiffers Erläuterung nicht mißverstehen und hörte nur stillschweigend eine Beschreibung, die mit der eignen Vorstellung wenig übereinzustimmen schien. Denn beschämt sah er wieder nieder in die vorbeigleitende grüne Wellenfluth oder griff mit der Hand in das weiche, geschmeidige Element, über welches hin der Nachen ihn trug. Wieder versank er dabei in nachdenkliches, träumerisches Schweigen, während die Wasserfläche sich weithin zu kleinen Falten kräuselte. Glänzende Lichter erhellten den weiten Seespiegel nah und fern; aber die Sonne lag drückend heiß und schwül auf demselben. Wie ließ sich's jetzt von den beschatteten Pfaden und Lauben des Strandes aus, wie durch die Fenster der Villen auf die blitzende Fluth schauen!

Am Ufer, nach welchem der Kahn schwebte, glänzte das Seeschloß aus dem Grün des Parks und in scharfer Spiegelung aus der Fluth, weiterhin freundliche Landhäuser aus blühenden Bäumen. Der laue Wind führte deren Duft hinaus auf den See, bis zu dem schaukelnden Kahne.

Zweites Capitel.

Was man sich am See erzählt.

In den duftigen Jasmin- und Fliederlauben vor der italienischen Façade eines der Häuser am Ufer saßen zu dieser Stunde an blankgescheuerten Wirthstischen Gruppen städtischer Gäste, meistens Damen. Diese sahen nicht oder doch nur zufällig auf den See hinaus, dessen Spiegel durch das Laubwerk da und dort gebrochen herein blitzte; oder sie sahen aus den schattigen, lenzfrischen Laubgewölben am Strande nur dann auf die leuchtende Fläche, wenn ein Nachen daherschwebend, das Dampfschiff lärmender, neue Gäste brachten. Auch horchten die Damen nicht auf den Gesang der Sprosser im nahen Wäldchen, noch auf das melodische Geschwätz der Staare auf den blühenhenden Obstbäumen, zwischen welchen das Wirthshaus am Uferhang stand. Vielmehr wurde die schöne Stunde benutzt, um viel und Vielerlei zu plaudern und die Unterhaltung mit dem braunen duftigen

Tranke zu würzen, der aus den Kannen der Aufwärterin dampfte.

Auch an einem Tischchen unmittelbar vor dem Portal des Hauses saßen zwei Frauen aus der Hauptstadt, welche auf wenige Tage mit ihren Kindern vorläufig an den See gekommen waren, um den schönen Mai zu genießen, bevor die Saison das Landleben ungenießbarer machte. Die eine der Frauen war eine kleine, lebhafte Brünette mit scharfen, ausgesprochenen Zügen, — die andere eine liebliche Blondine mit sanftem Ausdrucke und seelenvollen guten Augen, die sich von Zeit zu Zeit von der beweglichen Nachbarin ab und auf ihre Häkelarbeit wandten, oder sorgsam hütend eine kleine Heerde jubelnder Kinder übersahen. Diese sprangen am Seegestade auf und ab, und jauchzten jedesmal laut auf, wenn ein in's Wasser geworfener Kiesel, Ringe ziehend, untertauchte und die getäuschten Enten am Ufer dann suchend die Köpfe in's Wasser und die Körper verkehrt in die Luft reckten. Auf der Bergwiese suchten zwei heranwachsende Mädchen nach Blumen, um sich Kränze zu flechten, welche sie ihren Müttern bringen wollten.

Die beiden Frauen waren durch die Ankunft einer Gesellschaft, die vom Dampfschiff gebracht wor-

den war, in ihrer Unterhaltung über die Verhältnisse bei Hof und am Theater unterbrochen. Nun beugte sich die Blondine über den Tisch und fragte leise ihre Nachbarin:

„War die Eine, welche herübergrüßte, nicht die Langenbècque?“

„Ja, die Langenbècque,“ antwortete die kleine Brünette etwas sarkastisch: „Mutter des schönsten und gebildetsten Mädchens der Stadt, Gattin des klügsten Mannes im Lande, eine seltene Frau, die schon zwölf Kinder geboren, was sie zur Erhöhung ihrer Reize den jungen Herren zu erzählen pflegt.“

„Sie erzählt das?“ fragte die Blondine ungläubig.

„Allen jungen Herren, welche ihrer Pauline wegen das Haus besuchen.“

„Das ist aber auch wirklich ein anziehendes Mädchen,“ meinte die blonde junge Frau, nachdem sie einen Blick nach der Laube geworfen, in welcher die vom Dampfschiffe gekommene Gesellschaft Platz gefunden hatte. Dagegen machte jedoch die Brünette geltend:

„Aber kokett, schrecklich kokett. Und dann theils zu rücksichtslos, theils zu herausfordernd, um liebens=

würdig zu sein. Das ist eben die Erziehung ihrer verdrehten Mama."

„Die Mutter scheint doch eine artige und ist immer noch eine hübsche Frau!" ließ sich die sanfte Stimme der Andern wieder vernehmen.

„Aber eine geschupfte Person!" versetzte die Brünette, sich über den Tisch beugend, indem sie zur drastischen Bezeichnung einen Provinzialismus gebrauchte. „Trotz ihrer zwölf Geburten und großen Tochter, hätte sie nicht übel Lust nach einer Gelegenheit, die Rolle der Werther'schen Lotte nachzuspielen!"

„Ach, Frau Professor," fragte die Blondine jetzt gutmüthig zweifelnd, „ist sie denn wirklich so einfältig?!"

„Ich kenne sie ja," versetzte die Frau Professor in einem Tone, der jeden Zweifel beseitigen sollte. „Sind doch unsere Männer so zu sagen Freunde, wobei ich alle Mühe habe, mir die holde Gattin fern zu halten, die immer von ihrer „Inclination für die Aristokratie" spricht. Denken Sie nur, da hat ihr Jemand gesagt, es sei guter Ton in der vornehmen Welt, sich nur beim Taufnamen zu nennen. Was thut sie? Am letzten Abend bei Frau von Luckner läuft sie dieser in die Arme und ruft schwärmerisch:

Ach, Elischen, wie lieb' ich Sie! Sie begreifen, daß eine so feine Frau, wie die Luckner, der Thörin nur mit um so würdevollerer Ruhe und Höflichkeit begegnete, bis sie sich ganz consternirt zu mir wandte: Ach, Trudchen, hat Elise auch ein fühlendes Herz?"

Die hübschen Züge der Zuhörenden erheiterten sich bei dieser Mittheilung zu einem milden Lächeln, das fast wie eine Entschuldigung aussah. Vielleicht wollte sie von dem Gegenstande abkommen, als sie fragte:

„Werden Sie die nächste — letzte Soirée bei Frau von Luckner besuchen?"

„Gewiß, es wird kaum Jemand dabei fehlen. Kommen Sie doch auch, bevor Sie Ihrem Manne in die geliebten Alpen folgen, die wir auf seinen Bildern bewundern, — kommen Sie doch, wäre es auch nur, um zu sehen, wie sich Ida in die Ankunft ihres Vetters schickt."

„Wie so?" fragte die Malersfrau verwundert.

„Man will ja behaupten, er sei ihr verlobt von früher."

„Man sagt es! — Ich höre von meinem Manne und Anderen, daß er eine eben so anziehende Persönlichkeit, als ein ausgezeichneter Künstler sei."

Die kleine Frau Professor rümpfte die Nase und warf den Mund mit listigem Hohne auf, als sie nun entgegnete:

„Aber gegen Herrn von Leith kommt eben keiner auf.“

„Sie scherzen, Frau Professor!“ sagte jetzt die Malersfrau ernst, indem sie ihre Häkelarbeit vor sich auf den Tisch sinken ließ. „Mag Fräulein von Luckner noch so bewunderungswürdig und umschwärmt sein, wird sie es doch stolz als ein Glück empfinden, mit einem begabten Manne voll reicher Zukunft vor den den Altar zu treten.“

„Hm! Auch hinsichtlich der Zukunft,“ meinte die Professorin, „dürfte Herr von Leith einen Vorsprung vor dem Architekten haben. Mein Vater, mein Mann, unser ganzer Gesellschaftskreis huldigt schon jetzt dem mächtigsten Mann im Lande, der zugleich nach dem Urtheil aller Mädchen und Frauen der schönste ist. Nicht? Ist er nicht die Ritterlichkeit und Anmuth selbst?“

„Anmuth ja!“ antwortete die Malersfrau. „Er reitet mit Anmuth, tanzt mit Anmuth, bringt die ausgesuchtesten Plattheiten mit Anmuth vor, — kurz, er ist über die Maßen anmuthig.“

„Nun also?“

„Er ist eben kein Mann,“ sprach die Malersfrau mit ruhigem Ernste und nahm ihr Häkelarbeit wieder vor, während die Professorin erstaunt, befremdet, ja fast betreten von der bestimmt urtheilenden Weise der sonst so gutmüthigen und sanften Tischnachbarin nach dieser schaute. Erst nachdem sie sich von ihrer Verwunderung erholt hatte, begann sie mit einem eigenthümlichen Lächeln:

„Das heißt nur, Sie haben andere Ideale vom Manne. Wen stellen Sie z. B. höher?“

„Nun — —“ und die hübsche Malersfrau ward durch ein sichtliches Erröthen sogar reizend — — „da ist mein Werner —“

„Doch ein anderer Mann. Natürlich!“ erwiederte ihre Tischnachbarin nicht ohne Spott. „Aber da sind Sie, meine Verehrte, doch zu sehr Parthei, um objectiv zu urtheilen. Um mich zu überzeugen, müssen Sie schon Andere nennen.“

Frau Werner hob wieder ihr hübsches Haupt, sah auf den See hinaus und sagte unbefangen:

„Der Doktor Brand!“

„Der maliziöse Gerichtsrath, — das wär' gerade der rechte!“

„Er ist doch ein Mann, voll Geist und Bedeutung,“ entgegnete die junge Frau, hinzufügend: „oder Doktor Herbert!“

„Bitte Sie, der einsiedlerische Griesgram, dessen bedauernswerthe Frau in keine Gesellschaft kommt!“

„Und doch eine der glücklichsten Frauen ist, — ich kenne meine Schulfreundin Bertha!“ sagte Frau Werner mit ruhiger Bestimmtheit. „Ich könnte Ihnen noch Andere nennen; selbst der Maler Sturm —“

„Der dem Schenkmädchen oben die Cour macht?“ fiel die Brünette geringschätzig ein. „Mein Gott, Sie fallen aus Ihrer Rolle, Verehrte! Warum nennen Sie denn nicht den Dr. Spatz, den Balthasar Schnippser, oder meinen Casimir — ach, du grundgütiger Gott! alles geistreiche Männer. Was haben Sie denn eigentlich gegen Herrn v. Leith?“

„Nichts, als Mangel an Achtung,“ sprach Frau Werner ernst.

Die kleine lebhafte Professorsgattin machte eine Bewegung und Geberde, welche ebenso viel Mitleid mit dem Standpunkte ihrer Tischgenossin, als Geringschätzung ausdrücken konnte, indem sie bemerkte:

„Hm! Etwa, weil er ein Leichtfuß ist!“

Offenbar fand sie diesen Fehler, wenn es über-

haupt einer war, sehr verzeihlich. Und es ward scherzend gesagt, aber ernst gemeint, als sie hinzufügte:

„Ich versichere Sie, solche Leichtfüße können sehr liebenswürdig sein, — — und geistreiche Männer sehr langweilig."

Das Letztere begleitete sie mit einem überzeugenden Nicken, als wisse sie das sehr genau — aus eigener Erfahrung. Dann fuhr sie fort, ihre Aufstellung zu bekräftigen:

„Wie gerne sehen die Mädchen an den geistreichsten Männern vorüber nach Herrn von Leith. Ich weiß es ja, und meine Schwestern wissen nicht wenig davon zu erzählen. Was treibt denn die Pauline Langenbècque heute heraus an den See? Sie werden sehen, wie belebt es diesen Sommer hier am Strande wird. Ich will mich nicht wundern, wenn selbst die Luckner mit der schönen Ida ihre Sommerfrische hier am See nimmt."

„Aber gewiß doch ohne Nebenabsicht."

„Hm! Ohne Zweifel!" war die ironische Antwort. „Wie gutmüthig Sie sind! Sie kennen meine kluge Luckner noch nicht. Glauben Sie jedoch, daß Herr von Leith sich fangen lasse?"

„Fangen lasse?" fragte die Malersfrau mit zu-

rechtweisender Verwunderung zurück. „Ah! Braucht Frau von Luckner für ihre Ida Schlingen nach Männern zu stellen? Es scheint doch, daß dieser Leith schon lange genug um das schöne Mädchen flattert und gerne in einem Netze hängen bliebe, wenn man eins nach ihm auswerfen wollte. Jedenfalls ist Frau von Luckner eine zu verständige Frau, als daß sie das Glück ihrer Tochter auf Sand bauen wollte."

„Sonderbar," erwiderte die Frau Professor lächelnd, „sonderbar, daß sie es dennoch will. Ja, ja! Das macht der Ehrgeiz! Und noch ganz andere möchten auf diesen Sand bauen — glauben Sie mir's — und seien Sie überzeugt, daß z. B. auch die kleine, reiche Gräfin Adele Waldburg gar gern in diesen Sand bauen würde. Und wer weiß — — jedoch, was sorgen wir für die Luckner! Die ist ja die Klugheit selbst!"

„Und die Liebenswürdigkeit," fügte die Malersfrau voll Ueberzeugung hinzu. „Ihr Umgang ist wahrhaft herzgewinnend!"

„O ja, das versteht sie — zu fesseln!"

Die gutherzige Malersfrau überhörte den Ausdruck, mit dem dies gesagt war und fuhr eifrig fort: „Wer sie nur je gesprochen, schwärmt für sie, und

selbst Fremde, die sie nur vom Hörensagen kennen, sind ihres Lobes voll, wie z. B. Frau von Helming."

„Ah, Sie kennen diese Leute! Sie sollen ja den Sommer am See zubringen wollen, — eine feingebildete Familie, nicht wahr?"

„Sehr! Welch' reizendes, anmuthiges Mädchen ist —"

„Im Gegentheile!" fiel die Frau Professor ein, indem sie ihrer Tischnachbarin in die Augen sah. „Sie sind in liebenswürdiger Laune und finden mit Ausnahme des Herrn von Leith alles reizend. Fräulein von Helming soll zwar sehr geistreich und pikant, aber nichts weniger als hübsch sein. Sie ist ein Blaustrumpf und wechselt mit meinem Manne gelehrte Briefe. Aber hören Sie doch — was schreit denn die Fuchs da innen?"

Und damit neigte die Frau Professor ihr Ohr gegen die Laube, in welche sich die Gesellschaft vom Dampfschiff zurückgezogen hatte. Ihre Tischgenossin wollte nicht gleich ihr horchen, jedoch war ihre Neugierde erregt, so daß sie leise fragte:

„War die hagere Dame die reiche Frau v. Fuchs?"

„Die reiche Fuchs, ja! das beste Herz und die schärfste Zunge!"

„Wie vereinigt sich das?“

„O sehr gut!“ antwortete die Frau Professor flüsternd. „Sie ist überall zur Hülfe bereit, weil das ihr Gelegenheit gibt, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen. Und ihre „innige Freundschaft“ berechtigt sie allenthalben den Leuten die bittersten Wahrheiten zu sagen. Sie ist das pure Gegentheil der Langenbècque, die lauter artige Dummheiten macht, — darum vertragen sie sich auch so gut. Die Fuchs glaubt ein Privilegium darauf zu haben, von den Leuten Schlimmes zu reden; es erweckt sogleich ihre Eifersucht, wenn das eine Andere wagt und sie verfällt in einen wahren Paroxismus des Lobs derjenigen, über welche geschmält worden, wenn nicht sie selbst es gethan.“

„Also ein Original.“

„Und was für eins! Ihre schwächste Seite ist aber der Herr Sohn, dessen Hand sie für das Ziel aller Mädchenwünsche hält und geltend macht, — der junge Mensch, der dort vor der Laube auf dem Stuhle lümmelt.“

Die Malersfrau warf einen Blick hinüber, wo der Bezeichnete, auf seinem Sitze schaukelnd, mit breitgeöffnetem Munde den Rauch seiner Cigarre in die

sonnige Luft am Seestrande blies. Dann meinte sie lächelnd:

„Nun, bei diesem Jungen hat 's doch noch gute Weile.“

„O, so grün er aussehen mag, ist er doch schon majorenn, mindestens fünf Jahre älter, als Pauline, die er jetzt mit seiner Eifersucht verfolgt. Und die Langenbècque, so einfältig sie ist, hat doch die Schlauheit, sich den holden Felix in Reserve zu behalten und mit der Fuchs nicht zu brechen.“

„Ihrer Tochter wegen? Nicht möglich.“

„Ich weiß es ja. Allerdings machen sich die Mädchen über den grünen Jungen lustig, und selbst die arme Luise, die nun schon seit einem Lustrum achtzehn Jahre alt ist —“

„Luise Sperling? Ach nein!“

„Ist dreiundzwanzig Jahre alt gewesen!“ war die nachdrucksvolle Antwort. „Sie ist sicher nur mit Paulinen herausgefahren, weil sie wußte, daß der kleine Arthur Maier, auf den sie ein Auge hat, sich eben am See herumtreibt. Er ist ja vorhin da vorüber. Selbst die arme Luise — wollte ich sagen — lacht den Felix nur aus. Aber hören Sie doch, was sie miteinander haben! Was es nur wieder gibt! —

Ach, daß jetzt die Rangen so schreien müssen, man versteht kein Wort. — Wollt ihr ruhig sein."

Das Letztere, mit gerunzelter Stirne gesprochen, galt der Kinderschaar am Ufer, die sich noch immer lärmend am Wasser herumtrieb, während die Unterhaltung in der Laube einen allerdings lebhaften Charakter angenommen hatte. Frau Werner erhob sich indeß vom Tische. Entweder war ihre Neugierde nicht so stark, oder ihr Zartgefühl ausgebildeter, als das der Anderen: sie schien am Aufhorchen nicht theilnehmen zu wollen.

„Ich muß meinen Kleinen zur Ruhe bringen!" sagte sie, nahm eines der Kinder auf den Arm und trug es schaukelnd hinweg, während die Zurückgebliebene einem Kindermädchen befahl, die übrigen Schreier — ihre eigenen Sprößlinge — hinweg zu führen und anderswo zu beschäftigen, damit ihrem lauschenden Ohre nichts von der lauten Unterhaltung entgehe, welche in der Laube stattfand.

In dieser genoß man unterdeß den schönen Maientag am prachtvollen See so ziemlich in der nämlichen Weise, wie draußen, — man trank Kaffee und hechelte schon auf der Hechelbank mit einem Eifer, als hätte es die größte Eile. Das graue Seidenkleid

der Malersfrau, die auch schon wieder am See sein müsse, gab für einige Minuten Stoff, ebenso die Hochnäsigkeit der Andern; — wenn die auch eine Tochter des einflußreichen Geheimrathspräsidenten sei, so heiße sie doch einfach Frau Professor Bader und man kenne ja, was Casimir Baders Gelehrsamkeit bedeute, — jedermann lache ihn aus und er heiße allgemein der Universitätsbader. Die beiden Mädchen nahmen weniger Theil an dieser Unterhaltung, zischelten, flüsterten und kicherten vielmehr zusammen und ließen ihre Augen manchmal durch das Blattwerk hinaus auf den See, oder auf den Uferweg streifen, indem sie bei jedem Laut erwartungsvoll aufsahen, als harreten sie der Ankunft Anderer.

Vor dem Eingange der Laube, den beiden Mädchen zugewendet, saß inzwischen Herr Felix von Fuchs auf schaukelndem Stuhle, mit weit vorgestreckten Beinen, in einer Lage, die er für nachlässige Eleganz erklärt hätte, wenn er um deren Natur befragt worden wäre. Den Rücken gegen den See gekehrt, der in sonniger Herrlichkeit draußen lag und hörbar an den grünen Strand wallte, sah er nichts von der Schönheit des Maientags, sondern war für jetzt einzig bestrebt, sich vor den beiden Mädchen im

Glanze eines weltmännischen Jünglings, in der Glorie eines feinen, raffinirten und eleganten Rauchers zu zeigen. Dabei warf er ihnen manchmal unwiderstehliche Blicke zu, völlig unbekümmert um die Verheerungen, die er damit in den Herzen der armen Mädchen anrichten mochte. Da blies er nun den Rauch kunstgemäß bald mit weitgeöffnetem, bald mit ugespitztem Munde langsam und stetig oder puffweise vor sich hin in die blaue Luft. Dann ging er zu dem Effektstücke über, den Rauch in blauen Ringen aus seinem, wie ein Karpfenmaul geöffneten Munde ausgehen zu lassen, um ihn wieder aus der Luft künstlich aufzusaugen und zum Zweitenmale durch die Nase in's Freie zu befördern, — ein Anblick von großer Wirkung. Das that er so lange und sperrte dabei den Mund mit so unnachahmlicher Rundung auf, daß die hübsche Pauline ihn hierüber ansah und fragte:

„Fürchten Sie nicht, daß Ihnen ein Staar in den Mund fliegen möchte?“

„Ein Staar? Warum ein Staar?“ erwiderte er, indem er wieder den Rauch seiner Cigarre mit graziöser Haltung des Hauptes in zwei zierlichen Strahlen durch die Nase über den Tisch hin blies. Pauline wandte das Gesicht ab und meinte hierauf:

„Wenn's in der Dämmerung wäre, würde ich sagen, eine Eule oder Fledermaus, was Sie vorzögen, Herr Felix."

„Auch eine gebratene Ente fände Platz," fiel die aschblonde Luise ein, und die beiden Mädchen lachten heiter zusammen, als mit einem Male aus der Tiefe der Laube sich ein Paar funkelnde Augen herrichteten und die scharfe Stimme der Frau von Fuchs vernehmbar wurde:

„Warum sagen Sie nicht lieber ein Gänschen?"

Die arme Luise ward roth, wie eine Päonie. Pauline jedoch hob ihre Kaffeetasse zu den Lippen, schaute über dieselbe nach Frau von Fuchs und entgegnete:

„Weil die Gänschen jetzt noch von den alten Gänsen gehütet werden, wie Ihnen bekannt sein wird, Frau v. Fuchs. Auch wollten wir keine Reminiscenz an das Lied: Fuchs, du hast die Gans gestohlen."

Mit spitziger Nase und weitgeöffneten Augen starrte die Angerufene nach der unbegreiflich kühnen Sprecherin. Denn nach einer in diesen Kreisen oft erzählten Anekdote hatte der verstorbene Herr von Fuchs einst in Gesellschaft das zufällige Absingen jenes Kinderliedes, als Anzüglichkeit auf die Art, wie

er zu seiner reichen Frau gelangt war, aufgefaßt und eine Scene veranlaßt. Während nun Frau von Langenbècque ihrer Tochter einen bedenklichen aber doch bewundernden Blick zuwarf, sah auch Luise mit heimlichem, schadenfrohen Lächeln von der erzürnten Dame nach der entschlossenen Freundin, freilich mit einer Miene, welche die Mahnung enthielt: Gieb Acht, daß sie Dich nicht beißt!

Wider Erwarten jedoch schwieg Frau von Fuchs und begnügte sich, mit geschlossenen Lippen und blitzenden Augen, theils durchbohrende, theils musternde Blicke nach Paulinen zu werfen. Dabei fühlte sie sich offenbar in unerwarteter Weise überrumpelt. Sie konnte sich eines unwillkürlichen Respectes vor diesem Beweise einer scharfen Zunge nicht erwehren und zog es vor, eines günstigeren Augenblicks zur Entgeltung zu harren, indem ihre Geberde die Zuversicht ausdrückte: „Ich bekomme Dich doch noch unter mich!“ Pauline aber wandte sich ganz unbefangen, als sei nichts vorgefallen, mit der Frage an den holden Felix:

„Und wer hat Sie denn das raffinirte Rauchen gelehrt? Auch wieder Ihr Freund, der Marquis ode Marqueur im Kaffee Emanuel?“

„Oh!“ machte Felix mit ablehnender Wichtigkeit

„So was lernt sich nur in feinster Gesellschaft. Es hat aber auch Schick und verve, nicht wahr?“

„Und wie!“ entgegnete Pauline. „Sie rauchen ja wie ein Vulkan.“

„Neben der Venus, he! Solch' einen Vulkan ließe man sich wohl gefallen, he! Vulkan war ja der Gemahl der Venus, oder wie?“

Die beiden Mädchen wechselten Blicke höhnischen Einverständnisses bei diesen Worten des jungen Herrn. Was e r nicht sah, hatten doch die scharfen Augen seiner Mutter bemerkt.

„Also der Fremde,“ fing sie gegen Frau Langenbècque gewendet an, „der junge Fremde, für welchen Pauline schon beim ersten Anblicke so viel Aufmerksamkeit hatte —“

„Meine Pauline aufmerksam gegen einen Fremden?!“ fiel hier die Langenbècque im Tone der Zurückweisung ein, während die Gluth auf des Mädchens Wangen eine verrätherische Bekräftigung jener Annahme zeigte. „Meine Tochter, von den ausgewähltesten jungen Männern umschwärmt —“

„Ja, meine Liebe, was hilft die Umschwärmerei einem Mädchen, das nicht viel mitbekommt?“ sagte Frau von Fuchs freundschaftlich.

„Nicht viel mitbekommt?! Ei, beste Frau v. Fuchs, wie ist Ihnen denn bewußt, daß Pauline nicht viel mitbekommt?"

„Aber, Theuere, das ist ja kein Geheimniß."

„Kein Geheimniß?!" kreischte jetzt die Langenbècque. „Verehrteste Frau v. Fuchs —"

Der wohlgesittete Sohn der Letzteren hatte sichtlich seine Freude an dem gehobenen Ton, in welchem die Unterhaltung nunmehr geführt wurde. Er zwinkerte den Mädchen zu und flüsterte: „Gebt Acht, sobald sie sich lieb, theuer und verehrt werden, geht's los!" Dann ließ er einen leise zischenden, hetzenden Ton hören, der gerade kein Beweis seiner kindlichen Pietät war, während die beiden Mädchen nicht ohne peinliche Empfindung auf die Erregten schauten. Frau v. Fuchs aber sprach mit boshafter Ruhe und mit stillem Hinweis auf ihren einzigen Erben:

„Sie sagen es ja selbst aller Welt, daß Sie schon zwölf Kinder geboren. Neun davon leben also neun Theile!"

„Aber das große, blühende Geschäft me Mannes, die großen Einnahmen!" rief Frau Lang bècque über den Tisch herüber.

„Ja, man sieht nicht hinein, Liebe, man sc

nur von mißlungenen Speculationen und hält sich im Urtheil an die übermäßigen Ausgaben. Sie machen ein großes Haus, das ist bekannt."

„Aber theuerste Frau v. Fuchs, ich wiederhole —"

„Meine Freundschaft für Sie hat schon lange gefürchtet, daß Pauline ihre hohen Ansprüche etwas moderiren müsse."

„Pauline wird nur einem sehr reichen, oder sehr vornehmen Manne die Hand reichen, darauf können Sie sich verlassen, beste Frau v. Fuchs."

„Ja wohl, Millionär oder Graf, anders thut man's nicht," erwiderte die Frau v. Fuchs, wieder ganz in ihrem Elemente, und darum mit hämischer Ruhe. „Leider ist Herr v. Leith nicht das Eine und noch nicht das Andere. Der interessante Fremde aber, den Pauline mit dem Gerichtsrath Brand sprechen sah, wahrscheinlich ein Gelehrter oder Künstler, denn mit Andern geht der Brand nicht leicht um."

Froh, von dem verfänglichen Gang des Dialogs ablenken zu können, sagte jetzt Frau Langenbècque:

„Der hat wieder seine Familie in den abgelegensten weil wohlfeilsten Winkel des Landes für den ganzen Sommer gesteckt."

„Sie meinen doch den Gerichtsrath? Ja, er ist

nicht blos ein natursinniger und geistreicher, sondern auch ein verständiger Mann, liebe Freundin!"

„Wo zeigt sich aber dabei der Verstand?"

„Darin, daß er sich genau nach der Decke streckt, liebe Langenbècque."

„Erlauben Sie mir, Frau v. Fuchs, warum sagen Sie mir das und mit dieser Miene?"

„Weil Sie zu Catarrh geneigt sind und ich Sie vor Erkältung geschützt wissen möchte, meine Freundin. Nun denken Sie, wenn dieser Fremde also der zurückgekommene Neffe der Luckner, der Vetter Ida's wäre?"

„Das," erwiderte die Langenbècque mit einem bedeutsamen Nicken des Hauptes, „das könnte freilich einen Strich durch eine gewisse Rechnung machen. Die Luckner soll ja diesen Sommer auch hieher an den See ziehen wollen."

„Ich höre, sie habe schon eingemiethet," sagte die Fuchs mit der Absicht, ihre Freundin zu ärgern, und diese erwiderte denn auch:

„Nun ja, man weiß warum."

„Freilich, es ist nicht schwer zu errathen, warum man hieher kommt, — nicht wahr, meine liebe Langenbècque. Uebrigens wenn Sie meinen, daß wir durch den Schloßpark zurückwollen, ist es Zeit aufzu=

brechen. Sie rechnen ja doch darauf, Herrn v. Leith zu treffen und durch seine Galanterie das Innere des Seeschlosses besehen zu dürfen. Also kommen Sie!"

Und so brach die Gesellschaft nach wieder hergestellter Einigkeit auf. Draußen saß die Frau Professor Bader, anscheinend in die Betrachtung des See's versunken, noch immer allein an ihrem Tischchen. Man wechselte freundschaftliche Worte, knicksste sich an und schied. Die Frau Professor verließ hierauf ihren Platz, unsere Gesellschaft wanderte den Uferweg entlang unter den Bäumen hinweg.

Pauline ging zufällig hinten nach an der Seite des jungen Herrn v. Fuchs. Da belebte und färbte sich plötzlich ihr hübsches Gesicht. In einem Kahne, der eben vom See her an's Land zu stoßen im Begriffe war, erkannte sie den Herrn, dessen Erscheinung heute schon mehrmals ihre Theilnahme erweckt hatte. Zögernd ging nur noch ihr Fuß. Wie unangenehm, in demselben Moment den Platz zu verlassen, da der Fremde daselbst landete. Ihre Leidenschaftlichkeit fügte sich nur widerwillig dem Zwang der Sitte, und so empfand sie ihr Mißgeschick um so bitterer, als sie fühlte, daß sie unter keinem Vorwande an die Stelle zurückkehren konnte, wo sie erst jetzt so gern verweilt hätte.

„Thut Ihnen der Fuß weh?“ fragte Felix listig, ihre Unruhe und ihren zögernden Schritt bemerkend, da sie nach der Stelle zurücksah, wo der Fremde an’s Land stieg. „Haben Sie Ihr Füßchen plötzlich übertreten? Oder reut Sie, den schönen Platz verlassen zu haben?“

Pauline hatte darauf rasch einige Schritte vorwärts gemacht, kehrte sich jedoch eben so rasch um und sagte, ihre Verwirrung bemeisternd:

„Was fällt Ihnen ein? Warum soll mich’s reuen?“

„Weil wir vielleicht die Bekanntschaft von Ida’s Vetter gemacht hätten.“

„Ida’s wegen möcht’ ich allerdings wissen, ob es Herr Wildhoff sei, glaub’ es jedoch nicht.“

„Ich glaub’s.“

„Ah, er ist’s nicht,“ sagte Pauline stehenbleibend, mit einem Blicke nach dem Wirthshause zurück, vor dessen Portal sich der Ankommende eben niederließ.

„Er ist’s. Wetten wir.“

„Gut. Um was?“ fragte Pauline, und Felix erwiderte:

„Gewinnen Sie, so können Sie mich heißen, was Sie wollen. Gewinn’ ich, so — fahren Sie mit mir Abends bei Mondschein im Kahn.“

„Ja, damit Sie in Ihrem Kaffeehaus damit prahlen.“

„Ich? Nie!! Ich schwöre!“

„Lassen Sie's. Aber wie kommen wir hinter die Wahrheit?“ fragte sie, dahin zurückblickend, wo der Fremde saß und in die Pracht des See's hinausschaute. Felix aber setzte sich bereits in raschem Lauf nach dem Wirthshause zurück, indem er der allein Gelassenen noch zurief:

„Das überlassen Sie getrost meiner Feinheit, meinem Tact.“

Sie konnte keine Einwendung mehr machen und sah nur noch, wie er nach Zurücklegung der kurzen Strecke mit komischer Würde auf den Fremden zutrat und wie dieser sich nach ihm umkehrte, als er sich folgendermaßen angeredet hörte:

„Mit Verlaub, mein Herr, darf ich Sie nicht um Feuer ersuchen?“

Obgleich Zündhölzchen daneben standen, reichte der Fremde seine Cigarre hin, worauf Felix die seinige ansteckte, dankte und weiter fragte:

„Habe ich nicht die Ehre, mit dem berühmten Schriftsteller Arthur Maier zu sprechen?“

„Nein!" erwiderte der Fremde. „Wie kommen Sie zu dieser Annahme?"

„Nun, er soll eben am See grassiren," war die belustigende Antwort. „Dann sind Sie vielleicht der Maler Werner?"

„Nein!" sprach der Fremde gelassen und sah auf den See hinaus.

„Und doch sind Sie mir so bekannt. Habe ich die Ehre, Herrn Professor Bader —"

„Sie sind im Irrthum," fiel der Fremde kurz ein. —

„Dann müssen Sie entweder Maler Sturm oder Gerichtsrath Brand sein."

„Keiner von Beiden," sprach der Fremde und kehrte halb den Rücken her.

„Ich bin ganz verwirrt," meinte Felix. „Erlauben Sie mir —"

„In diesem Fragestyl fortzufahren. — Fragen Sie immerhin."

„So dürften Sie zuletzt gar Herr — Architekt Wildhoff sein?"

Der Fremde kehrte sich um, fixirte den Fragenden etwas scharf und sagte dann kalt:

„Der bin ich. Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Nichts weiter, — sehr verbunden: die Wette ist gewonnen!“

„Halt! Bitte!“ sprach jetzt der Fremde, als der Andere mit dieser Nachricht davon eilen wollte. „Wenn Sie mich zum Gegenstand Ihrer Wetten machen, habe ich doch ein Recht zu fragen, was Sie dazu veranlaßt.“

„Ach! Sehen Sie dort unter den Bäumen die junge Dame in violetter Blouse? Fräulein Pauline Langenbècque wollte nicht glauben, daß Sie der Vetter von Luckner's seien. Nun muß sie die Mondscheinfahrt mit mir machen. Empfehl' mich!“

Und mit triumphirender Miene eilte Herr Felix v. Fuchs zu dem harrenden Mädchen, dessen Antlitz sich mit Purpur übergoß, als es merkte, daß des Fremden Blick prüfend herüberstreifte. Mit pochendem Busen hatte sie dagestanden und ging jetzt mit dem jubelnden Felix den Vorangeschrittenen nach.

Folgten ihr die Gedanken des Zurückbleibenden? Der sah einsam wieder über den sonnenbeglänzten See hin bis zum fernverschwimmenden andern Ufer. Weit draußen auf der blauen Fluth schwebte kaum erkennbar ein Nachen, an dem seine Augen unwillkürlich hafteten. Der eben stattgehabte Vorfall war darüber bald vergessen.

Drittes Capitel.

In welchem Leid und Lust wechseln.

Nach den Eröffnungen, die Frau v. Luckner ihrem aus dem Süden zurückgekehrten Neffen gemacht, und nach seiner eignen Erklärung, durch welche die Verhältnisse unter den Verwandten wesentlich geklärt worden, hatte Wildhoff die Tage damit ausgefüllt, alles ihm Neue in der riesig anwachsenden Stadt zu besehen und inzwischen seine Wohnzimmer im Hause der Tante einzurichten. Auch hatte er den Contract mit der jungen Verlagsfirma auf Herausgabe seines Werkes in Heften abgeschlossen und, im Hause seiner Tante aufgesucht, mit dem Factotum des reichen Barons v. Buchberg eine Unterredung gehabt, welche ihm einen etwas eigenthümlichen Begriff von den „gemeinnützigen Unternehmungen," wie dessen Bauspekulationen, die von der dienstfertigen Localpresse angekündigt wurden, geben mußte.

Solche Beschäftigung hatte seinem äußeren Men-

schen Bewegung, seinem Sinne Zerstreuung gegeben, aber seinem Herzen kein Genügen, seinem Geiste keine Befriedigung mehr gewährt. Mit der ersten großen Enttäuschung war ihm ein Ziel seines seitherigen Strebens entrückt. Die in seinem Denken und Wollen entstandene Lücke klaffte wie ein Riß durch sein Leben; dessen Vergangenheit und Zukunft lagen als Fragmente unvermittelt neben einander, — jene in klarem Lichte, leicht zu übersehen, — diese ein dunkles Chaos, scheinbar ohne Keim eines ferneren gedeihlichen Geschickes, das sich daraus entwickeln sollte.

Mit welcher Freundlichkeit auch Tante und Bäschen bemüht waren, ihm das Zusammenleben traut und heimisch zu machen: das Haus erschien ihm fremd, und er fühlte sich in seinem Verwandtenkreise einsamer, als bei früheren Streifereien auf der griechischen Trümmerwelt Calabriens und Siciliens. In der Leere seines Herzens drängte es ihn zu einem Freunde. Und doch vermied er, Herbert aufzusuchen, dessen Anblick ihn an alle seine schönen Hoffnungen in den Tagen seiner Ankunft, an alle die leichtgenommenen Warnungen erinnert hätte, welche sich schon jetzt als wirkliche Enttäuschungen erwiesen. Wie tief fühlte er sein eigenes Schicksal schon jetzt in die

Günstlingswirthschaft des Landes verstrickt, sein Lebensglück von ihr alterirt, wenige Tage später, nachdem er eine solche Möglichkeit verlacht und als die Ausgeburt schwarzsüchtiger Hypochondrie weit hinweggewiesen hatte. Seltsame Fügung, die ihn, den kaum in's Vaterland Heimgekehrten, sogleich als Opfer der Verhältnisse erlesen, welche so verhängnißvoll das Schicksal des Staates bestimmten. Welche Belege für die Begründung von Herberts trüben Anschauungen konnte er selbst nun bringen, nachdem er seine Tante gehört, und die Motive ihrer hochstrebenden Pläne und schwer zu bezeichnenden Handlungsweise kennen gelernt hatte! —

Freilich suchte er dabei wenigstens nach Trost in sich selbst. Und mehr als einmal raffte er sich mit dem Gedanken auf: „Enttäuschung wäre da, — aber Unglück? Es kommt darauf an, ob ich es als solches empfinden will. Mein Stolz mag verletzt sein, — aber ist auch mein Herz verwundet?“ Mit solchen Betrachtungen wischte er aber nicht den Nebelhauch von seinem Seelenspiegel, und immer wieder verfiel er momentanen, schwermüthigen Empfindungen, welche ihm sein seitheriges Leben gleichsam als verfehlt erscheinen ließen.

So sehr er sich nun auch oft nach einem mitfühlenden Freundesherzen sehnen mochte, machte ihn sein Stolz abgeneigt, als lebendiger Beleg für die düsteren Aufstellungen Herberts zu erscheinen. Und so hatte er sich fortgesehnt aus der Heimath und ihren verschrobenen Verhältnissen, fort, wieder in den schönen Süden, in das Land der Kunst, fort nach Rom, Neapel oder — an den Comer-See. Es hatte ihn hinausgedrängt in die Einsamkeit der Natur, fort aus der Stadt, welche ihm manchmal nur noch als Trümmerstätte seiner Lebenshoffnungen erscheinen wollte, — fort, wenn auch nur auf einen Tag.

So war er herauf an den See und nach dessen östlichem Strand gekommen und weidete wenigstens seine Augen an der entzückenden Landschaft vor der Façade des freundlichen Hauses am See. Der Aufwärterin befahl er, den Kaffee in eine der leergewordenen, blühenden Lauben zu bringen, welche sich unmittelbar am Ufer wölbten. Da hinein setzte er sich dann mit seiner Cigarre und schaute hinaus auf den blauen Wasserspiegel, von welchem im Rahmen der Fliederlaube ein prachtvolles Fragment weit und breit draußen lag und von den fernen jenseitigen Uferlinien bis zu seinen Fußspitzen erglänzte. Ueber

den See her schaute die erhabenste Spitze des fernen Hochgebirges grade durch den Eingang der Laube herein. Auf den Bäumen am Ufer lag der Schnee und Purpur ihres Frühlingsschmuckes, hinter ihnen ragten einige braune, malerische Holzgiebel mit Galerien und die Façade einer stattlichen Villa. Die Wirthstische selbst waren nicht mehr besetzt; nur aus einer Nebenlaube tönten noch lachende und kichernde Stimmen, welche es den Staaren gleichthun wollten, die auf den Bäumen in den Tag hineinschwatzten. Bald aber schwieg jeder menschliche Laut, als die Gesellschaft in der Nebenlaube ebenfalls aufgebrochen war und sich in den schattigen Bergpfaden des Uferwaldes verlor. Nur die Staare auf den Bäumen plauderten noch fort, nur der See ließ seine melancholischen Laute hören.

Unmittelbar vor der Laube und neben ihr gluckste die Fluth und pochten schwach herangleitende Wellen in unregelmäßigen Schlägen an das Kiesufer. Draußen auf dem weiten See feierte der Nachmittag eine stille Stunde. Kein Kahn durchstrich jetzt die glänzende, ruhige Fläche. — Doch, ein einziger war sichtbar, auf welchem Wildhoffs Blicke manchmal unwillkürlich hafteten; — aber er schien unbeweglich drau-

ßen zu stehen über den tiefen Wässern. Schwül lag es über dem See, dessen Bewegung sich nur in dem leisen Klopfen am Strande zu erkennen gab.

Wildhoff sah hinaus von seinem Sitze, lange, lange nach dem fernen, westlichen Ufer, über welchem der Dunst des heißen Tages brütete. Nach Südwesten hin erhellte sich die Luft, und die Bergconturen zeichneten sich schärfer ab. Aber über seine Seele war jenes träumerische Sinnen gekommen, zu welchem Anblick und Stimmung des Sees manchmal einladet, — sie war umflort von wehmüthigen Gedanken und Erinnerungen. Das Gefühl der Vereinsamung erfaßte ihn mit innerlicher Gewalt. Es kam überwältigend über ihn, daß er allein stand in der Welt

Er dachte an die Begegnungen des Tages, — an den Gerichtsrath Brand, der glücklich jetzt inmitten seiner Familie den traulichen Frieden jenes Thales genoß, in welches ihm auf der Herfahrt ein Blick gegönnt war. Er dachte an den Maler Sturm, der, nach Brands Aeußerung zu schließen, liebenden Augen entgegen ging, — dachte an die Andern, die in geselligem Zusammenleben hier geplaudert hatten und nun die heimlichen Wege der Uferhöhen wandelten. Und er saß allein mit der Leere seines Herzens einem

nunmehr ziellosen Leben gegenüber, ohne Trieb, ohne Freude. Ja, ohne Eltern, ohne Freunde, getäuscht in den Hoffnungen seines Lebens, mit denen er seine Zukunft auszuschmücken gewohnt gewesen war, nunmehr selbst seinen nächsten Verwandten innerlich entfremdet, war er ein Einsamer auf Erden, einsamer als jenes ferne Schifflein, das mitten im See zu stehen schien und in der lichten Fläche den einzigen unterscheidbaren Punkt bildete.

Trauer um den Verlust oder Bitterkeit über die Verletzung seines Stolzes hatte an dieser Stimmung geringern Theil, als eine gewisse Sehnsucht nach einem unbestimmbaren Glücke, das sich mit der Erlösung aus seiner Vereinsamung verknüpfte. Sein sonst so männlicher Sinn, der, sich selbst genug, auf sich selbst zu bauen gewohnt war, verlangte jetzt, von Wehmuth umfangen, nach einem Glücke aus anderer, lieber Hand. Niemals hatte er sich verlassener gefühlt, als in diesem stillen Momente; und dennoch wieder nie vorher liebebedürftiger, als da er vereinsamt von dem blühenden Strande aus nach dem einsamen Kahne auf der weiten Seefluth ausschaute.

Diese lag so still von der Sonne beschienen draußen in der Schwüle, während nun erst bemerkbar

wurde, daß jenes Schifflein sich dennoch fortbewegte, da es endlich langsam hinter dem Rahmen des Laubwerks verschwand. Wildhoff hätte die Einsamkeit jetzt noch tiefer empfunden, wenn nicht wieder ein Menschenlaut durch die Stille erklungen wäre, — ein ferner Gesang, der am Strandwege herunter durch Wald und Wiese näher und näher kam, bald aussetzte und bald in wiegender Ländlermelodie, wie aus Schmerz und Lust gewoben, sich lauter wieder erhob. Endlich erklang die Stimme des Burschen, der am See herunter wandernd vorüberkam, ganz nahe, so daß man die Worte verstehen konnte:

„Und wenn d' grad alloa bist,
Muaßt trauri nit sei',
Denn Heut' oder Morg'n
Trifft's Glück wieder ei'."

Wildhoff fühlte sich seltsam angemuthet von der kunstlosen Strophe, da der Bursche, hinterm Hause vorüberwandernd, nochmals die Worte wiederholte: „Muaßt trauri nit sei'!" als hätte er sich selbst mit der wiegenden Melodie Trost und Muth einzusprechen. Dann klang es wieder fern und ferner am Seestrand hin, je weitere Strecken der Sänger auf seinem Wege zurücklegte. Nur noch die Fluth pochte unausgesetzt und einschläfernd an das Ufer, und ein

wetterverkündender Fink piepte klagend vom nächsten Apfelbaum.

Wildhoff horchte noch lange dem melancholischen Anklopfen der Wellen am Strande, dem klagenden Finkenruf und dem fernverhallenden Liede des dahinwandernden Burschen, als plötzlich ein helles Lachen vom See her in die Stimmung des Moments einen ungemischt heitern Ton brachte.

Er saß so ganz allein da an der wallenden Fluth, überkommen von wehmüthigen Empfindungen, — und nun dieses freundliche, erquickende Lachen vom Wasser her, ohne daß er Jemanden zu erblicken vermochte. Durch das hohle Glucksen und eintönige Pochen der Wellen am Strande mit einem Male dies helle, heitere Lachen, das ihn so seltsam anregend, so eigenthümlich wohlthuend berührte, — dies reizende, mädchenhafte Lachen, das wie fröhlicher Zuruf einer mit der Fluth schäkernden Seenixe klang.

Und bald schlug auch die Wellenfluth bewegter an den Strand, — der geschmeidige, flüssige Crystall wogte merkbar heran, — lebhafter wallte und rollte das Wasser über die Uferkiesel. Dann leiser Ruderschlag, — und ein Lied in sanftem Gesumme schwebte vorüber. Durch das dichte, grüne Gezweig schimmerte

das Wasser des Sees und leuchteten weiße, lichte Gewänder, als schwämmen draußen Schwanjungfrauen singend den blühenden Strand entlang.

Wildhoff war wunderbar angeweht. Er reckte den Kopf, um etwas mehr zu erkennen. Aber die dichte Fliederhecke hinderte ihm in dieser Richtung jeden freieren Ausblick. Nur am Geräusche des Ruders ließ sich entnehmen, daß da ein Kahn vorübergekommen, — dessen Besatzung war von seinem Platze aus nicht zu entdecken.

Nun aber kam das Schifflein am Rande der Hecke in Sicht und steuerte dem schwanken Stege zu, wo gelandet zu werden pflegt. Nebst dem Schiffer saßen drei Frauen in dem Kahne, von welchen er eine nur halb sehen konnte, denn sie war von der Gestalt einer andern zum Theil verdeckt. Er fühlte dabei eine leise Enttäuschung, — er hatte nur zwei Frauen in dem Schifflein zu sehen erwartet. Seine Theilnahme für die Anfahrenden war wieder erloschen. Er schlürfte seine Tasse leer und blies blaue Rauchringe vor sich hin, daß sie wie Seifenblasen in der Luft verschwebten.

Nun war der Schiffer herausgesprungen, um den Kahn in eine feste Lage zu bringen und das Aussteigen

der Damen zu erleichtern. Eine derselben stand mit abgewandtem Antlitze aufrecht, hatte die Sitzbretter erstiegen und schon einen Fuß auf die Landungsbank gesetzt, während sie mit dem andern den Kahn neckend in schaukelnde Bewegung brachte.

Es war eine ungemein anmuthige, schlanke Gestalt im blüthenweißen Gewande mit blauer Garnitur, blauem Gürtelband und langen, wallenden Seidenbändern derselben Farbe am leichten Sommerhütchen, das auf einer herrlichen goldenen Lockenfülle saß. Die reizvolle Erscheinung hob sich hell und licht auf dem grünblauen Wasserspiegel ab. Die Sonnenstrahlen stahlen sich in die goldnen Flechten ein und spielten wonnig mit dem Glanze ihres Haares. Jetzt lachte sie in ihrer Neckerei, mit der sie ihre Gefährtinnen im Kahne schreckte, und es war dasselbe glückliche Lachen, das vorhin vom See ertönt war. Und nun wandte sie das Köpfchen halb herüber, als eine der Frauen halb strafend, halb flehend ihren Namen rief.

Da schnellte Wildhoff von seinem Sitze auf. Als ob eine Sonne plötzlich hinter den Wolken seines Gemüthes aufsteige, den umflorenden Schleier durchbreche und sein Inneres mit fabelhaftem Glanze erfülle, so leuchteten mit einem Male seine Augen und

glühten seine Wangen. Eine herrliche Morgenröthe seines seelischen Wesens spiegelte sich auf seinem Antlitze, als er mit hochaufathmender, fast laut aufjauchzender Brust nach dem morschen, schwanken Borde eilte, an welchem der Kahn angelegt hatte.

Veranlaßt durch das Geräusch der nahenden Schritte sah das noch sehr junge Mädchen sich um und wandte ein schönes, holdes Antlitz her. Kaum aber hatte es den Nahenden in's Gesicht gefaßt, als es erglühend in den Kahn zurückprallte und gleichsam vor Schreck und Ueberraschung auf einen Sitz niedersank, so daß das Schifflein in's Schwanken gerieth, worüber eine ihrer älteren Begleiterinnen laut aufschrie, während die andere durch einen vernehmbaren Ausruf freudige Wiedererkennung ausdrückte.

Das eben noch so muthwillige Mädchen war jetzt ganz still geworden; nicht traurig, aber doch in schweigsamer Verschüchterung und sichtlicher innerer Bewegung saß sie da und erhob sich dann, um mit der freudig erregten älteren Dame sich der Beihülfe des Herrn zu bedienen, der so unverhofft auf dem Platze erschienen war. Sie reichte ihm zu diesem Behufe ihr Händchen und schritt schweigsam über das Brett vollends zum Strande. Nicht Wehmuth um-

florte die tiefblauen Augen, als sie nun dorten stand und vor sich hinsah, sondern es war eine Art nachdenklicher, verschleierter Freude über das unerwartete Zusammentreffen. Ihre schönen Augen glänzten jedoch bald wieder schelmisch, und ihre Lippen kräuselten sich zu einem heitern Lächeln, als nun auch die Dritte im Kahne sich von dem Erschienenen heraushelfen ließ und dabei dessen Hand so fest hielt, daß er genöthigt war, seine ritterliche Galanterie gegen diejenige zu bewahren, welcher er solche freiwillig am wenigsten gewidmet haben würde: sie nämlich bis an einen der leeren Gartentische zu geleiten.

Es war dies ein den Blüthejahren schon sehr entwachsenes Frauenzimmer von untersetzter Gestalt, entschlossener Haltung und — buchstäblich — Haare auf den Zähnen, denn der dunkle Flaum auf ihrer Oberlippe hätte die Eifersucht eines Lieutenants erregt. Braune Locken gaukelten in der klassischen Form der Hobelspäne um ein Haupt von kühner Haltung, während ihre Miene es jetzt vorzog, einen höchst mädchenhaften Ausdruck anzunehmen. Das leichte, ungarische Hütchen mit seiner Adlerfeder gab der ganzen Erscheinung etwas Unternehmendes.

Als sie sich auf eine der Bänke niederließ und

Wildhoffs Hand frei ließ, sprach sie mit einer kräftigen, fast männlichen Stimme:

„Mein Herr, ich danke Ihnen. Dank, Mylord, sprach einst Maria Stuart ebenso wahr und schön zu Burleigh im letzten Acte, — wem aber hab' ich selbst jetzt freundlich Dank zu sagen?"

Damit ließ sie ihre Augen von ihrem Ritter fragend nach den Gefährtinnen gleiten. Deren Verlegenheit zuvorkommend, ergriff der Architekt eifrig den Anlaß, sich selbst vorzustellen, indem er sagte:

„Da kein Herold vorhanden zur Präsentation, erlauben Sie, daß ich mein eigner sein darf: mein Name ist Wildhoff."

„Architekt?" fragte die andere ältere Dame mit freudiger Ueberraschung auf den mildfreundlichen Zügen.

„Heinrich Wildhoff?" flüsterte auch das Mädchen unwillkürlich, und der Klang seines Taufnamens von diesen Lippen berührte ihn wie Engelsgruß, so daß er mit freudigem Herzen bestätigte:

„Architekt Heinrich Wildhoff."

„Wie schön," fing jetzt die ältere Frau an des Mädchens Seite freundlich an, „wie schön, in dem Unbekannten, der uns bei jeder Begegnung verpflich-

tete, einen von meinem Manne so sehr geschätzten Künstler zu finden."

„Sie beschämen mich, gnädige Frau —"

„Helming!" ergänzte Frau v. Helming einfallend und fuhr mit einer leichten Handbewegung fort: „Meines Mannes Halbschwester, Fräulein Wanda Schuld, und meine Tochter Irene, deren Vater mir viel von Ihren Schriften gesprochen."

Wildhoffs Miene verrieth, daß er dies für ein Mißverständniß halte. Seine Schriften waren ja noch nicht veröffentlicht. Da sprach Irene mit ihrer sanften, holden Stimme vermittelnd das erklärende Wort, daß Papa die Manuscripte im Kunstverlags-bureau von Bernhard Dingler zur Hand gehabt und gelesen habe. Als nun wieder Irenens Mutter fragte, ob er schon einen Tisch erwählt habe, lag in ihren Worten eine so herzliche Einladung, ihre Gesellschaft zu theilen, daß Wildhoff durch das Portal in das Gastzimmer eilte, um die bequemsten Stühle für die Damen herbeizuholen, bevor er sich selbst niederlassen wollte.

Diesen kurzen Moment der Entfernung des jungen Herrn benutzte Fräulein Wanda Schuld, um halb vorwurfsvoll, halb bittend Irenen zuzuraunen:

„Nenne mich doch heute nicht Tante!"

„Warum denn nicht?"

„Es klingt so matronenhaft."

„Gut," sagte das junge Mädchen, „ich werde Dich für meine Nichte ausgeben."

„Das ist nun gerade auch nicht nöthig, aber nenne mich Freundin oder Cousinchen!"

„Ich bitte Dich, liebe Wanda!" meinte jetzt Frau v. Helming. „Ich bitte Dich, sei doch heute vernünftig."

„Als wär' ich das nicht je gewesen!" sagte die untersetzte Dame und warf ihren Lockenkopf unternehmend zurück, da eben Wildhoff mit den Stühlen kam.

Dieser befand sich in einem wahren Taumel der Freude und hatte alle Mühe, sein Entzücken über dieses glückliche Zusammentreffen nicht zu auffallend werden zu lassen. Da hörte er nun mit leuchtenden Augen zu, wie Irene den Bericht ihrer Mutter hie und da durch ein freundliches Wort ergänzte, daß der Vater nach der Rückkehr aus Italien in den Museen und Bibliotheken der nahen Stadt den Lieblingsstudien obliege, seiner Familie indeß am See eine Wohnung für die ganze Saison gemiethet habe und

hie und da herauskomme, um sich mit derselben der herrlichen Natur zu erfreuen. Heute war man über den See gefahren, wollte an dem schönen, östlichen Strande Kaffee trinken und dann den Abend oben auf der Höhe zubringen, um dann in der Kühle des Abends die Rückfahrt anzutreten.

Da gab es nun viel zu reden, zu fragen und zu antworten in Erinnerung der verschiedenen Begegnungen — vor Wochen auf dem Comer-See und dann in der nahen Stadt. Irene plauderte allmählig lebhafter und wußte Allem die heiterste Seite abzugewinnen. Sie schien glücklich, und Wildhoff war es in einem Grade, wie er es selten gewesen. Er wußte nun, wohin die Sehnsucht, jenes liebebedürftige Verlangen der jüngsten Stunde gestrebt hatte.

Mit wahrer Seelenlust hing sein Auge an dem holden Antlitze des schönen jungen Mädchens, das von der Erregung der lebhaften Unterhaltung durchglüht ihm gegenüber saß. Etwas in ihren Zügen erinnerte wirklich an sein Bäschen Ida. Doch war ihr Ausdruck vergeistigter, ihre Miene seelisch bewegter und drückte schon jeden Gedanken lebhaft aus, bevor er gesprochen war. Die Heiterkeit ihres Gemüths spiegelte sich in dem reinen Glanze ihrer wunderbar

blauen Augen, die unter den dunkelfarbigen langen Wimpern wie Seen im Waldsaume voll magischer Geheimnisse lagen; sie strahlte aber auch aus dem glückseligen und beglückenden Lächeln ihres reizenden Mundes, wenn von der Schönheit der Landschaft, von der anziehenden geheimnißvollen Pracht des weiten Wasserspiegels und von der erhabenen Herrlichkeit des Gebirges die Rede war.

Fräulein Wanda hatte indessen nur einige wenige Bemerkungen anzubringen vermocht, aber sie genügten, um Wildhoff einen Blick in ihr exaltirtes Wesen werfen zu lassen, das mit der zartfühlenden, ruhig verständigen und taktvollen Art ihrer Schwägerin, mit der ungekünstelten, gefühlvoll heitern, fast kindlichen und doch schon jungfräulich überlegten Weise Irenens in eben dem scharfen Gegensatze stand, als ihr äußeres Auftreten zu der gewinnenden Erscheinung von Mutter und Tochter. Ihre verschrobene Vorstellungsart und Ausdrucksweise, in welcher sie oft köstliche Dinge über sittliche Weltordnung und religionsphilosophischen Standpunkt vorbrachte, wurde nur noch durch ihre grenzenlose Citatenlust übertroffen, in deren Anwendung sie Großes leistete und ihre Umgebung plagte oder belustigte.

Wildhoff war jedoch geneigt, ihr Alles und noch mehr zu verzeihen, als es ihm klar wurde, daß sie nicht wenig dazu beitrug, seinem Verhältniß zu Irenen rasch den Charakter einer gewissen Vertraulichkeit zu geben, indem das reizende Kind bei verschiedenen Aussprüchen der Tante den Architekten lächelnd ansah und in seine Augen gleichsam die Bitte legte, Wanda zu nehmen wie sie einmal sei und ihr Alles zu Gute zu halten.

Als man nun aufbrach, um die Höhe zu ersteigen, fand sich Wildhoff leicht an die Seite Irenens, und wandelte gewöhnlich mehrere Schritte mit dem jungen schnellfüßigen Wesen der Mutter und Tante voraus. Hinter ihnen öffnete sich allmählig die ganze blaue Seefläche in ihrer Länge und Breite, ein prachtvoller Anblick, — aber der Reiz der Landschaft spiegelte sich doch viel schöner noch in dem zarten Grunde des lieben Auges, das ihn während ihres Geplauders manchmal neckisch heiter, manchmal in kindlicher Herzlichkeit treu und gut anschaute, wenn sie eine Frage stellte oder eine Antwort gab. Die Blumen am Wege, zu welchen sie sich oft zu gleicher Zeit bückten, deren Namen und Eigenschaften gewährten ihnen Stoff zu leichtem unbefangenen Geplauder. Eine Biene, welche

Irenen drohend umsummte und endlich von Wildhoff verscheucht wurde, gab dem Mädchen zu der Bemerkung Anlaß:

„Warum die Bienen doch stechen müssen? Es wären sonst fast die liebewerthesten Geschöpfe — diese kleinen Honigfabrikanten!“

„Sie lieben sie wohl des Honigs wegen, gnädiges Fräulein?“ fragte Wildhoff scherzend.

„Nicht deswegen allein,“ antwortete Irene mit einem Ernste, der sie eben so gut kleidete, als ihre Heiterkeit. „Sie wissen aus der Natur stets das süßeste zu saugen, ohne den Blumen von ihrem Reiz zu nehmen, und sind in ihrem nützlichen Fleiße nirgend Zerstörer, wie es die Menschen so oft sind.“

„Das haben sie eben doch mit den Dichtern und Künstlern gemein!“ sprach jetzt Wildhoff.

„Ah, Sie sprechen pro domo!“ erwiderte Irene heiter. „Und dennoch — seien Sie aufrichtig, Herr Wildhoff, — dennoch wirkt gerade Ihre Kunst zerstörend, um aufbauen zu können. Ein Steinbruch, eine Lehmgrube, eine Baustelle sind Zerstörungsmerkmale. Was haben Sie dagegen zu sagen?“

Wildhoff hätte viel zu sagen gehabt, aber er wurde jedes Einwands durch die kräftige Stimme

Wanda's überhoben, welche in erhabener Haltung, ihre Hand gegen den unten ausgebreiteten See ausgereckt, von ihrem Platze herrief:

„Wie, Herr Wildhoff!? Erinnert das nicht an die eben so wahren, als schönen Worte, mit welchen einst die Braut von Messina das Meer begrüßte: „Klein fühl' ich mich in diesem furchtbar Großen!"

„Sehr! sehr! mein Fräulein!" entgegnete Wildhoff. „Ganz außerordentlich."

Mit dieser Zustimmung gab sich Wanda leicht zufrieden; ihre untersetzte Gestalt bewegte sich vorwärts die Höhe hinan, und Wildhoff eilte wieder an die Seite Irenens. Die Stunde war ihm theuer, die Augenblicke kostbar, — er wollte sie nicht unbenützt verstreichen lassen. Und so fing er wieder an:

„Nun aber, mein gnädiges Fräulein, haben Sie mich wirklich sogleich wieder erkannt, als ich Ihnen in der Stadt begegnete?"

„Gewiß!" erwiderte sie mit lächelndem Munde. „Ich sagte es Ihnen ja schon."

„Es macht mich glücklich, das immer wieder zu hören."

„Das ist ja Eitelkeit!" sprach Irene und lächelte ihn wieder heiter an.

„Dichten Sie mir immerhin solche an, wenn ich nur die glückliche Gewißheit habe, daß Sie meiner nicht ganz vergessen hatten," sprach er mit einer Wärme in Wort und Blick, welche sie verwirrt machte.

Erst nach einer kleinen Pause entgegnete sie in holder Verlegenheit:

„Ich weiß nicht, ob ich Sie verstehen darf, aber mein Gedächtniß prägt sich leicht Physiognomien ein, und so glaubte ich auch Ihren Begleiter schon Tags zuvor in einem Hausgärtchen der Stadt inmitten seiner Familie gesehen zu haben."

„Sie irren sich nicht, mein gnädiges Fräulein, — es war mein Freund Ernst Herbert."

„Der Dichter des Oswald?"

„Derselbe."

„Ah, das ist schön! Seine Lieder haben mir schon manche glückliche Stunde bereitet!"

„Und ich werde ihm eine ähnliche bereiten, indem ich ihm Ihre Worte wiederhole, meine Gnädige," fügte Wildhoff hinzu, als man eben die Höhe erreicht hatte.

„Wie?" ertönte wieder die Stimme Wanda's. „Erinnert das nicht an den Moment, wo der selige Heine am Meeresstrand stehend über die See hinsang: Thalatta! Thalatta!"

„Auffallend!“ erwiederte Wildhoff, bereitwillig jeder Meinung Wanda's zustimmend, um nur immer rasch wieder an Irenens Seite zu kommen, was er auch jetzt that, während Wanda noch immer am Rande der Höhe stehen blieb und in Heine'schen Reminiscenzen lebte. „Ihre Tante,“ fing er zu Irenen gewendet an, „Ihre Tante hat seltene Einfälle.“

„Ja, sie ist darin unberechenbar und das unterscheidet sie z. B. sehr von einem Rebus im Bazar.“

„Wollen Sie mir nicht den Unterschied mehr detailliren, gnädiges Fräulein?“

„Ein Rebus im Bazar erräth sich schon, bevor man ihn recht ansieht, während Wanda's Citate immer unerwartet und in origineller Anwendung kommen.“

„Ja, mein gnädiges Fräulein, sie sind stets überraschend,“ sagte Wildhoff, ihr heiter zulachend, während sie neben einander den schmalen Feldweg entlang über die angebaute Höhe dahinschritten. Aus deren Fruchtfeldern vor ihnen ragte ein weißer Kirchthurm mit einer kleinen Häusergruppe.

„Darf ich Sie um etwas bitten?“ fragte nach einer kleinen nachdenklichen Pause Irene mit geändertem Tone.

„Sie dürfen nur befehlen, mein gnädiges Fräulein!“

„Dann befehle ich Ihnen kraft dieser Vollmacht und bei Verlust meiner ganzen Gnade, mir die Gnädigkeit zu erlassen!“

„So furchtbar Ihre Androhung, macht sie mich doch sehr glücklich.“

„Warum denn?“

„Weil die Androhung des Verlusts mir einfach beweist, daß mir Ihre Gnade schon geworden.“

„Das ist — ein kühner Schluß.“

„Hoffentlich aber kein falscher.“

Irene wandte das Köpfchen etwas seitwärts, da sie den Blick bemerkte, mit welchem er in ihren Augen forschte. Dann aber erwiederte sie in dem seitherigen leichten Tone:

„Ich will es nicht läugnen, — und so werde ich Ihnen gnädig bleiben, wenn Sie mich nicht mehr so nennen.“

„Unter dieser Bedingung werden wir also Freunde bleiben, nicht wahr?“ sagte Wildhoff und seine Augen weilten glücklich auf dem rosig angewehten, lieblichen Antlitz des Mädchens, indem er seine Hand ausstreckte, als erwarte er einen bekräftigenden Handschlag.

Aber Irene berührte dieselbe nur flüchtig mit ihren Fingerspitzen und zog ihr Händchen rasch und erglühend zurück, als wieder die poetisch gestimmte Wanda, nach den Wolken schauend, welche nun häufiger aus Südwesten über den See zogen, emphatisch ausrief:

„Wie, Herr Wildhoff! Möchte man nicht wiederholen, was Maria Stuart eben so schön als wahr vor dreihundert Jahren sang: Eilende Wolken, Segler der Lüfte!"

„Gewiß möchte man das!" sagte Wildhoff höflich sich zurückwendend, während man jetzt den um die Kirche gruppirten Häusern näher kam.

Mutter und Tante Irenens konnten auf dem ebenen Wege leichter gleichen Schritt mit dem jungen Paare halten. Und so hatte die fragelustige Wanda volle Gelegenheit, den Architekten zu Antworten zu nöthigen, wobei sie stets eine malerische Haltung annahm und Stellungen suchte, in denen sie auf Photographien Effect gemacht haben würde. Ihre Fragen und ihr Gedankengang waren dabei so unberechenbar, als möglich, indem sie ihr Licht vor dem anziehenden jungen Manne leuchten lassen wollte. So blieb sie plötzlich in einer Weise neben Wildhoff stehen, daß dieser selbst zum Verweilen an der Stelle genöthigt war, während sie anhub:

„Was hat wohl der Jüngling Phaon gedacht, da sich Sappho vom leukadischen Felsen in's Meer stürzte?"

„Es wäre mir lieb, dies von Ihnen zu erfahren," versetzte Wildhoff.

Aber sie schritt ohne Antwort weiter und fragte dann plötzlich:

„Lieben Sie die Antike?"

„Ja, doch nur in Marmor."

Irene blieb bei dieser Antwort Wildhoffs mit verstecktem Lachen ein wenig zurück, und dieser benutzte die erste Gelegenheit, rasch wieder an ihre Seite zu kommen. Mit Lust sah er ihr dabei in die heiter funkelnden Augen, als sie nun sagte:

„Sie sind boshafter, als ich annahm. Gut, daß die Tante Ihr Compliment nicht verstanden."

„Ach!" sagte Wildhoff seufzend. „Ihre Tante — wie ist doch ihr Name? Wanda —"

„Wanda. Wanda Schuld," bemerkte Irene. „Denken Sie nur an Müllners Schuld, oder auch an den Satz, mit welchem der Chor eben so wahr als schön seinerzeit die Familientragödie der Braut von Messina abschloß: Der Uebel Größtes aber ist die Schuld! — Doch nein, wir dürfen nicht ungerecht

gegen die gute Tante sein," unterbrach und verbesserte sich Irene gutmüthig. „Wanda ist bei allen Schwächen das beste, treueste, lauterste Herz, trägt keinen noch so bittern Witz nach, und in Bezug auf sie ist es geradezu Verläumdung, wenn der alte Harfner im Wilhelm Meister singt: Jede Schuld rächt sich auf Erden!"

Wildhoff sah mit leuchtenden Augen auf das schöne Mädchen, über dessen Lippen so die neckischen Worte spielend quollen. Ihre Stimme klang ihm wie Mozart'sche Musik. Irene aber setzte ernsthaft hinzu, indem sie ihn treuherzig ansah:

„Bitte, lernen Sie die Tante ertragen. Sie will ja weiter nichts, als gehört werden und eine Antwort, gleichviel welche."

Was hätte Wildhoff nicht ertragen, um damit von Irenen ein freundliches Lächeln zu erhalten!

So erreichte die kleine Gesellschaft im besten Frieden, an der Kirche vorüber, das winzige Pfarrdorf des östlichen Seestrandes, und Citherklang und heller Gesang würde ihnen den Weg zu dem Wirthsgarten gezeigt haben, wenn die Lage desselben ihnen nicht bereits von früherem Besuche bekannt gewesen wäre.

Wildhoff glaubte in einer der Stimmen, welche herüber tönten, die des Burschen zu erkennen, der vor einer Stunde singend am See vorübergekommen war. Es klang nämlich dieselbe wiegende Ländlermelodie zu der Cither, freilich heiterer und bewegter. Auch weibliche Kehlen waren vernehmbar. Aber das dichte Blätterwerk deckte die Laube, aus welcher die Hochlandslieder anheimelnd herüber tönten und den Wanderer anlocken mußten, welcher die vorüberziehende Straße einherschritt.

Viertes Capitel.

Eine lichte Stunde, die von einer Staubwolke bedroht wird.

Die Heerstraße jener Gegend senkt sich, in schräger Richtung vom See heraufsteigend, gerade von dem Wirthshause des Pfarrdörfchens an wieder in eine weite Vertiefung des Landes, indem sie unter den dichten Laubkronen der Bäume des Wirthsgartens, zwischen diesem und dem dazu gehörigen Gasthause hinunter läuft. An den verschiedenen Tischen umher, an der Kegelbahn und unter dem Schatten der Bäume saß eine ziemlich gemischte Gesellschaft von Bauern, Gensdarmen, Fuhrleuten, säumigen Wallfahrern und Handwerksburschen, welche des Weges kommend, hier auf eine Stunde ihr Bündel niederlegten und im kühlen Schatten des besonders dichten Blätterdachs der Bäume Siesta pflogen, um dann neugestärkt die staubige Straße weiter zu wandern.

Auch städtische Gäste saßen zerstreut umher an

den Tischen, neben dem Gartensalon und unter dessen Veranda, von welcher man, über ein Blumengärtchen hin und zwischen den grünumrankten Säulen hindurch, einen schönen Blick auf die Landschaft und das stolz hereinblickende Hochgebirge hatte. Im Gartensalon selbst aber verlebte eine kleine Gesellschaft von Beamten aus einem benachbarten Gerichtsstädtchen mit Weibern und Töchtern einen vergnügten Tag, der ihnen bei der spätern Hochfluth der Fremdensaison am See verwehrt blieb. In diesem Kreise trieb sich nun auch ein kleiner, modisch gekleideter Herr mit angenommenem vornehm nachlässigem Wesen und sehr hohen Stiefelabsätzen herum. Seine hochmüthige, herausfordernde Miene, sein wegwerfender, kaustischer Ton, seine Reden von den ersten Bildungskreisen der Hauptstadt, imponirten den männlichen und weiblichen Mitgliedern, die dem Herrn Doctor, oder Herrn Praktikanten, wie er einigemal genannt wurde, große Aufmerksamkeit erwiesen.

Als jedoch sein Auge einmal zufällig durch die Glasthüre des Gartensalons hinausfiel, wendete er sich mitten im Gespräche von den zuhörenden hübschen Beamtentöchtern ab und trat unter die Thüre, um mit unangenehmem, erstauntem Blicke nach einer klei-

nen Gesellschaft zu schauen, welche eben der Veranda des Gartensalons zuschritt und dort, mit dem prächtigen Anblick nach den Alpen, Platz nahm. Die junge hübsche Wirthstochter sprang selbst von der Laube her, um die Ankommenden zu empfangen, richtete ihnen die Stühle an der schönsten und bequemsten Stelle zurecht und empfing dafür einen dankenden Handschlag von dem lieblichsten Geschöpfe, das von dort aus je die Landschaft bewundert haben mag. Denn es war Irene, welche nebst Mutter und Tante jetzt neben Wildhoff draußen saß. Die Damen hatten Butterbrod mit Milch bestellt, Wildhoff selbst ein Glas des braunen Nationalgetränkes. Und nun plauderte man bereits in ziemlicher Vertraulichkeit über den Charakter der vor ihnen liegenden großen Landschaft. Die Heerstraße war von da aus weit mit den Blicken zu verfolgen, wie sie sich den angebauten Hang hinunter in die muldenförmige Vertiefung des moorichten Vordergrundes mit seinen zerstreuten Weilern und Einödhöfen zog, dann emporsteigend sich in einem dunkelgrünen Waldmeer verlor, aus welchem da und dort weiße Kirchthurmspitzen ragten, während den ganzen Horizont entlang das prächtige Blau und Weiß des Alpenkammes herüber schimmerte. Die

Linien der einzelnen Berge traten so deutlich hervor, das Gebirge selbst schien so nahe gerückt, wie es der kleine Kreis noch selten gesehen haben mochte. Dabei spielten die Wolken mit ihren über die Erde hinziehenden Schatten ein wechselndes Spiel, das die Blicke wohl fesseln konnte.

Wildhoff sah auch hinaus in die großartige Landschaft, öfter aber noch in die lieben, holden Augen, auf die reizende Gestalt, in das engelschöne Angesicht neben ihm. Er konnte die edle Form des Letzteren nun ganz in sich aufnehmen. Ein glückliches Lächeln schwebte um ihren schwellenden Mund und verklärte noch die reine Schönheit des Antlitzes, dessen leuchtende Augen nicht zu groß, dessen weiße Stirne nicht zu hoch, da deren ächt klassische Form von üppigen, goldenen Flechten eingerahmt und ein wenig verdeckt war, so daß sie noch schmäler erschien, als sie wirklich sein mochte. Das reichliche Haar, welches als eine herrliche Lockenfluth in üppiger Fülle von ihrem Haupte, gleich einer Cascade von Rheinwein schimmernd, hinten abfiel, den zarten Nacken prächtig umwallte und sich — aufgebunden — zu einer ungekünstelten aber um so wirkungsvolleren Coiffüre entwickelte, gab ihrer Erscheinung einen ganz besondern

Reiz, dessen Zauber den Architekten magisch umfing. Dabei lag in jeder ihrer Bewegungen der Adel angeborner Anmuth; was sie nur that, trug den Stempel ungesuchter Grazie; aus allem was sie sprach leuchtete die noch ungetrübte Reinheit ihrer Seele, während der sympathische Klang ihrer Stimme wie Morgengeläute in seiner Brust nachhallte und feierlich freudige Empfindungen erweckte.

Nun lag die Vergangenheit weit hinter ihm in tiefer Vergessenheit, die Zukunft zeigte sich wie ein seliger Traum. Aber dennoch kümmerte sie ihn nicht in dem ungestörten Genusse des Augenblicks.

Die Mutter Irenens weidete sich indeß an der stets durchsichtigeren Klarheit, in welcher die fernen Berge aufstiegen; Tante Wanda citirte in einem fort mehr oder minder passende Stellen aus Wilhelm Tell. Im Saale hinter ihnen war es lebhafter geworden. Während von der Laube her noch immer Citherklang erscholl, hatte sich in dem Gartensalon Jemand an das Clavier gesetzt; sentimentale und fröhliche Lieder wurden angestimmt, und endlich rauschte eine wiegende Walzermelodie verlockend durch den Raum. Es dauerte nicht lange, so hörte man auch das Schleifen von tanzenden Paaren.

Wildhoff hatte mittlerweile eine mitgenommene Specialkarte auf dem Tische ausgebreitet, welche ein Gebirgspanorama enthielt. Nun bezeichnete er den Damen die einzelnen Berge. Auch Irene fragte um diese oder jene Alpenspitze. Wenn sie sich dabei über die Karte beugen mußte, um genauer zu sehen, ließ sie wohl auch ihren Zeigefinger auf derselben herum gleiten, bis er sich plötzlich neben dem ihres Nachbars befand und leise von demselben berührt wurde, daß es beide electrisch durchzuckte.

Erröthend hatte Irene ihren Finger zurück gezogen. Um ihre Verwirrung zu verbergen, hob sie die Milchtasse an ihre Lippen. Nun hingen aber Wildhoffs Augen, als sie die Tasse wieder niedergesetzt hatte, mit so sprechendem Ausdruck an ihrem Munde, um den sich nunmehr ein zartes reizendes Milchbärtchen gelegt hatte: daß Irene ahnend nochmals erröthete, sich bei Seite beugte und heimlich ihr Tuch auf die Lippen drückte. Als sie wieder aufschaute, war der Milchring um ihren Mund verschwunden, aber ihre Augen wichen denen Wildhoffs längere Zeit aus.

Sie beide schauten nun gerade aus in die Landschaft; über diese hin warf die Sonne schon schräge

Strahlen, mit welchen sie eine Staubwolke, die fern über dem Walde aufstieg, durchschimmerte und seltsam beleuchtete. Aber, die so still jetzt hinaus blickten dachten wohl an anderes, als an die fern herziehende Staubwolke, hörten auch weder die Cither noch das Clavier hinter ihnen, oder das Schleifen und Hüpfen der Tanzenden in ihrer Nähe, sondern mehr das Klopfen und Pochen ihrer eignen Herzen.

Inzwischen hatte sich ein Theil des Himmels mit schwarzem Gewölke bedeckt, das träge heranzog und kaum merklich vorrückte, um seine Schatten auf die Landschaft zu werfen. Gerade der Strich vor der Veranda gegen das Gebirge hin war noch sonnig beleuchtet und entfaltete in dieser Beleuchtung einen besondern Reiz. Vom schwarzen Waldsaum her aber bewegte sich die erwähnte Staubwolke in den moorichten Grund herunter, der sich vor Wildhoffs und Irenens Augen öffnete, und zog in der Richtung der Straße, von der Abendsonne durchglüht, wie eine Feuersäule einher, näher und näher. Es war eine wenn nicht auffallende, so doch die Augen fesselnde Erscheinung — diese lichtgraue, violett und goldenschimmernde Wolke in der grünen Landschaft.

„Warum, Fräulein v. Helming,“ unterbrach

Wildhoff jetzt die eingetretene Stille, indem er sich an Irene wandte, „warum läßt es Ihre literaturkundige Tante im Anblicke dieser Erscheinung an einem Citate fehlen?“

„Warum ergänzen Sie nicht selbst gleich das Fehlende, statt den Mangel zu beklagen?“ fragte Irene mit ihrer sanften Stimme zurück, ohne daß sie ihn dabei ansah.

„Mir fällt selten etwas Glückliches bei,“ erwiderte Wildhoff. „Doch bin ich an die Tragödie von den beiden Helden in den fliegenden Blättern erinnert:

„Es naht des Mißgeschickes Wolke schon!“

„Freveln Sie nicht, mein Herr!“ sprach jetzt Irene, indem sie flüchtig und mit einem Lächeln herüber schaute, das ihren warnenden Worten den Charakter des Scherzes verlieh. „Wer weiß, was diese Wolke birgt und bringt. Haben Sie noch nie das Vorgefühl nahenden Glückes oder Unglückes gehabt?“

Wildhoff war unwillkürlich an die seltsame Empfindung erinnert, welche ihn damals auf der neuen Brücke in der Hauptstadt überkommen hatte, und sie war keine völlig unberechtigte gewesen, wie er seitdem erfahren. Seine Miene war ernst geworden, ja verdüsterte sich in der unangenehmen Erinnerung so sehr,

daß es Irenen peinlich auffiel. Es lag Angst und Mitgefühl in ihrer Miene und Rede, als sie rasch wieder einfiel:

„Sie haben meine Worte doch nicht ernst aufgefaßt? Oder war ich unvorsichtig? Ich bitte Sie, — lassen Sie alle Wolken von der Stirne und aus dem Sinne schwinden, daß keine diesen Tag trübe.“

„Sie sind schon geschwunden,“ erwiderte Wildhoff mit wieder erheitertem Antlitze, und seine Augen sagten, was die Lippen nicht auszusprechen wagten: „vor Deinem Anblicke!“

Mittlerweile ward aus der Ferne, von der Landstraße her, Hufschlag hörbar, und wenn man die rasch heranziehende Staubwolke genauer in's Auge faßte, so ward man als Kern derselben zwei Gestalten gewahr, — erst schemenhaft undeutlich, dann sich verdichtend und endlich in deutlichen Umrissen, wie verkörperte Schatten, zwei Reiter, die sich scheinbar aus der Staubwolke entwickelten, gleichsam aus derselben hervorquollen, und nun deutlich sichtbar und durch das Geklapper der Hufe hörbar genug, die zu dem Gasthause emporziehende Straße heransprengten. Zu gleicher Zeit hatte sich das Gewölk mehr und mehr vorgeschoben und bedrohte den Glanz der Sonne,

indem seine Vorzügler dieselbe schon hie und da bedeckten. Dadurch hatte ohnehin die Wolke von Staub, welche unter dem Hufschlage der Reiter aufwirbelte, ihren verklärenden Schimmer verloren und sah sich in ihrer natürlichen, schmutzig grauen Farbe so nüchtern an, als möglich. Zwei Reiter auf einer Landstraße sind eben so wenig ein besonderer Anblick, als nahendes Pferdegetrappel ein überraschender Klang vor einem besuchten Wirthshause. Von den Tischen, wo die Bauern und Fuhrleute saßen, richteten sich wohl die Blicke den heransprengenden Reitern zu, — Irene aber beugte sich bereits wieder über die ausgebreitete Karte, um sich von Wildhoff die Lage des Ortes, wo man verweilte, und die Namen der umliegenden Dörfer erklären zu lassen, deren Dasein zumeist nur ein aus der Landschaft ragender Kirchthurm andeutete.

Was kümmerten sie Beide sich noch darum, ob die Reiter vorüber sprengten, oder vor dem Wirthshause hielten und abstiegen! Die Studien auf der Karte waren so überaus interessant, daß sie sich durch auch auffallendere Vorgänge nicht in denselben hätten stören lassen. Und da glitten nun ihre Finger wieder über die Karte und zogen sich mit magnetischer Kraft

an; wieder berührten sie sich, und eine Blutwelle ergoß sich über Hals und Wangen des jungen Mädchens, so daß es in schamhafter Verwirrung diesmal das Haupt nur tiefer beugte, — um die Namen auf der Karte besser lesen zu können. So kam ihm ihr Köpfchen näher und näher, ihr linker Arm lag so dicht neben seinem rechten, daß er oft dessen Pulsen und Beben spüren konnte, — er fühlte ihren Athem an seiner Schläfe, und seine eignen Haare streiften fast ihre goldenen Flechten. In nie empfundener Wonne verhielt er sich so still, so ruhig, als sei er von einem Zauber gebannt, um nicht ihre schamhaft scheue Seele zum Bewußtsein aufzuschrecken und ahnen zu lassen, wie er ihre vertraulich keusche Nähe empfand und genoß.

Aus der Sage und dem Märchen kennt man die vernichtende Wirkung des nüchternen Wortes auf die duftigen Erscheinungen poetischen Geisterlebens. So löste denn auch eine plötzlich dazwischen klingende fremde Stimme den Zauber, unter welchem die Seelen beider gelegen.

„Ah, Herr Wildhoff!“ sprach Jemand, und es war ein widerlicher Ton in dem Gruße.

Wildhoff schreckte auf, und er sah in quälender

Wirklichkeit vor sich die Gestalt eines kleinen Herrn, dessen Anblick vollends das magische Gewebe zerriß, in welchem er befangen und glücklich gewesen. Es war Herr Arthur Maier, dem einstmals sein Pudel auf so seltsame Weise entführt worden war und dessen Antlitz Wildhoff, ohne sich weiter darum zu kümmern, vorhin am Fenster des Gartensalons zu sehen geglaubt hatte.

„Sehr erfreut, Sie hier außen zu treffen," sprach der Kleine weiter, und verbeugte sich nun vor der kleinen Tischgesellschaft. „Fürwahr, Sie machen sich so selten, seit Ihr schönes Bäschen, Fräulein v. Luckner, Sie im Hause Ihrer Tante fesselt. Natürlich. Jedoch, wie können Sie Ihre Damen hier ruhig sitzen lassen, wenn unmittelbar hinter ihnen sich Alles im fröhlichen Reigen schwingt! Wenn Sie mich vorstellen wollten —"

„Herr Arthur Maier," sagte Wildhoff kurz und knapp bei aller Höflichkeit. Er war sowohl durch die Begegnung, als durch den Ton des kleinen Herrn unangenehm berührt. Und wenn etwas seine natürliche Abneigung noch steigern konnte, so war es die Art, mit welcher Herr Arthur Maier, sich jetzt zu Irenen beugend, sagte:

„Die Landessitte, mein verehrtestes Fräulein, ermuthigt mich, und sie erlaubt nicht blos, sondern gebietet, eine Aufforderung zu solchem gelegentlichen ländlichen Tanze anzunehmen. So kann ich um so getroster die Ehre erbitten, als ich Sie auch in die beste Gesellschaft führe.“

Allerdings war eine solche Aufforderung bei derartigen Gelegenheiten nichts ungewöhnliches, und die Mutter, von dem Begehren und dessen Begründung gleichsam überrumpelt, wollte nicht, daß gegen die Landessitte verstoßen werde. So winkte sie ihrem Töchterlein zu, der Aufforderung Folge zu leisten, als sie merkte, wie wenig Irene Lust dazu hatte. Da nun zu gleicher Zeit ein joviales älteres Mitglied der tanzenden Gesellschaft Fräulein Wanda aufforderte und diese alsbald bereit war, trat auch Irene, mit einem freundlichen Blicke nach dem verstimmt sitzenbleibenden Architekten, an der Seite des kleinen Herrn auf den improvisirten Tanzboden.

Wildhoff saß jetzt schweigend neben Frau von Helming.

„Der Herr,“ fing diese an, „ist Ihnen ja bekannt, nicht wahr?“

„Ja wohl!“ sagte er etwas zerstreut.

Nun erhob sich die Mutter, um unter die offene Thüre des Salons zu treten und dem Tanze, an welchem ihr Kind theilnahm, zuzusehen. Wildhoff blieb noch einige Zeit allein unter der Veranda sitzen; er sah mit verdüstertem Antlitze hinüber, wo ein königlicher Livréebedienter vor dem Wirthshause bei zwei gesattelten Pferden stand. Es mochten die der beiden angelangten Reiter sein, — aber das war ihm gleichgültig. Er sah in die Landschaft hinaus; sie hatte jedoch allen Reiz für ihn verloren, da er sie nicht mehr im Rahmen und Spiegel ihres Auges bewundern konnte. Der Klang des Claviers that ihm wehe. Es war ihm ein widerlicher Gedanke, daß der Arm eines Andern jetzt im Tanze die holdselige Gestalt umschloß, neben welcher er selbst erst in schauernder Wonne und fast heiliger Scheu gesessen war, deren Berührung er sich selbst kaum erlaubt hatte. Es ward ihm jetzt, wo sie nur auf kurze Zeit seinem Blicke entschwunden, klar, wie theuer ihm ihr Anblick bereits geworden, wie ihr Bild, der Gedanke an sie nicht nur die Leere seines Herzens schon völlig ausfüllte, sondern es schwellte in Sehnsucht und Verlangen: sie wieder und immer zu sehen.

Da trieb es ihn von seinem Sitze auf. Er konnte

nicht länger hier außen verweilen, keinen Augenblick länger sich des Anblicks ihrer holden Erscheinung berauben. Und so trat er ebenfalls unter die Thüre des Salons neben ihre Mutter. Seine Augen suchten nach der lieblichen Gestalt und fanden sie bald unter den fröhlich sich schwingenden Paaren.

Aber — was war denn das? Was sah er denn jetzt, daß er bleich, mit bebenden, blassen Lippen hinüberschaute, daß seine Augen mit stieren Blicken dem Tänzer Irenens folgten?

Sein Mund war krampfhaft geschlossen, seine Brust athmete gepreßt.

Der Tänzer Irenens hatte sich in einen schmucken, eleganten Offizier verwandelt. Und dieser Offizier, dessen Arm sich um die Gestalt Irenens geschlungen, war derselbe, der ihm schon einmal als sein feindliches Schicksal in den Weg getreten war, — der Erwählte seines schönen Bäschens, der erkorne künftige Eidam seiner Tante — — Herr von Leith.

Fünftes Capitel.

Beginnt mit Vorbereitungen zu einem Reiterangriff und schließt mit einem Abschied.

Herr von Leith, der vielbewunderte und vielbeneidete Herr von Leith, befand sich am See, um vor der diesjährigen Uebersiedelung des Hofs dahin, einige Wünsche des Königs bezüglich neuer Einrichtungen im Seeschloß persönlich zu überwachen. Hatte doch der König in Kurzem an dem Umgang des anziehenden jungen Ordonnanzoffiziers so viel Wohlgefallen gefunden, daß er ihn vor seiner übrigen Umgebung besonders gern mit solchen kleinen Aufträgen betraute, die sein Wohlbehagen betrafen. Er glaubte sich auf den Geschmack des Herrn von Leith verlassen zu dürfen. So war der junge Offizier sowohl am Hofe als in den Augen des eingeweihteren Publikums bereits eine Person von hoher Bedeutung, obgleich er noch nicht einmal zum Flügeladjutanten ernannt war. Daß dies noch nicht geschehen, wollte die Meisten

wundern, während einige Vertraute wissen wollten, es unterbleibe für's Erste nur auf seinen eigenen Wunsch. Die Gründe dafür waren freilich sein Geheimniß.

Seine Aufgabe im Seeschloß war keine angestrengte, und das war ihm lieb, denn Herr von Leith liebte überflüssige Anstrengungen aus Princip und Naturell nicht. Der Marstall war schon großentheils nach der beschlossenen Aenderung hergestellt, und Herr von Leith begann bereits an dem, zu dieser Jahreszeit noch ziemlich stillen See, sich gründlich zu langweilen. Um sich zu zerstreuen ritt er umher, meistens nach dem Bahnhofe am Nordende des Sees, — dorthin brachte doch jeder schöne Tag geputzte junge Dämchen aus der Stadt, deren Anblick ihm noch immer lieber war, als die Stille und Einsamkeit im Seeschlosse. Bei einem Morgenritte war er dorten auf Frau Langenbècque gestoßen, eine Bekanntschaft aus früheren obscuren Zeiten. Für das Lob ihres Aussehens hatte er die Mittheilung erhalten, wie viel Kinder sie schon geboren, damit er erst den richtigen Standpunkt zur Würdigung ihrer gebliebenen Reize erhalte. Interessanter jedoch däuchte ihm die Kunde, daß ihre Tochter, die hübsche pikante Pauline, Nachmittags an den See nachfolgen werde. Er lud die Mutter ein, sich dann

den Schloßpark anzusehen, in welchem er gern als Führer dienen wolle; in Ermangelung anderer Unterhaltung erschien ihm die schlanke Pauline als ein sehr erwünschter Gegenstand seiner Huldigungen.

Und nun hatte er im Park des Seeschlosses spazirend volle Dreiviertelstunden nach Eintreffen des Zugs auf einen landenden Kahn gewartet, ohne daß ein solcher den erwarteten Besuch brachte. Aergerlich und des Wartens müde, warf er sich nun auf ein Pferd und ritt in Begleitung eines Reitknechts in demselben Augenblicke vom Schlosse hinweg, die Landstraße hinan zur Höhe empor, als die Gesellschaft der Frau Langenbècque von dem Caffeehause am Strande aufbrach, um den Schloßpark zu besuchen. Und so verfehlte man sich.

Herr von Leith schien auch durch den Ritt über die grünen Höhen und Gründe des wellenförmigen Landes zur Seite des Sees nicht befriedigt. Er sehnte sich zur Stadt zurück unter so viel glänzende und bewundernde Augen, nach denen er hier im dunkeln Fichtenwald, welchen er eben durchritt, vergeblich emporschaute. Er ritt langsam dahin, ohne sein Roß zu kühnen Capriolen und Courbetten zu reizen oder es graziös dahintänzeln zu lassen. Denn

die lange Waldallee war keine hauptstädtische Straßenlinie; aus den Fichtenzweigen sahen keine anbetungswürdige Köpfchen bewundernd zu dem Reiter nieder, sondern nur die scheuen Augen einsamer Drosseln und Turteltauben, an deren Neugierde und Erstaunen ihm nichts lag.

Herr von Leith versank, langsam dahinreitend, immer mehr in nachsinnliches Träumen. Wie die Heiligen auf Kirchengemälden von geflügelten Engelsköpfen umschwebt sind, umgaukelte ihn jetzt eine bunte Menge rosiger nnd blasser Frauengesichter; die einen schauten vorwurfsvoll trauernd, die andern schmachtend und wieder andere in beglücktem und beglückendem Lächeln. Aber aus dem Kreise Aller trat ihm jetzt nur ein Antlitz näher, ein stolzes, herrliches Mädchengesicht: die regelmäßige Form im edelsten classischen Styl und wundervollem Teint, die weiße Stirn vom dunkeln Haar wie in Rahmen von Ebenholz gefaßt. Und dieses schöne Antlitz sah, alle andern überstrahlend, zärtlich und leuchtend von Liebe zu ihm her. An Schönheit kam ihm nur eines gleich; an Liebreiz jedoch wurde es sogar übertroffen von einem blondgelockten Haupte, dessen Augen aber fremd und theilnahmlos auf ihm ruhten.

So kehrte sich denn sein ganzes geistiges Schauen dem Bilde Ida's zu, das ihm die Einbildungskraft lebhaft vor die Seele malte. Ida! prächtige Ida! Er seufzte bei sich, da er so in Gedanken an die wundervolle Taille, an die klassische Büste, den weißen vollen Nacken und das stolze Haupt im dunkeln Fichtenwald dahin ritt.

„Ja, sie ist ein Engel!" sprach er für sich. „Was sage ich? Eine Göttin! Meine Göttin. — Fatal nur," und er seufzte wieder, „fatal, daß die Mutter, die sonst so viel Welt hat, wie jede andere auf eine förmliche, offizielle Verlobung versessen ist. Als ob ich mich jetzt schon binden möchte, bevor ich — Flügeladjutant bin. Und dann der Spott Schönthals, der mich hämisch fragt, ob ich noch immer im Stadium schmachtender Anbetung stehe! Und die Andern! Ich glaube, die fangen schon an, mich — Teufel auch! — für einen zur Leimstange flatternden Gimpel zu halten!" Das wäre für Herrn von Leith unerträglich gewesen, — lieber sich todtschießen lassen, als bei seinen Freunden für einen tugendhaften Mann gelten. „Aber Ida? Ida muß mein werden, mein, wie ma bonne Marie! Mein, mit oder ohne Heirath mein! Mein, ganz mein!"

„Was befehlen Herr Hauptmann?“ fragte der Reitknecht von der linken Seite heranreitend.

„Ich? Nichts!“ war die erstaunte Antwort.

„Halten zu Gnaden, glaubte, Herr Hauptmann hätten gerufen,“ sprach der Reitknecht entschuldigend und lenkte sein Pferd wieder in respectvolle Entfernung zurück.

Herr von Leith hatte in seiner Erregung zuletzt laut gedacht. Die Unterbrechung bewirkte, daß er seine Gedanken mit mehr Ruhe auf einen andern Gegenstand richtete, — er gedachte der schönen Bonne, der guten Marie und wie sie sich nach den letzten Tagen und für die Zukunft geberden werde. Die letzten Tage in der Stadt hatten ihre Geschichte.

„Lange spreizen, verzweifeln und dann sich trösten: Das ist so der Lauf!“ meinte Herr von Leith. „Die Weiber trösten sich Alle. Es ist ja ihre Sache, in Verzweiflung zu kommen, um sich trösten zu lassen. Hat doch auch die stark verblühte Hortensie Buchberg Trost bei Schönthal gesucht,“ wird ihn finden und mich hoffentlich jetzt in Ruhe lassen. Par diable! Sie ist doch fürchterlich in ihrer Eifersucht — gerade auf Ida, das Bureaufräulein, wie sie sagt, weil der alte Luckner sein „von“ im Staatsdienst verdiente. Hm! das

edle Blut der Buchberge! — Dabei schwatzte sie immer von ihrem Bäschen, der „reizenden“ Adele! Reize! Ich werde mir ein starkes Verschönerungsglas anschaffen müssen.“

Bei näherer Ueberlegung fand jedoch Herr von Leith, daß die kleine Adele Waldburg im Besitz einer Grafenkrone und als reiche Erbin keiner weitern Reize bedürfe, um begehrungswerth zu erscheinen, während Ida bei allen sonstigen Reizen doch nur von einem ziemlich mäßigen Vermögen unterstützt wurde, das ohnehin zum großen Theil in der Hand ihrer Mutter blieb, die noch sehr lange leben konnte. Gemahl der Gräfin Waldburg sein, wollte ihm manchmal sogar noch etwas mehr bedeuten, als Günstling und Freund des Königs heißen. Er verschloß sich der Erinnerung an seine Vorgänger und die Vergänglichkeit der fürstlichen Huld durchaus nicht, — er kannte deren Natur wohl, daß sie aufschieße, wie die Laube des Propheten von Ninive und eben so schnell verdorre. Und dabei war seine Lebesucht immerhin stärker, als sein Ehrgeiz. Der Reichthum der Gräfin Waldburg erschien ihm ein viel soliderer Rückhalt, als die Zukunft eines Günstlings. Er wollte leben, gut, hoch und vor Allem lange leben, länger als im besten

Falle die Huld des Fürsten dauern konnte. Freilich, er konnte sie bei Zeiten ausnützen, so gut es andere gethan; wie viele solcher Günstlinge, die von auswärts bezogen worden waren, hatten ohne Kenntniß des Staates, ohne Herz für denselben, ohne ihm auch nur dienen zu wollen, jetzt trefflich versorgende, hohe politische Aemter. Aber Herr von Leith liebte die „leidige Politik“ so wenig, als sein fürstlicher Gönner und strebte nach keinem derartigen Einfluß, so sehr sich ihm auch sowohl die Frommen im Lande, als die Sittlich-Ernsten (wie sich damals die Fortschritts-Parthei nannte), zu nähern gesucht hatten, um durch ihn auf den König zu wirken und sich seiner in ihrem Interesse zu bedienen. Herr von Leith wollte mehr nur als Lebemann sein Leben gemacht sehen. Und hätte er dem Könige schon jetzt mit seinen Schulden kommen dürfen, so wäre ihm deren Bezahlung einer der liebsten Gunstbeweise gewesen, nach welchen er gestrebt.

„Gunst,“ fuhr er in seinem Gedankengange fort, „des Königs Gunst schein' ich wirklich zu haben, und die Andern trauen mir auch Macht zu. Ich könnte wohl auch diese haben, aber wozu? Um schwarze Kutten schleppen zu helfen oder Fortschrittsbeinen

nachzulaufen! Oder für die Gelehrtencolonie Schwiegersöhne versorgen und anlocken! Mich verhaßt machen, daß man auflacht, wenn mich das edle Roß abwürfe oder wenn es unerwartet zusammenbräche: plumps, da liegt er! Nein. — Regieren? das verstände freilich Frau v. Luckner besser, als wir beide, ich und mein Freund. Und es scheint, sie hofft, bald wirklich regieren zu dürfen. Es scheint, sie betrachtet mich ohnehin nur als den Ordensstern, den sie sich an die Brust heften will! O Frau Mama, so fein Sie sein mögen, so dürften Sie mich doch unterschätzen. Sie ist klug und weise, doch mich betrügt man nicht. Sie schätzt mich nur als Werkzeug in ihrer Hand, — das, ja das verdient eigentlich Strafe. Sie will mir ihren Architekten an's Herz schließen, damit ich ihn rasch in des Königs Schooß setze. Ich hasse den Menschen. Wahrhaftig, ich hasse ihn. Er hatte offenbar die Unverschämtheit, mein Rival bei Ida sein zu wollen. Solche Keckheit verdient ganz exemplarische Strafe! — Nun, nun, wenn mir nur ihre Liebe bliebe — und ihrer bin ich sicher — könnte sie sich immerhin Frau Wildhoff nennen!"

Dabei verweilte Herr v. Leith längere Zeit, indem sich der Wald zu beiden Seiten noch immer end-

los hinzuziehen schien. Sein schönes Gesicht hatte sich düster verzogen, als brüte er über einem finstern Gedanken, der ihm doch selbst nicht einleuchten wollte.

„Nein, nein!“ sprach es wieder in ihm. „Nicht einmal so möchte ich sie ihm gönnen. Was diese eherne Statue von Wahrheit schwatzte! Ein unausstehlicher Pedant. Er wird mir nächstens über Charakter und Verdienst predigen, ich bin es überzeugt! Charakter? Als ob man Catone bei Hof brauchen könne. Verdienst? Wenn man verdienen wollte, was man ist und wird, müßte man als Taglöhner beginnen. Als ob es kein Verdienst wäre, Glück zu haben. Es genießen heißt es verdienen, dächt' ich. Ist Figur, Haltung, Benehmen kein Verdienst? Ich meine doch, da sie einem armen Lieutenant die Freundschaft eines Königs, die Liebe einer Gräfin brachten. Und daran will ich halten und weiter bauen, — um sicher zu gehen, beides vereinen. Vielmehr Adele Waldburg soll mich heirathen, ich schenk' ihr die Liebe. — Aber Ida, Ida!“

Und Herr v. Leith seufzte wieder tief auf.

„Soll ich sie lassen, ohne — ohne daß ich sagen dürfte: sie war mein, ganz mein? Nein, ich werde sie nicht lassen, selbst auf die Gefahr hin, als ein —

ehrlicher Gimpel hängen zu bleiben," setzte er in Gedanken matt hinzu. „Jedoch, was soll das Alles? Zu einem bestimmten Entschlusse ist es noch Zeit, wenn einmal des Königs Meinung darüber erholt ist. Der Entscheid kann aber füglich bis zu dem Augenblicke verschoben werden, wo ich sagen darf: Ida ist mein oder — war doch mein!"

Herr v. Leith war nun dahin gelangt, es für thöricht zu halten, sich mit Grillen über zukünftige Dinge zu plagen. Möglicher Weise weilte in diesem Augenblicke, wo er sich Sorgen über ungelegte Eier bei einem melancholischen Spazierritte im Walde hingab, die anziehende, pikante Pauline Langenbècque mit ihrem üppigen Wuchse im Schloßpark am Seestrande und harrte vergeblich seines Anblicks. Mit dieser Erinnerung riß er sein Pferd herum, um die Rückkehr anzutreten. Der Reitknecht folgte seinem Beispiel und sie ritten etwas rascher heimwärts durch den Wald, bis Leith sich nach der Seite wandte und fragte:

„He, Flix! Haben Sie denn heute nicht nach Ihrer Gewohnheit auf das Dampfschiff hinaus geschaut, als es vorüber fuhr?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Waren Bekannte darauf?"

„Niemand, als die Frau, mit der Sie in der Frühe sprachen.“

„So! War keine junge Dame bei ihr?“

„Ja, eine sehr hübsche und stattliche sogar. Ich glaube, sie stiegen beim Kaffeehaus am See aus.“

„Das hätten Sie mir aber sagen sollen!“ rief Herr v. Leith ärgerlich und schlug einen raschen Trab an auf der staubigen Straße, indem er dem nachfolgenden Reitknecht vorauseilte. Er war nicht wenig unwillig über die Schweigsamkeit seines Begleiters, dessen Nachricht den ganzen langweiligen Spazierritt überflüssig erscheinen ließ. „Ja, ich sagte es ja,“ dachte er jetzt, „wie thöricht es sei, sich um künftige Dinge zu kümmern, wo die Gegenwart lacht. Ich will des Fürsten und der Frauen Gunst dankbar genießen, mich beneiden lassen, — und wie viele beneiden mich nicht! Es ist ja kein Unglück, denke ich, Neider zu haben. Freilich, sie wissen nicht, wo's fehlt. — Hm! Ja! Ida bleibt doch die herrlichste und begehrenswertheste aller Franen. Mit einer einzigen Ausnahme, einer Einzigen. Diese blonde Holde — ein wahrer Schwan, — reizend, unvergleichlich! — Flix!“ hub jetzt Herr v. Leith laut an, indem er nach der Seite hin schaute, wo sein Begleiter ritt.

Derselbe spornte auf den Ruf hin sein Pferd, um herbei zu kommen.

„Was steht zu Befehl?"

„Ritten Sie nicht vor einiger Zeit den Ungar in der Straße gegen die Brücke, wo ich Ihnen mit Schönthal, Sporn und Leinberg begegnete? Und — gemach! — sahen Sie nicht das schöne Mädchen neben einer älteren Dame in einem Wagen des „russischen Hofs" vorüberfahren?"

„Dasselbe, das in der Fremdenloge der Oper saß, als —"

„Dasselbe," erwiderte Leith.

„Eine reizende Blondine, goldene Fülle des Haars, wunderbare Augen . . . ."

„Sie sind ja ganz Enthusiast!" entgegnete Leith verwundert, indem er sein Pferd anhielt, in langsameren Schritt setzte und seinen Begleiter fixirte.

„O!" sagte dieser. „Man sieht auch, was schön ist. Ich hab' sie vorgestern gleich wieder erkannt."

„Wie? Was?" fing Herr v. Leith erstaunt an. „Das hieße ja, sie befand sich vorgestern am See?"

„Und befindet sich noch da, gnädiger Herr."

„Noch!?"

„Ja, sie wohnt am andern Ufer und war vor-

gestern in der Veranda oben an der Straße, wo wir vorbei müssen," erzählte der Reitknecht. „Ich hörte sie zu der Wirthstochter sagen, daß sie übermorgen vielleicht wiederkomme. Also heut'. Möglich, daß wir das schöne Mädchen beim Vorüberreiten zu Gesicht bekommen."

Herr v. Leith hatte sein Pferd dicht an das des Bereiters hintreten lassen und hörte mit sichtlicher Spannung die überraschende Kunde. Dann fuhr er mit erhobener Stimme leidenschaftlich heraus:

„Ja, aber Mensch! Warum sagten Sie denn davon kein Wort?"

„Gnaden verzeihen, Sie fragten mich ja nicht darum."

„Bei allen Teufeln, muß man denn aus euch Leuten Alles herauskneifen! So, jetzt sitzen Sie nur fest auf Ihrem Windkopper!"

Damit gab Herr v. Leith seinem Pferde die Sporen; wüthend sprang es seitwärts; mit mächtigen Sätzen holte es aus und sprengte dann in gestrecktem Galopp dahin durch den Wald, bis der Saum desselben hinter dem Reiter lag. Auch der Bereiter war nachgekommen. Drüben, jenseits des moorichten Grundes auf der Anhöhe, nach welcher sich die Straße

hinanzieht, trat das Wirthshaus aus den Bäumen hervor und neben ihm die wohlbekannte Veranda des Gartensalons. Ganze Wolken von Staub wirbelten unter den Hufen empor, als die Reiter durch den Grund sprengend an den Fuß der Anhöhe kamen und die Pferde nur ein wenig verschnaufen ließen, um sie dann auf's Neue zu spornen. Nun konnten sie zwischen dem Grün auf der Veranda schon lichte Gewänder erblicken, und in wüthendem Galopp ging es wieder eine Weile bergan. Während sie so ihre Rosse antrieben und diese mit lautem Hufschlag den Staub aufwirbelten und die Höhe hinansprengten, hingen Leiths Augen, so gut es gehen wollte, an den Frauengestalten auf der Veranda. Bald erkannte er auch die schöne, junge Dame an der Farbe ihres reichen Haares. Zu gleicher Zeit bemerkte er aber auch den Herrn, der neben ihr sitzend sein Haupt gegen das ihre beugte. Jetzt war das Wirthshaus erreicht, viele Augen sahen den Reitern da entgegen, nur diejenigen nicht, von welchen Herr v. Leith am liebsten gesehen und begrüßt worden wäre. Mit einem kleinen Verdrusse darüber warf er sich aus dem Sattel; auch der Reitknecht sprang herunter und ergriff die Zügel, während der Hausknecht die des andern Pferdes zur Hand nahm.

Herr v. Leith stand einen Augenblick unschlüssig unter den Bäumen. Aus der Laube klang eine Cyther, aus dem Gartensalon eine Tanzmelodie auf dem Clavier, und durch die Fenster waren erhitzte Mädchengesichter zu sehen, — dort aber auf der Veranda saß die kleine Gesellschaft, zu welcher das blonde Mädchen gehörte, und neben ihr, — ja neben ihr derselbe Architekt Wildhoff, den er im Hause der Frau v. Luckner getroffen. Sie schienen beide so unbekümmert um Alles, was um sie vorging, daß sie noch gar keinen Blick herübergeworfen hatten. Herr v. Leith biß sich auf die Unterlippe, spielte mit seinem Barte und warf einen nicht eben freundlichen Blick hinüber, indem er zu überlegen schien, was nun zu thun. Da erblickte er die kleine Gestalt des Herrn Arthur Maier, an der er wohl sonst vorübergegangen wäre, wenn sie ihm auch aus seinen Lieutenantsjahren wohl bekannt war. Rasch trat er auf denselben zu und sagte in einem freundlich vertraulichen Tone:

„Ah, Sie da bei so fröhlicher Gelegenheit. Superb. Mich freut's, Sie einmal wieder zu sehen. Aber sagen Sie mir doch, wie kommt denn der langweilige Architekt dorten zu der wundervollen Blondine?"

„Ich bin selbst außer mir!" sagte der kleine Ge-

selle mit anmaßender Miene, indem er sich neben der schlanken Figur des eleganten Officiers noch unscheinbarer ausnahm.

„Wie meinen Sie?“ fing Herr von Leith wieder an. „Ich bin hautement dagegen, daß die feine Gazelle in der Gewalt dieses Brummbarts bleibt.“

„Und ich,“ ergänzte seinerseits der Kleine, mit einer Miene, die eine Bestätigung seiner Worte enthielt, „ich gönne sie ihm nun einmal gar nicht! Aber was thun? spricht Zeus.“

„Jagen wir sie ihm ab. In Compagnie!“ sagte Herr von Leith mit vertraulicher Entschiedenheit zu dem Kleinen niederblickend. Dieser jedoch erwiderte:

„Und dann theilt der Löwe die Beute nach bekannter Art, nicht wahr?“

„Ah, diese Verkennung! Auf Parole nicht! Hören Sie doch.“

Und Herr von Leith, der Günstling des Königs legte seinen Arm sogar in den des Kleinen und redete ihm, nicht herablassend, sondern mit unbefangener Vertraulichkeit zu, bis der aufmerksame Zuhörer für den Plan, den ihm der Ordonnanz-Officier mittheilte, gewonnen war. Es galt für's Erste nur, das

schöne Mädchen von der Seite des Architekten wegzubringen und sie die Freuden des Tanzes kosten zu lassen, um eine Annäherung erfolgreich anzubahnen. So hatte es Herr Arthur Maier übernommen, den ersten Schritt zu thun. Er hatte Irenen aufgefordert und tanzte einmal mit ihr herum, als Herr von Leith hinzutrat und in seiner anmuthig höflichen Weise bat, mit der Dame den Tanz fortsetzen zu dürfen, wozu der seitherige Tänzer sogleich geneigt war, so daß Irene wohl nicht anders konnte, als einzuwilligen.

Als nun Wildhoff seinen Platz auf der Veranda verließ und unter die Thüre neben die Mutter Irenens trat, wollte er kaum seinen Augen trauen. Und als er den Tänzer nur zu wohl erkannte, als er mit geschärften Augen sah, wie des eleganten Officiers Arm sich um ihre geschmeidige Gestalt gewunden, wie er das holde Mädchen im wiegenden Walzer schwang, wie dessen Augen dabei glühend auf ihrem gesenkten Antlitze ruhten und im goldenen Geflechte ihres üppigen Haares gleichsam versengend hingen: da packte ihn eine unsägliche Bangigkeit, da schnürte ihm ein jäher gepreßter Schmerz, die Brust, vom Herzen hinauf bis zur Kehle, da faßte es ihn mit angstvollem Weh an, daß er hätte aufschreien mögen.

„Mit Irenens Tänzer ist eine Metamorphose vorgegangen," tönte jetzt die milde Stimme der Frau von Helming neben ihm. „Wer ist denn dieser Officier?"

„Herr von Leith!" war die Antwort, und Wildhoff meinte kaum, daß sie ihren Weg durch die gepreßte Kehle heraufsinden könne, während seine Augen die Tanzenden verfolgte. Er hätte vergehen, oder noch lieber auf ihn losstürzen mögen, um ihm die Beute zu entreißen, die seinem Herzen schon unendlich theuer geworden war, theurer als Alles auf Erden, — die er nur mit seinem Leben einem andern überlassen wollte. Wildhoff empfand es in diesem Augenblicke nur zu tief, daß hier nicht sein Stolz in Mitleidenschaft gezogen war, sondern einzig und allein das Gefühl der Liebe, in ihrem Aufkeimen schon starke überwältigende Liebe, die vor keinem Opfer scheut, aber sich selbst nicht zum Opfer bringen kann, auf sich selbst nie Verzicht leistet.

Und als Irene jetzt ausruhend neben der eleganten Figur des Officiers stand und seine einschmeichelnden Reden, seine anmuthigen Worte an ihr Ohr schlugen, konnte sie nicht umhin, dieselben zu beantworten, da sie mit der ausgesuchten Artigkeit in Ton

und Ausdruck vorgebracht wurden, wenn ihr auch seine Blicke eine unangenehme Empfindung veranlaßten. Im leichten Gesellschaftstone, der sein eigentliches Element war, sagte Herr von Leith:

„Erlauben Sie mir, meine Gnädige, daß ich den Empfindungen, mit welchen ich das Glück an Ihrer Seite genieße, schwachen Ausdruck gebe. Ich möchte Ihnen gern als Sklave zu Füßen liegend danken, daß —“

„Finden Sie das Sklavenloos im Staube zu liegen so beneidenswerth?“ unterbrach sie seine Artigkeit mit einem ruhigen Lächeln.

„Lassen Sie mich, meine Gnädige, dagegen fragen, ob es ein Verdienst, Sie anzubeten?“ sprach er mit seinem schmeichelndsten Tone.

„Es ist keines,“ erwiderte darauf das schöne Mädchen mit einem Ausdrucke, der ihm bewies, wie wenig Eindruck seine Artigkeiten auf sie machten und wie gewappnet sie gegen diese Sprache war.

Irenens Gemüthsruhe war denn auch weder durch die anmuthige Erscheinung des Officiers noch durch dessen geschmeidigen Worte in irgend einer Weise berührt. Unbewegt von seinen schönen Reden, suchten ihre Augen insgeheim nach der Thüre, wo sie, im

Tanze vorüberfliegend, Wildhoffs Gestalt bemerkt hatte. Und dorten lehnte er noch neben ihrer Mutter. Sie erschrak im Innersten ihrer Seele vor seinem Aussehen. Er war marmorbleich.

Da hörte sie nicht mehr, was ihr Tänzer noch Artiges zu sagen wußte. Sie sah nur mit innerem Erbeben dahin, woher ein Antlitz, in welchem sie heute nur den Ausdruck der Freude zu sehen gewohnt gewesen, mit einer Miene schaute, in welcher alle Bitterkeiten des Schmerzes und des Hasses vereinigt schienen. Erinnerte doch sein Aussehen an einen gefesselten Löwen, der sein Junges in fremden Händen sieht. Sie hätte es kaum für möglich gehalten, daß diese edlen Züge sich so drohend verdüstern könnten, und erst ein flüchtiger scheuer Blick, den sie in ihrer Angst forschend nach ihrem Cavalier erhob, machte sie erschrecken vor dem Widerschein, den Wildhoffs drohender Ausdruck auf dessen Geberde gefunden. Es lag so viel Hohn und hämisches Behagen in den Zügen des Officiers, daß es sie schauerte und ihre Augen bestürzt niedersanken. Kaum daß sie dieselben wieder nach Wildhoffs Antlitz zu erheben wagte, als sie bemerkte, daß derselbe kleine Herr, welcher sie zum Tanzen aufgefordert hatte, jetzt neben Wildhoff

getreten war, und mit selbstzufriedener Miene diesem etwas sagte, worüber sich Wildhoff heftig nach ihm umwandte und ihn am Arme griff, daß der Kleine in schmerzhafter Wuth das Gesicht verzog.

Und wieder begegneten sich Wildhoffs und Irenens Blicke. Er ließ den Arm des Kleinen frei und athmete schwer auf. Dann verließ er plötzlich seinen Platz an der Thüre und schritt durch den Saal der Stelle zu, wo Irene schweigend und nunmehr bebend neben Herrn v. Leith stand.

Nun war er da, verbeugte sich und bat mit gewaltsam ruhiger, nur leise schwingender Stimme um eine Extratour. Herr von Leith hatte Lust, Einwendungen zu machen und sprach von der allzu großen Anstrengung für die Dame. Von den Augen Irenens jedoch ermuntert und sicher gemacht, wendete sich Wildhoff mit einem schwachen Lächeln zu ihr.

„Sollten Sie wirklich zu ermüdet sein,“ fing er mit innigem Tone an, „wäre die Anstrengung für Fräulein Irene zu groß, mit mir zu tanzen?“

„Durchaus nicht!“ sprach sie bestimmt und nahm alsbald seinen Arm.

Und dieser umschlang sie jetzt innig, innig, als wolle er sie nicht wieder loslassen und hätte sie gegen

eine Welt zu vertheidigen. Da schwebten sie dahin in seligem Fluge.

„Sind Sie müde, Irene, strengt es Sie zu sehr an?“ flüsterte er ihr während des Tanzens zu.

„Nicht im Mindesten, tanzen wir nur bis zum Schlusse,“ antwortete sie mit glänzenden Augen und klopfenden Pulsen.

Er drückte ihr bewegt die Hand. Und so tanzten sie bis zum letzten Accorde.

Mittlerweile stand Herr von Leith noch einige Zeit mit finster zusammengezogenen Brauen an der Wand und fühlte lebhaft, daß er zum Nachsehen verdammt war. Es war ihm klar geworden, daß er in dem diesmaligen Kampfe mit dem verhaßten Architekten kaum Sieger bleiben werde, vielmehr eine starke Demüthigung zu befürchten habe. Indem er sich auf die Lippen biß, daß sie bluteten, verließ er ohne den Schluß des Tanzes abzuwarten, den Gartensalon und sah sich nach seinem Spielgesellen bei dem — für's Erste mißlungenen — Unternehmen um. Aber Herr Arthur Maier war nirgends zu erspähen, und so fand sich der Höfling veranlaßt, um sein in Bewegung gekommenes Blut etwas zu kühlen, sich ein frisch geschenktes Glas schäumenden Bieres bringen zu lassen,

das er stehend zu trinken begann, und dabei über sein weiteres Verhalten nachdachte. Da unterdeß der Klang des Claviers verschollen und der Tanz zu Ende war, brauchte er nicht mehr lange auf das Erscheinen Wildhoffs zu warten, der gegangen war, um Herrn von Leith aufzusuchen, da dieser nach allen Gesetzen der guten Sitte auf eine Entschuldigung gegründeten Anspruch hatte.

Beim Anblick des Verhaßten, durch den er soeben eine Niederlage erlitten, wallte Herrn v. Leiths Blut schnell auf. Eben so rasch jedoch fühlte er, daß es in mehrfacher Hinsicht kaum am Orte sein dürfte, besondere Empfindlichkeit obwalten zu lassen oder einen Verdruß zu zeigen, der das Bewußtsein einer Niederlage und erlittenen Demüthigung kundgegeben hätte. Wenn er diesmal dem Architekten weichen mußte, wollte er wenigstens seinen Rückzug als einen freiwilligen und keineswegs durch die Noth eingegebenen erscheinen lassen. Dennoch verrieth seine Stimme einige Gereiztheit, da er dem Daherkommenden zurief:

„Ach, mein bester Herr, Sie haben es gut mit mir vor, lassen mich schimmeln gleich einer alten Jungfer und führen mir die Dame nicht einmal mehr zum Schlusse zu. Nun, was haben Sie mir zu sagen?“

„Daß es für Alles Entschuldigungen gibt," erwiderte Wildhoff mit einer ruhigen Zuversichtlichkeit. „Waren Sie doch selbst am Schlusse verschwunden, Herr v. Leith."

„Wie? Erwarteten Sie einen so geduldigen Zuschauer Ihrer Tanzfreuden? Ich hätte Ihnen einfach die Tour verweigern sollen."

„In diesem Falle," begann Wildhoff mit einem scharfen Blick, und er hatte offenbar etwas Bitteres auf der Zunge, zog es jedoch vor, nicht aus den Schranken ruhiger Höflichkeit zu springen und wiederholte mit weniger erhobenem Tone: „In diesem Falle hätte die Artigkeit doch immer wieder der Dame die Entscheidung überlassen müssen."

„Um auf meine Kosten Ihrer Tanzlust fröhnen zu können?" fragte er noch immer in einem Tone, welcher andeuten sollte, daß er sich eigentlich über die ganze Sache und jeden Aerger im Grunde erhaben fühle. Dieser Ton schlug aber in einen weniger ironischen um, als er hinzusetzte: „Ernstlich muß ich mir aber für die Zukunft Anforderungen auf solche Touren verbitten, die ohnehin kein Ausfluß der guten Sitte mehr sind."

„Halten Sie mit Ihren Lectionen in der Lebens-

art zurück,“ erwiderte Wildhoff mit nachdrucksvoller Ruhe, „wirken Sie mehr durch eignes Beispiel, Herr von Leith. Ich nahm nur ein Recht in Anspruch, das Sie sich vorher selbst nahmen, und wenn es Ihnen unbequem war, so haben Sie eben dafür meine Entschuldigung. Uebrigens,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, „übrigens werden Sie nicht wieder in die Lage kommen, mir irgend welche Bitte in dieser Richtung zu versagen.“

Herr v. Leith sah ihn jetzt fragend an und faßte mit beiden Händen die Endflocken seines Schnurrbartes, indem er sie zwischen den Fingern drehte.

„Die Dame wird mich also durch eine unverkümmerte Tour entschädigen,“ sprach er dann. Aber Wildhoff erwiderte schnell:

„Die Dame wird nicht mehr tanzen.“

„Hat Sie Ihnen das gesagt?“

„Mit Ihrer Erlaubniß, ja!“ —

„Und wenn ich auf meinem Recht bestände?“ fragte Herr v. Leith nach einer Pause, mit ziemlicher Wucht im Tone.

„Auf welchem Recht? Herr v. Leith!“

„Auf dem Rechte, eine zweite Tour zu fordern,“ sprach der Offizier sich den Bart aufstreichend.

„Sie werden es nicht thun, Herr v. Leith, selbst wenn Sie ein solches Recht hätten," entgegnete Wildhoff mit unzweideutigem Nachdrucke und begleitete die Worte mit einem so festen und durchdringenden Blicke, daß der Höfling unwillkürlich seine Augen zu Boden senkte, freilich um sie rasch wieder zu erheben.

„Es wäre wenigstens eine Thorheit!" fing Herr v. Leith in geändertem Tone an, jetzt mit der Ruhe und dem Gleichmuthe, welcher dem weltmännischen Höflinge geziemte. „Eine Thorheit und eine Versäumniß, da mich wichtige Pflichten in's Seeschloß hinunter rufen."

Dabei lächelte er bedeutungsvoll, zog die Uhr und betrachtete sich den Zeiger, steckte sie mit einer leisen Bewegung des Hauptes wieder ein, lächelte Wildhoff vertraulich an und sagte:

„In welche überflüssige Erregungen wir uns doch beide gegen einander setzen und wären doch so sehr auf gegenseitige Verträglichkeit angewiesen. Ich glaube sogar — dazu geschaffen. Für meinen Theil wenigstens fühle ich die dringende Nothwendigkeit mich mit Ihnen, lieber Wildhoff, gut zu stellen. Und was hält uns denn überhaupt noch auseinander? Ich kann es nicht ergründen. Wäre denn Freundschaft oder wenig-

stens mehr Herzlichkeit zwischen uns eine Sache der Unmöglichkeit?"

„Das muß die Zeit lehren!" sprach Wildhoff mit Gewicht im Tone und innerlicher Zurückhaltung.

Nun wurde noch in conventioneller Weise Abschied genommen, und Wildhoff wandte sich wieder dem Platze zu, wo Irene mit ihrer Mutter und Tante bänglich saß. Der Ausdruck der Besorgniß und Angst in ihren Augen schwand aber, sobald sie seinem Auge begegnete. So verkehrten sie schon in der stillen Sprache des Herzens, und Wildhoff hatte kein Wort nöthig, um ihr beklommenes Gemüth zu beruhigen. Das Verständniß ihrer Seelen war in diesen wenigen Stunden schon zu voller Klarheit und Stärke erwacht, nachdem sie bei jeder flüchtigen Begegnung sich ahnend gegenüber gestanden waren. Die Erscheinung des Höflings, von seiner Seite eine wenig überlegte Laune seines aufgestiegenen Uebermuths, zog am Himmel ihrer aufblühenden Liebe als flüchtige Wolke vorüber, mehr nur um ihre vor drohender Gefahr schauernden Herzen enger zusammen zu führen, als um wirkliches Unheil zu bringen. Wochenlanger Umgang hätte die Annäherung ihrer Seelen nicht so gefördert, als die augenblickliche Störung, welche nur dazu gedient hatte, beide

zum Bewußtsein ihrer Empfindungen zu wecken. Jetzt sahen sie kaum, daß der Offizier sich auf sein Pferd schwang, mit ausgesuchter Galanterie herüber grüßte und dann von dem Bereiter gefolgt in anmuthigen und kühnen Sätzen seines Pferdes davon sprengte — über das Bergfeld zum Seeschloß.

Sechstes Capitel.

Das Wetter geht vorüber und macht einer schönen Mondnacht Platz.

Während so der Himmel junger Herzen sich wieder völlig klärte, war über der Landschaft ein Wetter aufgestiegen, das sich durch große Tropfen ankündigte, welche durch die Baumkronen des Wirthsgartens fielen. Das war für die Gäste an den Bauerntischen das Signal, sich in die dumpfen Gastzimmer des Hauses zurück zu ziehen, während die älteren Frauen des fröhlichen Kreises im Gartensalon bängliche Blicke nach dem dunkeln Gewölk richteten und durch Bitten, Jammern und Schelten es endlich glücklich dahin brachten, daß ihre Gesellschaft sich in demselben Momente in den bereitstehenden Wägen auf den Weg machte, wo das Wetter in schnell sich folgenden Tropfen seinen Ausbruch nahm.

Auch die Veranda hatte sich bis auf unsern kleinen Kreis geleert. Es ging schon stark in den Abend hinein,

und der Mutter Irenens stiegen Besorgnisse wegen der Heimfahrt über den See auf, wenn sie auch einsah, daß jetzt im Regen aufzubrechen thöricht gewesen wäre. Sie nahm gerne das Anerbieten Wildhoffs an, die Rückfahrt ans westliche Ufer mitmachen und den alten, am Strande wartenden Schiffer unterstützen zu wollen. Jedenfalls war das Aufhören des Wetters, das sich ohnehin nur als Strichregen erwies, abzuwarten.

Und nun saß Wildhoff wieder in stillem Glücke neben Irenen, während der Regen das Hochgebirg verschleierte und das vorliegende Blumengärtchen gierig die warmen Tropfen auffog, die nun zu Millionen fielen. Es rauschte durch die Baumkronen und auf das Dach der Veranda, es pochte der Regen auf jedes Blatt, klopfte auf jede Schindel, und fast einschläfernd ging das Rauschen und Sausen fort. Die erquickende Luft unter der Veranda machte den Aufenthalt dorten äußerst angenehm, die Hühner des Hofs hatten sich leise piepend unter den Bäumen zusammen gekauert; aus den Wirthsstuben tönte hie und da das Zanken der Bauern dumpf herüber; aus der Laube klang noch immer die Zither und Gesang. Von dem im Regen ab und zuspringenden Wirthstöchterlein erfuhr man,

daß dorten der Bernecker Hanns sitze bei der Lise, welche im Hause kochen lerne; die hätten sich von ihrer Heimath drüben, näher bei den Bergen, viel zu singen und zu sagen. Auch noch ein Anderer sitze dorten, aber der könne den Herrschaften selber sagen, wer und was er sei. Damit sprang sie erröthend davon, und es dauerte nicht lange, als die Zither plötzlich in sanften Accorden im Gartensalon auftönte, während ein junger Mann mit scharf ausgeprägten Zügen und kühn vorspringender Nase unter der herausführenden Thüre erschien. Wildhoff erkannte in ihm alsdann den jungen Mann, welcher Nachmittags mit dem Gerichtsrath Brand von der Eisenbahn in den stillen Wald hinunter gestiegen war.

„Herr Wildhoff,“ sprach derselbe, mit großer Sicherheit des Auftretens sich vor den Damen verbeugend. „Erinnern Sie sich meiner nicht mehr von unserer academischen Zeit her?“

„Ah,“ sagte Wildhoff nach augenblicklichem Nachdenken. „Maler Sturm?“

„Sturm, noch immer Sturm, manchmal Wind, heute aber — bei meiner lieben Braut — nur Zephyr!“ erklärte der Maler, indem er die Rechte Wildhoff hinreichte, mit der Linken jedoch die Hand

des hübschen Wirthstöchterleins ergriff, das hoch erglühend daneben stand und mit liebenswürdiger glücklicher Befangenheit die herzlichen Gratulationen Irenens, der Mutter und Tante hinnahm.

Man rückte zusammen und verkehrte in munterm Tone, während Maler Sturm mit schönheitkundigen Blicken die Erscheinung Irenens in wahrer Lust betrachtete. Innen im Salon kicherten indeß Hanns und Lisi zusammen, wobei sie manchmal auf den Saiten der Zither herum klimperten, bis Tante Wanda von ihrem Platze aus sich an Hanns mit den Worten zurückwandte:

„Nun so singen Sie einmal wieder, Herr Gebirgsbewohner!"

Wieder kicherten die zwei innen. Dann aber klang es bei dem rauschenden Regen in der hereinbrechenden Dämmerung plötzlich auf:

„I woaß a schöni Glock'n,
Die hat an schön Klang,
Und ich woaß a schöns Dienei,
Das hat an schön' Gang.

Und beim Dienei seiner Hütt'n
Da singa die Schwalb'n
Und da laafa die Gambsein
Glei her über d'Alm."

„Wenn ich nur die Worte verstünde!" sagte Irene leise. Der Gesang aber nahm seinen Fortgang bis zur Schlußstrophe:

„Du flachsharets Diendl,
Di hon i so gern,
Und i kunnt weg'n Dein Flachs glei
A Spinnradl wer'n."

„Wie hieß jetzt das?" fragte Irene zu Wildhoff aufsehend.

Er übersetzte ihr die Strophe in gutes Hochdeutsch. Sie erröthete leicht.

„Drollig, aber hübsch!" sagte sie dann.

„Und so wahr," meinte er.

„So naiv!" sprach sie wieder.

„Und so lieb!" ergänzte Wildhoff, daß sie vor seinem Blicke die Augen niederschlug, während auch Maler Sturm sich an ihrem Anblick weidete. Diese Holdseligkeit zu betrachten war ihm ein hoher künstlerischer Genuß. —

Es regnete zwar noch, doch zog sich das Gewölk mehr in's Flachland hin, so daß das Gebirg noch einmal in wunderbarer Pracht aufleuchtete, da im Osten die trübrothe, glühende Mondscheibe seltsam über den schwarzen Rand des weiten Forstes emporstieg. Unten im Moorgrund wallten geisterhaft die

Abendnebel zum Walde. Da sprang Maler Sturm auf und rief dem Hanns zu, er möge das Lied anheben, das den im Südosten aufsteigenden Berg seiner Heimath besinge. Während nun der prächtige Sang mit hellem Jodler aufschlug, sagte Maler Sturm zu Wildhoff leise, ihn sehne es jetzt zum See und in dessen Welle, worauf er seiner Braut noch einen Blick zuwarf und sonst unbemerkt hinweg ging, indem er den Plaid umhängte, die Krempe des Hutes herunter schlug und mit der Melodie, die eben gesungen wurde, durch den versiegenden Regen davon wanderte.

Mittlerweile war die Nacht allmählich gekommen. Das Hochgebirg lag in verschwimmender Unklarheit, die Lampe auf dem Tische warf röthlichen Glast auf die Züge der Umsitzenden des kleinen Kreises.

„Ja, wie ist mir denn!“ fing plötzlich die Lisi an, indem sie sich von Hanns ab und zu Wildhoff wandte. „Ja, sind's denn nit der Herr Heinrich, der Baumeister hat werden wollen. Kennen's mich denn nimmer? Bin ja die Lisi von der Sonnenreut und allweil mit dem kleinen Fräulein auf der Wiese umi g'laufen.“

Wildhoff konnte sich an die kleine Lisi mit den nackten braunen Füßen noch wohl erinnern, hätte sie

aber in der frischen Dirne mit den um den Kopf geschlungenen braunen Zöpfen und dem silberbeschlagenen Mieder nicht gesucht. Diese trug eben so den hochländischen Typus, wie der kräftige Hanns, der ebenfalls unter der Thüre erschien mit seinem röthlichen Schnurrbarte unter der geraden Nase, mit den Ringen im Ohr, seinem Spitzhute, der Joppe und den genagelten Schuhen. Als sich nun Wildhoff freundlich nach Lisi's Vater, dem alten Sonnenreuter erkundigte, meinte das Mädchen traurig:

„Wär' schon Alles recht, wenn nur die bösen Leut' nit wären!"

„Die Malefiztropf'n, die!" fiel jetzt auch Hanns leidenschaftlich ein. „Weil's dem Sonnenreuter gut geht, hängen's ihm halt a Klamperl an."

„Was kann man denn dem braven Manne nachsagen?" fragte Wildhoff.

„Na, wißt's, sie sagen halt —" und der Bursche hielt mit geheimnißvoller Miene inne, indem er in's Dunkle hinaus schaute. „Ja, das hat sein'n Haken! Den Haggl hon i schon drosselt, den Aignerfranzl hon i schon niederg'schlag'n derwegen und g'rauft hon i schon g'nug, aber helfen thut's nix, sie sagen's allweil doch, wann i weg bin."

Was die Leute sagten, erfuhr Wildhoff nicht; er dachte sich aber, daß der Sonnenreuter in irgend einer Beziehung zum geheimnißvollen Bunde der Haberfeldtreiber (der gerade in jener Gegend sein Wesen trieb), wenn auch nur als Vervehmter stehen müsse. Da er wußte, daß über diesen Punkt ohnehin nichts aus den Leuten herauszubringen war, stand er von weiteren Erkundigungen ab. Lisi sprach nun davon, wie groß und schön Ida geworden sei, eine rechte Hofdame, wenn es überhaupt mit dem Herrn von Leith richtig sei, der vorhin da gewesen wäre. Dann betrachtete sie auch Irenen neidlos und mit rechter Freude, indem sie ihren Hanns fragte, wie ihm das junge Fräulein gefalle.

„Mir g'fallet's schon, mir! A g'schmaachs Diendl!" erwiederte dieser offenherzig, und Irene wäre unter den lachenden Augen Wildhoffs noch höher erglüht, wenn sie den Dialekt besser verstanden hätte.

Nun aber hatte der Regen gänzlich aufgehört, und tausend Tropfen glitzerten im hellen Mondschein am nächsten Zweige, wie eben so viele Diamanten. Unsere Gesellschaft brach jetzt auf unter den treuherzigen Abschiedsgrüßen der Zurückbleibenden, deren „B'hüt Gott!" noch nachhallte, als die Abendglocke

das Ave Maria zu läuten begann und aus den Häusern des Dörfchens die Stimmen der Leute in harmonischem Gebete zusammenklangen.

Ihr helles Kleid leicht aufschürzend ging nun Irene neben Wildhoff, der hie und da die zierlichen Fußstapfen ihres anmuthigen Trittes im feuchten Sande des Feldwegs betrachtete. Man war bald am Rande der Höhe, und Wanda citirte, diesmal am rechten Orte, die Stelle aus der Scene der Grütliverschwörung:

„'S ist eine schöne Mondnacht. Der See
Liegt ruhig da als wie ein ebner Spiegel."

Man blieb einige Minuten lang stehen an dem friedlichen Anblicke des Sees sich weidend, der silbern durchleuchtet, stahlgrau zwischen seinen grünen Ufern ruhte. Man rühmte das schöne Land und sein begabtes Volk, — Wanda meinte, der Gebirgsbewohner Hanns wäre köstlich gewesen und sie liebe dieses stramme Bergvolk sehr. Auch Frau von Helming entschied sich bei einer Parallele mit dem Volke der norddeutschen Ebene für die süddeutschen Hochländer, dagegen zu Ungunsten der sogenannten Gesellschaft des Südens im Vergleich zum Norden. Auch ihr Mann, sagte sie, habe die Beobachtung gemacht, daß sich im hauptstädtischen Leben dieses Landes hinter

der vielgerühmten Gemüthlichkeit sich äußerst wenig Gemüth, ja starke Frostigkeit des Wesens verberge; die Gesellschaft habe keine Achtung vor sich selbst, mißachte darum auch Alles, was aus ihrer Mitte hervorgehe; die bedeutendsten Gelehrten des Landes lebten kaum gekannt in tiefer Zurückgezogenheit, während Leute eine Rolle spielen, die sie im Norden nie zu spielen wagen dürften, mit ein Grund, weßwegen man allda zu einer Mißachtung des Südens geneigt sei, die Land und Volk nicht verdiene.

Wildhoff hätte bei anderer Stimmung mit Eifer den Gegenstand aufgegriffen, um die Ursachen einer Erscheinung aufzudecken, welche in ihren Wirkungen trostlos, in ihren Folgen gefährlich für den Staat waren. Er begnügte sich darauf hinzuweisen, woher das Beispiel gegeben werde. Denn die Existenz irgend eines Einzelstaats nahm seine Theilnahme zu dieser Stunde viel weniger in Anspruch, als das Dasein des lieblichen Wesens an seiner Seite, das nun mit ihm die grüne Halde hinunter schritt, jetzt vom Mondlichte hell beschienen, dann im Schatten der Bäume wie die Elfenkönigin hinschwebend, — bald deutliches, bald minder sichtbares Ziel seiner nimmer satten Augen.

Als man zum Wirthshause des Strandes, wo die bewegte Fluth laut anschlug, endlich gelangt war, saß der alte Schiffer wartend außen bei seinem Bier. Ein kleiner Herr, der plaudernd vor ihm gestanden war, hatte sich in's Haus entfernt. Man kümmerte sich nicht darum, ob es Herr Arthur Maier war, der so leutselig mit dem Schiffer geplaudert und jetzt aus einem unbeleuchteten Fenster mit dem Erbleichen des Neides und den spähenden Blicken des Hasses den Bewegungen Wildhoffs an Irenens Seite bis in den Kahn folgte. Gluckſend flog dieser in die anprallenden Wellen hinaus und entschwand im unbestimmten Lichte der angehenden Mondnacht mit seiner Last von hellen Frauengewändern bald dem Auge am dunkeln Strande, daß nur noch der regelmäßige Ruderschlag in der feierlichen Stille seine Richtung andeutete.

Man war hier noch so nahe am Ufer, daß der Mond von dem Hügelzuge verdeckt noch nicht über den Waldrand hereinschien. Mutter und Tante saßen in ihre Tücher gehüllt neben einander, Irene hatte ihren leichten Shawl sich lose um die Schultern gelegt, während der Plaid Wildhoffs neben ihr auf dem Sitze lag. Auf dem hintersten Sitze steuerte Wildhoff so lange, bis der Schiffer auf seine Frage ihm

aufrichtig sagte, daß er schlecht steuere und es besser bleiben lasse. Diesem Urtheil eines competenten Mannes zu entsprechen, gab Wildhoff sein Bemühen alsbald auf und setzte sich, um das Gleichgewicht des Kahns herzustellen, wie er scheinbar verdrossen über seine Ungeschicklichkeit bemerkte, auf den Sitz neben Irene. Da saß sie nun dicht an seiner Seite. Fühlte er doch dabei manchmal ihren weichen Arm. Drum saß er so bewegungslos und sah stille auf die leichte Wallung des Sees, in welcher der Mond, über die Höhe steigend, jetzt in Flammen aufzugehen schien. Man hörte nur den Ruderschlag, der Perlen aus der lichten Fluth holte, — nur den Anprall der Wellen am Kahne.

Durch diese Feierstille klang plötzlich die Stimme Irenens.

„Wirkten die Reprimanden des Schiffers so niederschlagend auf ihr empfindsames Gemüth, daß Sie darüber vergessen, sich mit Ihrem Plaid vor der Nachtluft zu schützen?"

„Der Plaid wartet hier," sagte Wildhoff, denselben auf seinen Knieen lüpfend, „bis zartere Schultern seiner bedürfen. Mir selbst ist ganz wohl in dieser nächtlichen Seekühle."

„Mir auch," erwiderte Irene mit dem wallenden Erröthen der Scham über ihr unwillkürliches Geständniß. Dann fuhr sie fort: „Der Plaid wird lange warten müssen. Ich sehe, daß alle Schultern, außer den Ihrigen, geschützt sind. Im Uebrigen ist es eine wunderbare Nacht: ein Himmel oben und in der Tiefe des Sees."

„Ein dritter und der schönste in Deinen Augen, Deinem Gemüthe!" sagte er so leise, daß er es selbst nicht hörte, denn es kam nicht über seine Lippen. Und dennoch mochte sie es verstanden haben, da sie mit leuchtenden Augen über den See hinblickte, dessen Ufer in duftiger Ferne verschwammen.

„Wie, Herr Wildhoff," tönte jetzt Wanda's Stimme, als ob die Tante eben aus dem Schlummer geweckt worden wäre. „Wie? Glauben Sie, daß ein Leander nächtlicher Weile diesen weiten Spiegel durchschwimmen würde, wenn eine Hero seiner wartete?"

„Das Volk will wissen, das sei hier schon geschehen, und ich bin sagengläubig, meine Gnädige," antwortete Wildhoff ernsthaft. „Sehen Sie das Licht am fernen Strande? Wie es in der Welle spielend flackert? Ein solches leuchtete dem Liebenden als Leit-

stern, bis ihn die Fluth hinunterriß zu den andern Opfern des Sees."

„Wo die Leichen in der Tiefe neben einander stehen," ergänzte Wanda, starkmüthig sich über den Rand des Kahns beugend, um in die Tiefe der Fluth zu blicken. „Hat mir doch der alte Schiffer erzählt, daß die einheimische Hero ihren todten Leander einst so in der Fluth erblickt habe. Vielleicht an dieser Stelle."

Irene schauerte merkbar an Wildhoffs Seite, und als er ihr darüber in's Antlitz sah, war dies bleich, die Augen feucht.

„Sie frieren, Irene!" sprach er leise, zärtlich, innig, indem er ihr den Plaid umlegen wollte, wogegen sie jedoch Einsprache erhob.

„Ich friere nicht, — es schauerte mich nur vor Wanda's Phantasie. Kennen Sie das plattdeutsche Lied," fuhr sie sich ermannend fort, „das Volkslied, in welchem sich die Sage ungleich poetischer empfunden wiedergibt, als in der griechischen Mythe?"

„Ja wohl," sagte Wildhoff, „ich kenne das wunderbare Lied:

Es waren zwei Königskinder,
Sie hatten einander so lieb.
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

Freilich klingt's in Ihrem Plattdeutsch noch ungleich schöner, — eines jener poetischen Wunder, die nicht geschaffen werden können, die entstehen gleich — gleich der Liebe selbst. Wie die Königstochter ihre Mutter bittet, sie allein „an die Kant von der rauschenden See" zu lassen, wie sie dem Fischer, der die Leiche gefunden, Krone und Ring schenkt, den Todten in ihre „blanken Arme" nimmt und in die Welle springt: „O Vater und Mutter ade!" das Alles muß man mit den melodischen Wiederholungen singen hören, um die unerreichbare Schönheit der nordischen Volksballade zu empfinden."

Irene hörte ihm andächtig zu. Er selbst war aber durch seine eigenen Worte lebhaft an den Traum Ida's erinnert, in welchem er sein Bäschen todt aus den Wellen zieht. Er war so sehr daran erinnert, daß er von einem Schauer durchrieselt nach der Seite sah, von welcher her ein plätscherndes Geräusch im Wasser sich bemerkbar machte. Gleich darauf kam ein Kahn vorüber, von einem Manne in städtischen Kleidern gerudert, auf dem hintern Sitze eine tief in ihren Shawl gehüllte Frauengestalt, die regungslos herüber sah. Der Rudernde sprach etwas zu derselben; Wildhoff glaubte die Stimme des jungen Men-

schen zu erkennen, der ihn Nachmittags nach seinem Namen ausgeforscht hatte. Nochmals sah die Verhüllte her, — dann zog der Kahn leise dahin und verschwand bald in der Dämmerung der Mondnacht auf dem weiten See. Aus dem Nachdenken über diese Begegnung weckte ihn die Stimme Irenens, welche leise und glücklich zu ihm sagte:

„Ich freue mich, daß wir in der Liebe zu diesen Balladen übereinstimmen.“

Sie hatte offenbar den vorübergleitenden Kahn nicht einmal wahrgenommen. Denn sie sprach im nemlichen Tone weiter:

„Kennen Sie auch das Lied von der schönen Agnese, die der wilde Wassermann gefreit, daß sie bei ihm in der Tiefe blieb, bis sie einst die Heimathglocken durch die Fluth klingen hörte.“

„Ich kenne es wohl,“ sagte Wildhoff und rückte ihr näher.

„Wie, Irene!“ bemerkte jetzt Wanda. „Du beugst Dich über den Rand, als sollte Dich der Wassermann holen, der dorten herschwimmt. Sieh' doch! Ganz Heine: „Und aus den weißen Wellen stieg das schilfbekränzte Haupt des Meergotts!“

Eine stärkere Welle schlug spritzend an den Kahn,

daß Irene von dem Schaume benetzt ward. Erschrocken, ja zitternd wich sie an Wildhoffs Seite zurück. Ihr Auge hing starr draußen auf dem Wasser, wo es hörbar plätscherte. Sie bemerkte, daß sich im Wasser dorten wirklich etwas regte, daß es näher kam und endlich als ein Menschenhaupt aus der Fluth tauchte. Und Wildhoff schlang jetzt, ohne zu fragen, und ohne Widerstand des erschreckten Kindes, seinen Plaid um die Schultern der Zitternden und legte ihn — selbst bebend, aber nicht vor Schreck und Furcht — an der theuern Gestalt zurecht. Aber sie schmiegte sich so furchtsam an ihn an, daß er ihren starr hinaus gerichteten Augen folgte und mit staunender Ueberraschung das Menschenhaupt in den Wellen deutlich bemerkte. Eben wollte er dem Schiffer befehlen, darnach zu steuern, als eine kräftige Stimme über das Wasser herscholl:

„Gute Nacht! Glückliche Fahrt!"

Wildhoff erkannte alsbald an dieser Stimme den Maler Sturm, der hier fern vom Ufer sich wollüstig in dem flüssigen Smaragd des Sees badete und dabei der prächtigen Mondnacht genoß. Bald konnte man dessen Kopf nicht mehr erkennen; aber seine Stimme klang noch singend durch die nächtliche Feier-

stille über die wallende Fluth her, im Tone der hochländischen Volksweisen:

„Du herzi schöns Diendl,
Wann d' gehst g'schieht mir weh,
Mit Dir fahrt die Lieb'
Uebern fluthaten See!"

Und der Kahn fuhr wieder seine stille Bahn.

Irene bebte immer noch im Nachgefühl des gehabten Schrecks. Doch sträubte sie sich bereits wieder, Wildhoffs Plaid zu benutzen, da er selbst sich doch nicht allein der Nachtluft aussetzen könne.

„Haben Sie eine Scheere, um den Plaid zu theilen?" fragte er listig, indem er das Tuch dicht an ihre Schultern hielt. „Es würde für uns Beide reichen."

„Ich habe keine Scheere," sagte sie.

„Dann," fiel jetzt die Mutter ein, „dann mußt Du Dich in die Umstände schicken zur Strafe Deines Leichtsinns, da ich Dir doch beim Fortgehen von daheim anbefahl, ein warmes Tuch mitzunehmen. Sie, lieber Freund können, auf der Windseite sitzend, Ihres Plaids eben so wenig entbehren. Wenn Sie ein Ende desselben Irenen überlassen wollen, wird sie Ihnen sehr dankbar dafür sein müssen."

Der Wind blies, da man mehr gegen die Mitte

des Sees hinkam, eben kühl und frisch genug, um die Besorgtheit der Mutter für die Gesundheit ihres Kindes zu erwecken und zu erklären. Irene erhob auch keinen Widerspruch mehr, als ihr Nachbar ihre Gestalt nun so sorgsam umwickelte, daß kaum noch ihr schönes Köpfchen hervorschaute, während er selbst dann sich in ein Ende des Plaids hüllte.

Und der Kahn ging weiter, ohne daß mehr ein Wort an seinem Bord gesprochen wurde. Der Wind kos'te mit Irenens gelben Locken; der Mond küßte sie mit seinen keuschen Strahlen. Ringsum dehnte sich fast unabsehbar in der duftigen Nacht die erregte Wallung des weiten Sees, dessen Ufer ganz zurückgetreten schienen. Man hörte nichts mehr als das Geräusch der Ruder und den Sang der Wassergeister, welche den Kahn umtanzten und ihn auf den Armen schaukelten. Nur einmal klang ein Glöckchen, fern, fern — wie Glockenton aus der crystallnen Tiefe, oder wie die Heimathglocken der schönen Agnese in's smaragdne Schloß erklangen.

Fräulein Wanda's kühnes Haupt hing schlaff gegen die Brust; sie träumte wohl ein Heine'sches Lied vom schilfgekrönten Meerkönig. Die Mutter sah still vor sich hin und dachte an eigne Jugend und die

Zukunft ihres Kindes. — Und was dachte Irene, was Wildhoff? Ihre Augen erzählten davon, aber es las Niemand darinnen, als sie selbst, — und ihre Lippen verriethen das wonnige Geheimniß nicht, das keusch und rein ihr ganzes Wesen erfüllte mit dem unnennbaren Glück aufblühender Liebe.

So schön war kein Traum der schlummernden Menschen am Strande hüben und drüben, als die Wirklichkeit auf dem stillen Kahne, der da draußen in der Mondnacht ungesehen auf der wallenden Fluth schwamm.

Siebentes Capitel.

Kleine Vorgänge in großer Gesellschaft.

Einige Tage nach jener angenehmen Seefahrt saß Heinrich Wildhoff mit einem Freunde plaudernd in einem der eleganten Gemächer, welche ihm die freundliche Sorgfalt der Tante hatte einrichten lassen. Es war seine Empfangsstube. Von den Requisiten seines Berufs hatten sich einige Quartanten und Papierrollen, Kunstblätter und ein frischer Correcturbogen seines eigenen Werks aus dem Arbeitszimmer hieher verirrt. Die späte Nachmittagssonne warf schräge Strahlen durch die rothen Gardinen, so daß ein rosiger Glast auf allen Gegenständen des freundlichen Gemachs lag. Nur ein schmaler goldener Lichtstreifen fiel ungebrochen herein, in welchem sich eine Welt von Staubatomen bewegte, während Wölkchen vom schönsten Blau, bald in Ringeln aufsteigend, bald fahnenartig verwehend, sich hindurch zogen und das Gemach mit dem Aroma trefflicher Importirten füllten.

Unten klang und schellte die Hausglocke fortwährend, ohne daß die Plaudernden dessen zu achten schienen. Wildhoffs Miene war heiter, seine Stirne glatt, die Augen in ungewohntem Glanze, — jedoch verrieth sein Wesen eine gewisse Spannung.

„Nein, lieber Herbert," sprach er eben lebhaft, „das Leben ist schön, schön, — verzeihen Sie mir den Gemeinplatz, aber drückt er doch eine große Wahrheit kurz und — gut aus. Im Uebrigen hören Sie mir um Gottes willen nicht so stumm und verdrossen zu, sondern expectoriren Sie Ihren Spleen."

„Sie haben mir selbst," erwiderte Herbert ernst, „so viel von den Bauprojecten des speculativen Barons erzählt, daß mir das Leben und dessen Einrichtungen etwas weniger schön erscheinen. Das Gesetz hindert ihn nicht, und mir graut, wenn ich an die armen Opfer denke, welche halb willenlos und schwindelnd in diesen unersättlichen Mammonsrachen rennen, um zu Grunde zu gehen, während er sich füllt."

„Vergällen wir uns den Moment nicht mit Dingen, die wir nicht ändern können," bemerkte Wildhoff. „Sie fassen auch alles von der schwärzesten Seite auf. Da fällt mir gerade ein: kennen Sie den Sozusagen? Er möchte für Sie durch's Feuer gehen."

„Verlange von Niemanden so gefährliche Spaziergänge. Wer ist denn dieser Sozusagen?“

„Eine Art Oberdienstmann, mit dem prächtigsten schwarzen Bart, ein Kerl, wie man ihn sich auf die Barrikade denkt, — kühn, furchtlos, von geheimnißvoller Wirkung des Blicks ...“

„Sie malen ja à la Eugen Sue!“

„Der Mensch interessirt mich auch,“ versetzte Wildhoff. „Jedoch, lieber Herbert, gehen Sie nun rasch in Licht und Flammen auf! Wissen Sie, daß Fräulein v. Helming eine Verehrerin von Ihnen ist? Erinnern Sie sich noch der Begegnung in den Anlagen und der scheuen Pferde!“

„Sie haben demnach die liebliche Blondine wieder getroffen.“

„Und erfahren, daß sie Ihre Schriften kennt und liebt.“

„Sehr freundlich von ihr. Uebrigens bleibe ich ruhig und freue mich meines Ruhms im Stillen.“

„Das ist denn doch arg!“ rief jetzt Wildhoff in komischem aber wirklichem Aerger, indem er die Asche seiner Cigarre etwas heftig am Muschelbecher abstieß. „Auf eine solche Nachricht diese Kühlheit! Sie wälzen wahrhaftig mit Wollust Eisblöcke auf Rosenbeete.“

Herbert sah jetzt mit einem Lächeln auf den Freund und meinte:

„So will ich mich nicht länger am Rosenbeet Ihres Gemüths versündigen. Weg mit den Eisblöcken. Sie mögen an der Sonne zerfließen, indeß Sie mir von Ihrer Begegnung erzählen."

„Sie entschlüpfen mir nicht," rief jetzt Wildhoff eifrig, „und Sie sollen eben Ihren Ruhm nicht im Stillen, sondern weniger egoistisch mit und unter Ihren Bekannten genießen."

„Geben Sie sich keine Mühe," erwiderte Herbert trocken und abwehrend, „ich bleibe allein!"

„Das ist schlechte Gesellschaft, sagt der Philosoph. Was hindert Sie denn an dem harmlosen literarischen Zusammenleben hier Theil zu nehmen?"

„So ganz harmlos ist es nicht."

„Mein Gott, Intriguen, Coteriekniffe mögen mit unterlaufen. Allein das kann doch nur den Humor reizen, — denken Sie an Brand und Wolf."

„Man kann leicht mit Humor auf das blicken, worunter man selbst nicht leidet."

„Ach!" rief Wildhoff in seinem Bemühen, den Freund aufzuheitern, ungeduldig den Kopf herumwerfend. „Was hat man Ihnen denn eigentlich gethan?"

„Kein Loch in den Kopf geschlagen, noch ein Bein gebrochen, oder ein Messer in den Leib gerannt, — man hat mich nur so ganz sanft und in der Stille abzuthun gesucht!“ versetzte Herbert, nicht gesonnen, sich auf eine nochmalige Erörterung einzulassen. „Dieser Casimir Bader z. B. gilt Ihnen für einen guten Kerl, weil er wie ein Simplicissimus aussieht. Verzeihen Sie ihm seine gemeinschädliche Wirksamkeit für die platte Mittelmäßigkeit, aber nicht, daß er förmlich planmäßig, mit Hülfe gemeiner Verdächtigung, seinen Vorgänger weggedrückt, der seitdem eine gebrochene Menschenkraft ist.“

„Das ist bös,“ sagte Wildhoff jetzt bedenklich. „Weiß man das in der Gesellschaft?“

„Man weiß es — und hat's vergessen. Und wie sitzen die Begünstigten und Besoldeten über Andern zu Gericht, die ihr Lebenlang mit der Armuth gerungen und dabei vielleicht nicht ohne Flecken durchgekommen! Man hat gut anständig sein im Schooße des Glücks.“

„Wohl wahr!“ versetzte Wildhoff kleinlaut. „Ueber Sie selbst jedoch geht kein mißachtendes Wort.“

„Weil ich mich noch knapp oben erhielt. Aber

auch auf jene, die es nicht vermochten, hat man dort kein Recht, herunter zu blicken.“

„Im Leben geschieht es eben doch,“ meinte Wildhoff beschwichtigend, „und man braucht noch kein Schurke zu sein, um in diesen Fehler zu verfallen.“

„Ich wollte Ihnen auch keine Teufel malen,“ bemerkte Herbert ernst, „sondern jene Mittelsorte von Charakteren, welche in der Welt mehr Unheil angerichtet, als ausgemachte Schurkerei. Zu Letzterer gehört eine gewisse Charakterstärke; darum ist sie lange nicht so häufig, als die Romanschriftsteller behaupten und die Aesthetiker des Häßlichen heischen. Von persönlichen Bekannten traue ich nur Einem selbstbewußte schurkische Gesinnung zu, und in diesem liegt freilich etwas, dem selbst der Verrath nicht trauen kann.“

„Und wer wäre der große Mann?“

„Vor der Hand noch ein kleiner Mann,“ versetzte Herbert, nicht gewillt, die Persönlichkeit näher zu bezeichnen.

Wildhoff gab ihm im Allgemeinen jetzt Recht. Doch meinte er, man hole sich auch seine Freunde nicht unter der Mittelsorte und in Gesellschaft müsse man sie eben ertragen, worauf Herbert, sich aus dem Fauteuil erhebend, entgegnete:

„Das sehe ich nicht ein, oder vielmehr ich sehe es nur zu wohl ein und meide darum die Gesellschaft.“

Auch Wildhoff stand auf, indem er erwiderte:

„Wir müssen uns in's Leben schicken, wenn es uns auch so manche Last auflegt. Darum, lieber Freund, werden Sie noch hier bleiben, bis ich mich umgekleidet habe, und dann —“

Jetzt stieg dem Gaste erst die Ahnung auf, daß das Schellen und Klingen unten Gesellschaftsabend bei Frau von Luckner bedeute.

Um Entschuldigung ob seines langen Verweilens bittend, griff er nach seinem Hute. Wildhoff war ihm bereits zuvorgekommen, legte seine Hand auf denselben und eröffnete dem Freunde, daß er ihm in die Gesellschaftszimmer seiner Tante zu folgen habe, die ihn sehnlichst erwarte.

Herbert war über dieses Ansinnen eben so überrascht, als entschlossen, ihm keine Folgen zu leisten. Mit freundlicher Entschiedenheit eroberte er sich seinen Hut und bewegte sich zum Abschiede gegen die Thüre. Aber nun kam ihm Wildhoff auch dort zuvor, faßte den Schlüssel, drehte ihn um, zog ihn ab und steckte ihn mit Gelassenheit zu sich.

„Was soll das?! Sie erzwingen damit nichts!“

sprach jetzt Herbert. „Ich wäre ohnehin so ungesellig wie ein eingefangener Wolf.“

„Seien Sie der Wolf, bis Sie mürbe werden!“

„Das wird dem Kerkermeister Langeweile bereiten.“

„Wollen sehen, wer's aushält! Entschuldigen Sie mich nunmehr und unterhalten Sie sich so gut Sie können,“ bemerkte noch Wildhoff, indem er sich in sein Ankleidezimmer zurückzog.

Herbert merkte jetzt, daß Wildhoff nach einem bestimmten Plane gehandelt hatte; doch sollte dieser nicht gelingen, wie er sich dachte, indem er sich an's Fenster zurückzog, von welchem die Abendsonne die Baumwipfel beleuchtete und dem jungen Frühlingsgrün einen warmen, fast herbstlichen Hauch verlieh. Weich und warm wehte die Luft herein. Die Aussicht ging in den Hof und den rückwärts sich anschließenden parkartigen Garten, in den von Außen kein fremder Blick zu dringen vermochte. An den Stimmen der unten wandelnden Personen erkannte Herbert, daß sich die Gesellschaft auch im Freien bewegte. Als er jedoch eben sich über das Gesims beugte, um hinunter zu blicken, richtete sich das Antlitz einer jungen Dame von der Fontäne her erwartungsvoll herauf

und schien einen Ausdruck der Enttäuschung anzunehmen. Rasch zog er sich wieder in's Zimmer, an seinen früheren Platz zurück und blätterte in einem naheliegenden Quartanten: Pococke's „Description of the East and of some other countries." Bald hatte er sich in die Betrachtung der Kupfertafeln, in die Anschauung des Sonnentempels von Baalbeck und seiner prachtvollen korinthischen Colonade so sehr verloren, daß er ein leises Pochen an der Thüre zuerst ganz überhörte, bei vernehmlicherer Wiederholung jedoch mit einem zerstreuten „Herein" beantwortete.

Da bewegte sich die Klinke, ohne daß sich die Thüre öffnete. Jetzt fiel ihm erst ein, daß sie von Wildhoff abgesperrt worden war. Zu rechter Zeit erschien dieser noch, öffnete, und eine stattliche Dame in hellfarbiger Taffetrobe erschien unter der Thüre, indem sie mit einer wohltönenden Altstimme sprach:

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich störe."

„Im Gegentheile," versicherte Wildhoff, „Du kommst wie gerufen, liebe Tante, — ein willkommener Bundesgenosse gegen diesen Widerstrebenden, übrigens mein Freund: Dr. Herbert."

„Wie glücklich machen Sie mich, daß Sie mir

Gelegenheit zu Ihrer persönlichen Bekanntschaft geben," sprach Frau v. Luckner mit jener gewinnenden Freundlichkeit und entgegenkommenden Herzlichkeit, durch welche feinfühlende Frauen sowohl den Stolz, als die störrische Blödigkeit der Männer zu überwinden wissen. Sie hielt seine Hand, indem sie ihm in zartempfundenen Bemerkungen Vorwürfe über die Beharrlichkeit machte, mit welcher er sich dem geselligen Umgang entzogen. „Nun aber," fügte sie hinzu, „da mir der Zufall einmal so günstig, wollen wir nicht säumen, Sie unsern Gästen zuzuführen."

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau. Jedoch," wandte Herbert ein, „jedoch darf ich Sie nicht in Verlegenheit bringen, da ich so gar nicht vorbereitet bin, in Gesellschaft zu erscheinen."

Seinem schwarzen Rocke fehlte allerdings der Ausschnitt des salonfähigen Fracks. Doch lächelte Frau von Luckner seiner Aengstlichkeit. Sie hätte solche Pedanterie bei ihm nicht erwartet, sagte sie, denn nichts liege am Rocke, alles an seiner Person und sie wünsche nur, auch seine Frau Gemahlin begrüßen zu können. Mit der ihr zu Gebot stehenden Liebenswürdigkeit hatte sie ihm denn auch bereits den Arm gereicht. Fortgesetztes Widerstreben wäre Unhöf-

lichkeit gewesen. Und so geleitete er, von Wildhoff gefolgt, die Dame des Hauses über die hellerleuchtete Treppe hinunter.

Zwanglos bewegten sich die Gäste in den schönen Räumen des Erdgeschosses, während Ida, strahlend wie eine Prinzessin und von einem ganzen Hof von Bewunderern umgeben, in der kurzen Abwesenheit ihrer Mutter die Repräsentation des Hauses übernommen hatte. Nun erregte das Auftreten des vielgenannten und wenig gekannten Neffen so viel Aufsehen, daß man für den Augenblick selbst vergessen konnte, wie unmittelbar vorher Herr v. Leith durch die Tochter des Hauses empfangen worden. Auch Herberts unerwartetes Erscheinen fiel auf, da man sich daran gewöhnt hatte, ihm nicht mehr in Gesellschaft zu begegnen. Man bemerkte, daß Frau von Luckner ihm besondere Aufmerksamkeit widmete, ihn vor Allen mit Herrn von Leith näher bekannt zu machen suchte, ebenso mit einem anwesenden fürstlichen Kabinetssekretair und mit einem Regierungsdirector aus der Provinz, der eben in der Hauptstadt anwesend, von der Wittwe seines verstorbenen Freundes zu Gast gebeten war, aber sich der Beobachtung dadurch entzog, daß er sich etwas im Hintergrunde hielt.

Indeß hatten es die Meisten vorgezogen, den schönen Abend für's Erste noch im Garten zuzubringen, wohin die Dienerschaft Erfrischungen brachte, während innen ein Büffet den Bedürfnissen der Gäste entgegen kam. Eine von wilden Reben belaubte Veranda setzte nämlich den großen Saal des Erdgeschosses gleichsam in's Freie fort. Von Orangenbäumen im Halbkreise umgrenzt und mit Tischen und Bänken ausgestattet, bildete der mit reinem Kiese beworfene Hof um die Veranda her einen Vorplatz des geräumigen Ziergartens, an welchen sich weiterhin die parkartige Anlage anschloß. Aeltere Herren schlenderten dort auf den gewundenen Pfaden umher, freuten sich an der Schönheit der Bäume und blühenden Gewächse, bewunderten den Geschmack der Besitzerin, während auf den eleganten Gartenstühlen sich jüngere Frauen und Matronen niedergelassen hatten, um die köstliche Luft hier außen einzuathmen. Junge Mädchen und Herren tummelten sich auf dem Rasen im anmuthigen Ballspiele, andere bildeten plaudernde Gruppen vor der Brunnenschale, welche sich aus einer Felsenparthie von Tropfsteinbrocken füllte und einem zahmen Taubenpaar eben ihr erquickendes Wasser bot, während wieder andere sich an den Goldfischen im Becken der schläfrig

plätschernden Fontäne belustigten. Da wurde nun geplaudert, geflüstert und viel gelacht. Außer der Frage, ob heute zuletzt noch getanzt werden würde, interessirte nichts so sehr, als die Erscheinung des Neffen und die Wirkung, welche dieselbe auf das gegenseitige Verhalten der Tochter des Hauses und des Herrn v. Leith haben würde. Nicht blos die allgemeine Anziehungskraft des Salons der Frau v. Luckner, welcher sich heute für diese Saison zum Letztenmale geöffnet hatte, sondern mehr noch die Neugierde hatte den Gesellschaftskreis heute so überaus zahlreich gemacht. Man wollte den Neffen kennen lernen, den das Gerücht als sehr anziehend schilderte und von früher her als Ida's künftigen Gemahl bezeichnet hatte; man war begierig zu sehen, wie er die Huldigungen aufnehmen werde, welche der glänzende Leith der blendenden Schönheit seines Bäschens widmete. Man war gespannt, was der Abend bringen werde, und einige munkelten geradezu von der öffentlichen Anzeige einer Verlobung, mit welcher die Anwesenden noch überrascht werden sollten. Die Frage war nur, wer der Verlobte eigentlich sein würde, — der vielumworbene schöne Offizier oder der heimgekehrte Vetter.

So war nun das Auftreten der Beiden ein Gegenstand der Theilnahme und der Beobachtung im Garten außen, wie im Salon, und da wie dort ward Ida bewundert und beneidet, wenn sie im vollen Glanze ihrer stolzen Schönheit ab und zu schwebte. Herr v. Leith aber — das sah man — verhehlte seine Bewunderung nicht, wenn er auch erst einige wenige Mal Gelegenheit gefunden, der glücklichen Ida selbst sein Entzücken auszusprechen. Der Günstling des Königs ward von den anwesenden Herren vielfach in Anspruch genommen, und Ida hatte einen Theil der Pflichten des Hauses gegen dessen Gäste übernommen. Mitten im Gespräche mit andern jedoch schleuderten seine Augen nach wie vor verheerende Blitze in die Mädchenwelt, um dann ganz an der stolzen Figur Ida's hangen zu bleiben und sich an ihrer Erscheinung zu weiden. Kein Wunder, daß sie ihm heute herrlicher und begehrenswerther erschien, als je, denn sie war im Glanze ihrer ausgewählten Toilette wirklich die Alles überstrahlende Schönheit, welche, von jedem Auge gesucht, doch selbst nur wieder die seinigen suchte. Waren sie sich nahe, so verschlangen sich ihre Blicke. Standen sie sich ferne, so begann auch ohne äußeren Apparat ein lebhafter electromagnetischer

Verkehr ihrer Augen. Sie beide schienen sich also durch die Anwesenheit des Vetters keineswegs beengt zu fühlen.

Der Vetter schien aber eben so wenig beengen zu wollen. Seine vornehme Erscheinung gewann noch mehr durch eine gewisse sanfte Verklärtheit seiner ruhig heitern Miene. Man war allgemein von seiner Persönlichkeit, wie von seinem sichern Auftreten befriedigt, das seinem Wesen durch eine freundliche Würde selbst Herrn v. Leith gegenüber einige Ueberlegenheit gewährte. Leicht und unbefangen bewegte er sich unter den Gästen, und Frau v. Luckner empfing nicht ohne Genugthuung so manches Compliment über den liebenswürdigen Neffen. Aber auch Ida freute sich seiner muntern Stimmung und geselligen Laune, während sie bemüht war, ihn der Reihe nach allen ihren näheren Bekannten zuzuführen, welche sich anfänglich in diesen unerwartet glatten Verlauf der Dinge nicht zu finden wußten; dann aber denselben als Thatsache hinnahmen und ihre Aufmerksamkeit in gewohnter Weise zersplitterten.

Nur Pauline Langenbècque vermochte das Letztere nicht. Sie hatte den Unbekannten vom See, der also wirklich Ida's Vetter war, längst als das Ziel ihrer

verlangenden Blicke herausgefunden, ohne daß das Glück ihr Bestreben, seine Aufmerksamkeit zu fesseln und sich ihm zu nähern, begünstigen wollte. Nicht ohne Empfindlichkeit bemerkte sie, daß seine Blicke an ihr vorüberstreiften, ohne ihr Dasein zu beachten, so auffallend sie sich auch in seiner Nähe umhertrieb. Als er eben plaudernd am Flügel stand, trat sie ebenfalls hin und musterte die Notenblätter; aber er sah nicht ein einziges Mal herüber. Wohl ein Dutzendmal hatte sie schon die reiche braune Fluth ihrer Locken auf den Nacken zurückgeworfen; er bemerkte es nicht. Etwas ungestüm drängte sie sich jetzt durch die Gruppe um ihn her. Daß der Saum ihres Kleides dabei niedergetreten ward, gewann ihr nur die Entschuldigung eines poetischen Lieutenants und die Annäherung ihrer Freundin Luise, mit welcher sie dann auch abschwebte, um sich in ein Kabinet zurückzuziehen, wohin die hübsche Kammerjungfer Jeanette Nadel und Faden brachte.

Glücklicher als seine Tochter war Herr Langenbècque selbst. Ihm war es kein Geheimniß geblieben, daß der begabte Architect ein selbstständiges Vermögen besaß, was ihn für einen Familienvater zu einer höchst anziehenden Bekanntschaft machte. War er nicht oder

nicht mehr der Verlobte des Fräuleins v. Luckner — und es schien so — dann blieb er auch als künftiger Verwandter des mächtigen Günstlings der Aufmerksamkeit des Vaters einer heirathsfähigen Tochter würdig. Darum verließ der Kunstverleger im rechten Momente seine lauernde Stellung und nahm, weniger geschickt als entschlossen, den Architecten in Beschlag. Alsbald tastete er denn auch gleichsam mit dem Elephantenfuß seines Zartgefühles auf dem fremden Resonanzboden umher und kam dabei auch auf das einst angebotene Manuscript. Sehr bedauerte er, als er hörte, an wen es der Verfasser überlassen, da diese Firma keine Empfehlung für ein neues Werk sei. Als auf die Frage, ob die Sache nicht mehr rückgängig zu machen, ein entschiedenes Nein! erfolgte, verlor sich Herr Langenbècque bald in eine seiner Geschichten ohne Spitz' und Knopf von langen Engländern, seinen guten Freunden.

Arg gepeinigt sah Wildhoff noch gar keinen Ausgang der merkwürdigen Mittheilung, als sich der Gerichtsrath Brand seiner erbarmte und ihn den Klauen des mitleidlosen Erzählers entriß.

„Nicht jedesmal werden Sie noch rechtzeitig einen Retter finden, wenn Sie sich so unvorsichtig in Ge-

fahr begeben," sprach der Gerichtsrath in warnendem Tone. „Noch andere lauern hier auf Opfer. Da lockt Casimir Baders Sirenenstimme, mit ihm in seiner sittlichen Weltordnungsweisheit umher zu plätschern. Dort packt Sie unversehens ein gelehrtes Crocodil, um Sie in den Nilschlamm seiner ägyptischen Forschungen unterzutauchen, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht. Längst umkreist Sie schon der poetische Lieutenant mit den Strophen, welche vorhin unter der Flügelthüre ganz unvorbereitet niedergeschrieben wurden. Ihm ausweichend gerathen Sie leicht aus der Scylla in die Charybdis, denn es gehen noch Viele hier um mit von Lyrik und Tragödik strotzenden Taschen. Kommen Sie auch jenem nicht zu nahe mit dem sokratischen Profile, — er ist Gerichtsdirector und beweist Ihnen stundenlang, daß Verbrechen sein müssen, wenn der Richterstand gedeihen und blühen soll. Fünf Söhne und fünf Töchter will er noch bei der Justiz unterbringen und stimmt mit einer andern Autorität, dem berühmten Damian Hessel überein, welcher das große Wort gelassen aussprach: ‚Wofür wären die Richter, wenn wir Räuber nicht wären.' — Nehmen Sie sich in Acht! Da kommt das Bruderpaar Spatz und Schnipser vorüber und läßt Ihnen unvermerkt

ein Exemplar seiner philosophischen Novellen in die Tasche fallen!"

„Sind sie spannend?"

„O sehr — auf die Folter!" war des Gerichtsraths Antwort. „Sehen Sie doch, der arme Millionär Verdelli draußen unter dem Laube der Veranda hängt wehmüthigen Gedanken über seinen Verstand nach. Doch interessirt Sie wohl mehr, daß Ihr Freund Herbert dorten bei der artigen Frau Werner glücklich aufthaut. Oh helas! Jetzt läßt er sich gar von dem Fallberg aus dem Feld schlagen! Dieser Baron ist absolvirter Jurist, von uraltem Adel, königlicher Kammerherr und — denken Sie nur — doch kein lumen! Ist das nicht wunderbar?"

„Aeußerst merkwürdig," erwiderte Wildhoff in demselben Tone.

„Nicht wahr?! Aber hören Sie doch auf dieses liebliche Lachen."

„Wer lacht denn so anmuthig?" fragte der Architekt ironisch.

„Nur unser Pletsch, Referent über Wissenschaft und Kunst, verdienter Schwiegersohn, — der dort mit der Lamafigur. Fragen Sie ihn, warum er wieder kein Landeskind zu einer Stelle vorgeschlagen, so

sagt er: hä, hä, hä! Werfen Sie ihm vor, daß er einen tüchtigen Mann ab-, einen unfähigen hingesetzt, so ist seine Antwort hä, hä, hä! Warnen Sie ihn vor den entmuthigenden Wirkungen dieses Verfahrens, so erklingt sein hä, hä, hä! Ist das nicht ein heiterer Mann? — Sein Kollege Pimpler ist von anderm Schrot; mit catonischer Consequenz sagt er zu Allem, was Sie wollen: „ja, ja, — nicht wahr? Das sag' ich auch!" Ein wahrer Polonius. — Auch unser Geheimerath Rixner, der eben mit Herrn v. Leith spricht, sagt nie: hä, hä, hä! sondern lächelt nur, wenn er auf seine Ehre versichert, daß er es redlich und uneigennützig meine; dabei hält er sich bald an die Leidenschaft, bald an den Verstand. Möge die Gabe des Lächelns nie von ihm weichen! Dagegen hält sich unser edler Intendant Jensen weder an die Leidenschaft noch an den Verstand, sondern einfach ans Zugreifen. Simple Logik, sagt er, mit der man am weitesten kommt, — und ich glaube, er hat Recht. — Spatz und Schnipser sind übrigens glücklich vorüber. Sehen Sie doch, nun vereinigen sie sich mit ihrem Collegen Schmalz, der sich schon den ganzen Abend am Buffet umhertreibt, zu einem neuen Sturm auf dasselbe. Es sind bewährte Kämpfer, gehen mit uner-

hörtem Feuer vor, ihre Beharrlichkeit wird Lorbeern ernten."

„Laugen Sie doch den Jensen ab," fiel hier etwas aufdringlich ein jugendlicher Greis den Gerichtsrath an. „Denken Sie, lieber Brand, hat der Mensch wirklich die Anmaßung an ein Portefeuille zu denken."

„Ich lauge nicht," war die Antwort des Gerichtsraths. „Aber Sie, lieber Dr. Jägermeier, werden bei Ihrer bekannten Rednergabe hoffentlich nicht versäumen, heute noch im rechten Moment einige unpassende Worte anzubringen."

„Was ist denn los?" fragte der jugendliche Greis neugierig zurück.

„Das weiß ich nicht, bin jedoch überzeugt, Sie werden eine so schöne Gelegenheit, sich zu blamiren, nicht versäumen! Aber ist's denn wirklich wahr, daß Sie wieder einen Verleger gefunden? Nun: ‚Tod dem Verleger, mir ist's ein Spaß!' nicht wahr, lieber Dr. Jägermeier.

„Der Baron Prözel," warf hier Maler Sturm ein, „Prözel wettet, daß keine zehn Exemplare abgesetzt werden."

„Ja, zum Wetten ist der immer bereit," bemerkte

der Gerichtsrath, „nur findet er es unbequem, zu zahlen, wenn er verloren hat. Aber da haben wir ja das Unglück! Der Dr. Herbert ist dem Polizeisergeanten der sittlichen Weltordnung in die Hände gefallen.“

Die Umstehenden wandten sich nach diesen Worten auf die Seite, wo Dr. Herbert im Gespräche mit dem Professor Bader begriffen war. Besonders Wildhoff sah dies mit Befremden. Die Sache hatte sich jedoch sehr einfach gemacht. Nachdem Herbert einige Zeit lang sich mit dem Regierungsdirector aus der Provinz und anderen unterhalten hatte, bemerkte er die liebenswürdige blonde Frau des Malers Werner, eine Schulfreundin seiner Bertha, und setzte sich zu derselben, um einige Minuten angenehm zu verplaudern. Jetzt ließ sich auch Baron Fallberg, der sich als Kunstfreund und Musikkenner geltend machte, leutselig an deren anderer Seite nieder und begann in schnarrendem Tone und mit Gönnermiene ein nichtiges Gespräch, bis sich Herbert zum Leidwesen der jungen Frau erhob und gerade dem Professor Bader in die Hände lief. Von diesem aufgehalten und angesprochen, konnte er nicht wohl ohne auffällige Unhöflichkeit vorüber. Jedoch blieb die Unterhaltung seinerseits auf die nö-

thigsten Worte beschränkt, bis der Professor zu folgender Aufstellung gekommen war.

„Es ist eben ein Gesetz der sittlichen Weltordnung, daß im Leben der Völker und des Einzelnen keiner unglücklich ist, der es nicht verdient hätte. Die Geschichte und das Leben beweisen es in tausend Beispielen, und Göthe ist ganz mit mir darin einverstanden, daß jede Schuld sich auf Erden räche!"

„Ich habe das Citat dieser Tage in geistreicherer Anwendung gehört," bemerkte Wildhoff zu dem Gerichtsrath gewendet, und ein glückliches Lächeln der Erinnerung leuchtete ihm dabei aus der Miene.

Herbert jedoch entgegnete:

„Eine eigenthümliche Beweisführung, Herr Professor. Es hielte nicht schwer, dies Axiom, so nackt hingestellt, durch Beispiele aus der Geschichte umzustoßen. Aber selbst wenn nicht, wenn die Geschichte für Sie zeugte, so wäre Ihr Satz noch lange nicht wahr. Ich frage — nach Lessing: Können zufällige Geschichtswahrheiten Beweise für nothwendige Vernunftwahrheiten werden? Ja, sagt Professor Bader. Nein! sagt Lessing, — und Dieser, das halte ich für ausgemacht, hat etwas davon verstanden."

„Das hat er gut gesagt," meinte der Gerichts-

rath zu den Umstehenden gewandt. „Schade, daß unser großer Casimir Bader nicht auch mit mir im philosophischen Jargon spricht. Früher — darf ich mit Lord Byron sagen — hab' ich mich viel mit Philosophie beschäftigt und redete Unsinn mit großem Anstande. Jetzt aber bin ich ein so gewöhnlicher Sterblicher, wie dieser, unser allgemein verehrter Maler Nixler."

Damit hatte er die Hand auf die Schulter eines der Umstehenden gelegt. Bevor dieser wußte, wie er sich das Compliment zurecht legen sollte, ward das Hamstergesicht des Intendanten Jensen im Kreise sichtbar und sein wisperndes Stimmchen vernehmbar:

„Ist denn den Herren nicht auch das merkwürdige Gerücht zu Ohren gekommen, das mich, denken Sie, mich — als künftigen Cultusminister nennt?"

„Es wäre ja kein Unglück, hä, hä, hä!" sagte der Referent Pletsch lachend.

„Ja, ja, — nicht wahr? Das sag' ich auch!" bekräftigte sein College Pimpler.

„Nicht das Mindeste verlautet darüber," sprach der Maler Werner.

„Es wäre aber auch allzustark!" ließen sich drei oder vier Stimmen hören.

„Ein schlechter Witz, eine Absurdität!" wandte sich der Gerichtsrath an Jensen. „Ah, ah, das müssen Sie dementiren, sonst könnte man glauben, Sie hätten wirklich die Unverschämtheit, an ein Portefeuille zu denken!"

„Ah, ah!" machten wieder einige im Chor. „Das müssen Sie auf das Entschiedenste dementiren."

„Nicht wahr? Ja, das sag' ich auch!" bekräftigte der catonische Herr Pimpler.

Schleunigst entfernte sich der Intendant in's nächste Zimmer, wo er auf den Herrn von Leith stieß, der hinterm Stuhl der schönen Tochter des Hauses sich mitten in einem entzückten und entzückenden Complimentirgalopp befand. Kaum hatte der Hofmann Fassung genug, die Unterbrechung mit höflicher Geduld hinzunehmen, als ihm der Museums-Intendant mittheilte, daß die Herren von Leith in früheren Urkunden sich als Freiherrn von der Leithen vorfänden, worauf Seine Majestät der König aufmerksam gemacht zu werden verdiene.

„Ein Machwerk ist's!" sprach in einer Ecke des Saals der Maler Nixler zu seinem Collegen Werner, indem er weidlich auf ein im Kunstverein ausgestelltes

Bild des Malers Sturm schimpfte. „Er wird immer schwächer. Eine elende Schmiererei!"

„Das find' ich nicht, — das Bild ist im Gegentheile gut!" antwortete ruhig Herr Werner und brach das Gespräch ab, um auf den Gesang einer Dame am Flügel zu lauschen, welche mit kräftiger Altstimme einige irische Volksmelodieen, nur etwas zu emphatisch, vortrug. Als nun später der Zufall den Maler Sturm zu den beiden führte, hatte der critische College Nixler nichts Eiligeres zu thun, als ihm mit Herzlichkeit die Hand zu reichen und in die Worte auszubrechen:

„Ah, Sturm! Ich gratulire zu der letzten Ausstellung. Das hast Du brav gemacht, das! Famos! Etwas ganz Feines! Ich hab' mich recht darüber gefreut."

„Jetzt wird mir's doch zu bunt!" hub Werner empört über die Heuchelei an. „Eben schimpfte er noch darüber wie ein Rohrspatz."

„Geschimpft? Ich? Machen Sie doch keine schlechten Witze, Werner! Ich geschimpft! Ausgesetzt hab' ich in Kleinigkeiten, aber im Ganzen —"

„Sei es eine Schmiererei, ein elendes Machwerk, haben Sie gesagt!"

„Ich? Ach, wie können Sie nur das sagen, Werner! He, Sturm, ich hätte über Dein Bild geschimpft!!“

„Und es wird dem auch wohl so sein,“ sagte Sturm unberührt. „Wir kennen uns ja, Freund Nixler, nicht wahr?“

„Ihr seid aber Leute!!“ sagte Nixler, bedauerlich den Kopf schüttelnd, indem er davon ging, um sich bei einigen älteren Damen Fassung zu holen. Diese waren auf einem Divan des Nebenzimmers beschäftigt, Gefrorenes zu verzehren und ihr Urtheil darüber abzugeben.

„Wie finden Sie es?“

„Na, passable! Da war's auf unserm jüngsten Ball schon feiner, denke ich, oder meinen Sie nicht, Trudchen?“

„Ja, Ihre Bälle, Frau Langenbècque!“

„Ach, wie Sie sich aber stets zu kleiden wissen, Trudchen! Ich wundere mich nicht, daß Sie stets die umschwärmteste von uns sind. Sie könnten noch als junges Mädchen gelten bei Ihrer anmuthigen Neckerei. Werden Sie den Nixler heute wieder zausen? Es war neulich zu komisch. Selbst meine Pauline würde sich so etwas nicht erlauben, — Ihnen aber steht

doch Alles gut. Was sagen Sie denn, liebe Fuchs, zu dem heutigen Arrangement? Finden Sie es nicht doch etwas zu einfach."

„Im Gegentheile," fing jetzt die dritte Dame an, „es ist Alles von einer Eleganz und Feinheit, wie man es nur bei der Luckner findet. Ihre Pauline hat sich also ganz in einen Schmollwinkel verkrochen, und der junge Wildhoff scheint sie eben nicht zu vermissen. Vielleicht ist es auch zu ordinär hier für die künftige Gräfin oder Millionärin."

Etwas beleidigt stand Frau Langenbècque auf und rauschte hinweg in die Nähe des Barons Fallberg, von dem sie sich auch alsbald in Beschlag nehmen ließ.

Die beiden andern, Frau Professor Bader und Frau von Fuchs, rückten zusammen.

„Ist sie nicht gelungen, die Langenbècque? — Aber, wie meinen Sie, wird heute noch eine Verlobungsankündigung erfolgen? Wer wäre der Verlobte?"

„Allem Anscheine nach Herr von Leith."

„Wollen wir sehen. Jedenfalls ist dieser Vetter kein Othello. Er behauptet große Gemüthsruhe. Wie anders dorten der Berdelli, der wohl über gebrochene Herzen früherer Tage nachsinnt. Heut zu Tage sind

die jungen Herren nicht mehr so scrupulös. Denken Sie nur, Frau von Fuchs, die Geschichte, welche der Leith mit der schönen Bonne hatte, ist zu einer Catastrophe angelangt. Von ihrer Herrschaft entlassen, von ihrem Vater ausgestoßen, sagte das Mädchen: ‚da bleibt mir nichts übrig, als — — —‘ nun, sie wirft sich in den Lasterpfuhl. Finden Sie nicht, daß meine Mathilde gewachsen ist."

„Ich finde sie ordentlich kleiner, als das letzte Mal. Aber die kleine Marie Werner ist ein hübsches schlankes Mädchen."

„Ja, eine wahre Hopfenstange."

In diesem Augenblicke kam die Tochter des Hauses mit Wildhoff herbei und sagte munter:

„Das, Frau von Fuchs, ist mein Vetter Heinrich, von dem ich Ihnen schon so viel gesprochen habe."

„Sie irren, liebe Ida. Sie sprachen nie mit mir über Ihren Vetter. Gleichviel, wie gefällt es Ihnen denn, Herr Wildhoff, in der Heimath?"

Während sich Ida etwas verwirrt empfahl, sprach Wildhoff einige verbindliche Worte und verbeugte sich dann in demselben Augenblick, als Herr Felix von Fuchs — stolz wie ein Spanier — mit furchtbar knarrenden Stiefeln über das Parquet herkam.

„Nun," fragte die zärtliche Mutter, „hast Du endlich Paulinen gesprochen?"

„Nein," erwiederte der Herr Sohn etwas verdrießlich. „Sie ist jetzt völlig unsichtbar geworden, und vorher kehrte sie mir immer den Rücken zu."

„Ei, lieber Felix, was die Mädchen gern sehen, dafür haben sie überall Augen. Sieh übrigens, dort steht der Dichter von Oswald dem Geiger, Ernst Herbert. Geh' hin, unterhalte Dich mit ihm, — es gehört zum feinen Ton, und man muß zeigen, daß man in der Literatur bewandert ist."

„Ach, was! Ich hab' ja nie etwas von ihm gelesen."

„Gleichviel. Sage ihm nur einige Schmeicheleien, — so genau wird das nicht genommen."

Gut! dachte Herr Felix von Fuchs. Ich will ihm aufgeigen, daß er glauben soll, ich hätte meine Lebtage nichts besseres zu thun gehabt, als seine Bücher zu lesen. Und mit diesem edeln Vorsatz schritt er knarzend auf sein Ziel los und begann:

„Es freut mich sehr, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Ich stelle mich Ihnen als großer Verehrer Ihrer Schriften vor."

„Sie haben also schon etwas von mir gelesen?" fragte Herbert.

„O!“ machte Herr Felix. „Welcher Gebildete kennt den Ernst Herbert von Oswald Geiger nicht? Welches schöne Buch, Herr Geiger! Welche herrliche Lectüre! Ich hab' eine ganze Nacht daran gelesen. So fesselnd!“

„Freilich,“ sagte Herbert lächelnd. „Was gefiel Ihnen denn am besten darinnen?“

„Der dritte Akt. Ah, der ist schön! Der müßte auf der Bühne von Wirkung sein!“

„Ich bin auch davon überzeugt,“ bemerkte Herbert, der noch nie ein Drama veröffentlicht hatte, und faßte den vorüberschreitenden Wildhoff am Arm, um diesem mitzutheilen, welchen Verehrer er gefunden.

Während so die Unterhaltung in leichtem Bachgeriesel durch die Säle floß, in welchen sich bei dem niedersinkenden Abende die Gäste sammelten, verweilte Pauline mit ihrer Freundin Luise in einem abgelegenen Kabinete, wohin sie sich nach dem kleinen Unfall am Flügel zurückgezogen hatte. Die aschblonde, bescheidene Luise war mehrere Jahre älter als Pauline. Das weder geistreiche, noch schöne, oder reiche Mädchen hatte sich an die viel jüngere und glänzendere Pauline angeschlossen, theils aus Bedürfniß nach Freundschaft, theils aus neidlosem Gefallen an dem

hübschen und etwas rücksichtslosen Mädchen, theils aber auch aus dem Wunsche, unter der jungen Welt wenigstens als Freundin einer Gefeierteren etwas zu gelten. Unaufgefordert hatte sie mit Paulinen den Saal verlassen, um ihr den Saum wieder anzunähen. Paulinens Uebermuth hatte sich gewöhnt, das gutmüthige Mädchen weniger als ebenbürtige Freundin, denn als Folie ihrer eigenen Reize zu betrachten, die freilich neben dem schlichten Aeußern der armen Luise in's hellste Licht traten. — Dort saß nun Pauline, horchte den gedämpft herklingenden Tönen des Flügels und den melancholischen irischen Melodien, wobei sie ungestört ihren keineswegs heitern Gedanken nachhängen konnte. Indessen saß Luise auf einem Schemel ihr zu Füßen und nähte in ihrer gefälligen Weise an dem herunterhängenden Saume der modischen Robe ihrer Freundin. Endlich unterbrach sie das Schweigen:

„Du seufzest? Pauline, hab' ich Dich gestochen?"

„Nein!"

„Du bist nicht munter."

„O ja, doch!"

„Hast Du Arthur gesehen?" fragte Luise sanft und schüchtern.

„Ja, er plauderte mit dem Schmalz, der den ganzen Abend wieder nicht vom Büffet wegkommt."

„Er soll aber gute Verse machen."

„Ach, das kann bald jeder. Dichter und Studenten sind mir schon die langweiligsten und widerwärtigsten."

„Studenten auch?" fragte Luise verwundert.

„Auch. Was will man denn mit solchem Springinsfeld anfangen. Ich kann mich nur noch mit reifen Männern unterhalten."

Und wieder trat eine Pause ein, während Luise emsig fortnähete. Unter reifen Männern verstand Pauline heirathsfähige Männer; und sie dachte im Augenblick nur immer an einen, der ihr damals am See und heute Abend wieder so stolz entgegen getreten war. Seinetwegen hatte sie sich in jener Nacht noch hinausfahren lassen in den weiten See. Und nun standen eine Reihe von Fragezeichen vor ihr. War er's, der in dem Nachen vorüberfuhr? Und wer fuhr mit ihm? Ward sie heute Abend wirklich nicht von ihm bemerkt, oder wollte er sie nun nicht sehen? Warum hatte Ida den Vetter gerade ihr noch nicht zugeführt?

Es war still in dem einsamen Gemach. Man

hörte nur das leise Geräusch des durch die Naht ziehenden Fadens, von außen her das Gesumme von Stimmen und hie und da den Klang des Flügels. Da fing Luise wieder an:

„Du! Pauline!"

„Was?"

„Ich meinte doch, Du kennest Ida's Vetter."

„Ich? Habe ich das gesagt? Ich sah ihn ja nur ganz flüchtig."

„Ja, das muß sehr flüchtig gewesen sein, denn offenbar erinnert er sich Deiner gar nicht," sagte Luise ohne Arg.

„In der That," sprach jetzt Pauline gereizt, „Du fängst an vom Unterhaltungston der Frau v. Fuchs zu profitiren. Erinnert er sich etwa Deiner?"

„Wahrscheinlich nicht, aber ich hätte nichts dagegen, wenn er's thäte," meinte Luise unbefangen. „Wie findest Du diesen Vetter? Wie gefällt er Dir?"

„Mir? Frage Ida, wie er ihr gefällt."

„Die glückliche Ida," seufzte nun auch Luise. „Er sieht sehr gut aus, ist noch größer, als Herr v. Leith, der wieder für Niemanden Augen hat, als für Ida. Sie sieht aber auch aus wie eine Göttin in ihrer weißen Alpaccarobe."

„Ja, sie putzt sich entsetzlich!“ sagte Pauline unwirsch. „Thut sie doch, als sei Niemand da außer ihr. Sie soll sich mit dem Leith begnügen. Aber sie ist eine ausgemachte Kokette. Wenn sie nur auch so geistreich und taktvoll wäre, als ihre Mutter, — aber ....“

„Nicht so laut, Pauline! Was mag nur ihr Vetter über die Huldigungen des Herrn von Leith denken?“

„Wie es scheint, ist es ihm sehr gleichgültig,“ sagte Pauline mit Genugthuung.

„Er sieht so distinguirt aus. Glaubst Du, daß er aus Hochmuth Dich nicht mehr erkannte?“

„Meinetwegen!“

Pauline warf den üppigen Mund trotzig auf, runzelte die Stirne, verzog unmuthig das blühende Antlitz und warf der armen Luise einen zornigen Blick zu, während diese fleißig fortnähete.

„Rechnest Du den Maler Nixler zu den reifen Männern?“ fing das bescheidene Mädchen wieder an.

„Der ist überreif!“ sagte Pauline, und ihre Miene heiterte sich wieder auf. „Der ist nur noch da, um die Dichter in die illustrirten Zeitungen zu portraitiren. Weißt Du, daß er einen Kahlkopf hat?“

„Ist's möglich?"

„Freilich. Du mußt ihn ja noch als Greis gekannt haben. Er behauptet, sein Haar sei erstaunlich nachgewachsen und hat ein Zeugniß für die Güte einer Haarbeförderungssalbe öffentlich ausgestellt. Zu seinem Unglück hat jedoch die Professor Bader die neckische Gewohnheit, ihre Bekannten scherzweise zu zausen, und so drohte sie ihm jüngst, sie werde ihn gleich am Schopf kriegen. Das können Sie gar nicht! hetzte der Maler Sturm, und witsch! greift sie zu und zaust den Nixler tüchtig am Scheitelhaar. Um Gottes willen, schreit jetzt der Sturm, Sie scalpiren ihn ja! Und wirklich löst sich scheinbar die Stirnhaut, — die Bader sinkt vor Schrecken zurück — und hat das falsche Toupet in der Hand. Homerisches Gelächter! Seitdem hat die Professor Bader das Zausen verschworen."

Nun lachten die beiden Mädchen um die Wette. Endlich fing Pauline mit einem Seufzer wieder an:

„Da lach' ich und könnte doch weinen. Was wird aus mir werden? Meine Mutter redet immer, als ob ich nur so die Wahl zwischen Grafen und Millionären hätte. Da sitzen sie und warten auf mich. O meine Zukunft! Meine dunkle Zukunft!"

„Höre, Pauline, Du bist ja erst achtzehn Jahre alt und willst verzweifeln. Was soll dann ich anfangen! Ich bin schon beinahe zwanzig.“

„Zwanzig?“ fragte Pauline ungläubig zurück. „Einundzwanzig warst Du ja schon, als ich vor drei Jahren nach England abreiste. Hätte doch Dein Onkel dem Professor Priechlmaier nicht eher die Anstellung verschafft, bis er sich förmlich mit Dir verlobt hätte. Jetzt kümmert sich auch der Arthur Meier nicht mehr um Dich. Doch, der ist ja noch nichts.“

Die arme Luise schien bei dieser Erinnerung sehr bewegt. Mit dem Zeigefinger wischte sie sich das Auge und klagte:

„O die Männer! Seit mein reicher Onkel wieder geheirathet hat, sieht mich der Arthur nicht mehr an. Er will hoch hinaus und setzte sich einmal sogar Ida in den Kopf.“

„Warum nicht gar! Er reicht ihr ja kaum an die Lippen.“

„Denk' Dir nur, er wuchs damals zusehens.“

„Stöckeln an den Stiefeln! Ah, das ist gelungen. Das ist Dir der verschlagenste von Allen! Du wirst sehen, der bringt's noch zu etwas. Die kleine

Complimentirmaschine, der Sekretär Pinschmaier, ist ja auch da, und der Sturm, der einhersteigt, als sei seine Künftige eine Baroneß, keine Kellnerin."

„Sie ist eine Wirthstochter," berichtigte Luise gutmüthig.

„Gleichviel. Es fehlt hier überhaupt nicht an sonderbaren Figuren. Wer war denn der schäbige kleine Graukopf am Flügel?"

„Ein gewisser Herr Schund, dichtet auch und ist noch ledig."

„Letzteres scheint Dir stets das Merkwürdigste an den Männern," bemerkte Pauline lieblos, da sie sich noch an Luisen für einige übelempfundene Reden rächen mußte. „Ist der dicke Regierungsdirektor aus der Provinz auch noch ledig?"

„Ich weiß nicht. So, Pauline, ich bin fertig."

Ohne ein dankendes Wort erhob sich Pauline, reckte ihre üppige Gestalt, glättete die Falten ihres Kleides, betastete ihren Kopfputz und schritt dann schweigend den Räumen zu, in welchen die Gesellschaft sich bewegte. Dort kam ihr die Tochter des Hauses mit dem Rufe entgegen:

„Ei, Pauline, wo steckst Du denn? Mein Vetter

Heinrich brennt vor Verlangen, dem schönsten und geistreichsten Mädchen der Hauptstadt vorgestellt zu werden."

„Nur keine Ironie!" erwiderte Pauline hocherglühend und mit klopfendem Herzen, als Ida sich in ihren Arm hing und mit ihr dahinschwebte.

Achtes Capitel.

Die Vorkommnisse in der Gesellschaft werden allmählig ernster.

Wildhoff stand noch mit Herbert plaudernd im Saale. Dessen Kronleuchter warf jetzt ein angenehmes, helles Licht auf die Toiletten umher. Erfrischender Wohlgeruch durchwehte den Raum und drang noch immer erquickend durch die nach dem Garten hin geöffnete Flügelthüre. Denn die Nacht war so mild, daß auch jetzt noch ältere Herren und Damen gerne in der Veranda außen weilten, oder einen kurzen Gang durch den beleuchteten Blumenpark machten.

Von Herbert aufmerksam gemacht, bemerkte nun Wildhoff sein schönes Bäschen und an dessen Seite ein hübsches, sehr geputztes Mädchen von blühendem Angesichte und einer eben so hohen Figur, als Ida selbst, nur daß sie nicht das classische Ebenmaaß zeigte, wie die Gestalt der schönen Tochter des Hauses. Ein voller wogender Busen, üppige Lippen, ein Stumpf=

näschen und lebhaft schwelgerisches Augenspiel gaben der ganzen Erscheinung etwas sinnlich Anziehendes für Lieutenants und Studenten, welche jedoch sich am meisten über das Schnippische in Paulinens Wesen zu beklagen hatten.

Ida winkte ihrem Vetter mit den Augen, und dieser wandte sich alsbald zu dem schönen Mädchenpaar. Bald war Ida's Aufgabe gelöst und sie ging wieder, von Paulinen nicht vermißt, denn diese plauderte hochbeglückt mit dem Architekten. Auch Wildhoff war gerne von der lebhaften Pauline an den Nachmittag am See erinnert; ihre Anzüglichkeiten auf die Mondscheinfahrt zauberten ihm die schönste Stunde seines Lebens vor die Seele. Dabei sah er so glücklich drein, sprach so heiter und angeregt, daß sie des günstigen Eindrucks auf ihn gewiß zu sein glaubte.

So entzündete sich an seiner innern Glückseligkeit ihr eignes Herz, daß dessen Gluth aus dem Glanze ihrer Augen, ihrer bewegten Miene, ihren glühenden Wangen leuchtete. Während sie stets leidenschaftlicher und schwärmerischer von der Schönheit der Landschaft und den zu erwartenden Genüssen der Sommerfrische am See sprach, hatte sie keine Ahnung

von dem wahren Grunde seiner glücklichen, fast träumerischen Stimmung. Und so freute sie sich an einem Glanze, der nicht von ihrer eignen Erscheinung, sondern von einer andern, durch ihre Worte heraufbeschwornen ausging. Jedoch sie war glücklich in ihrer Täuschung.

Ihre Eltern standen eben bei Frau von Luckner und sahen wohlgefällig herüber. Die hoffnungs- und kinderreiche Mutter fand jetzt, daß nicht bloß ein Graf oder Bankier, sondern auch ein Professor der Baukunst oder ein Hofbaurath ein angenehmer Schwiegersohn sein könne, besonders wenn er vermöglich war und so stattlich aussah, wie der Neffe der verehrungswürdigsten Frau von Luckner. Nicht ohne Absicht flüsterte Letztere jetzt einem kleinen, in der Ecke stehenden Herrn etwas zu. Denn alsbald eilte dieser an den Flügel, schlug kräftig die Anfangsaccorde einer bekannten Quadrille an, und gab damit der jungen Welt das sehnlichst erwartete Zeichen zum Beginn der Tanzfreuden. In Spannung, mit hochklopfenden Herzen standen die Mädchen und sahen verschämt nach den Herren, die ihre weißen Handschuhe maltraitirten, worauf ein tumultuarisches Durcheinanderrennen begann, da jeder nach einer Dame eilte.

Man stieß sich ohne Entschuldigung, und nur Frau Professor Bader verzog beleidigt das Gesicht, als Herr Felix von Fuchs die „Matronen" bat, etwas an die Wand zu rücken, da er sie unter dieser Bezeichnung mitverstand. Dann aber lief Felix wie eine Rakete nach Pauline. Diese jedoch sah triumphirend auf dessen unnöthige Hast; denn mitten im Tumult war Ida mit Herrn von Leith auf das plaudernde Paar zugegangen, und beide hatten sich das vis-à-vis erbeten, worauf Wildhoff allerdings seine Nachbarin um die Ehre bat, welche ihm mit innerlichem Jauchzen bewilligt wurde. Erst als die Colonnen der Française schon gebildet waren, erschien auch der gekränkte Felix mit Luisen in der Reihe.

Pauline tanzte mit Anmuth und Feuer. Auch das Paar gegenüber — freilich ein schönes, glänzendes Paar — strahlte vor Entzücken; da funkelten die Augen, glühten die Herzen, klopften die Pulse und begegneten sich Mienen voll Zärtlichkeit. Paulinens leidenschaftlichem Wesen gegenüber blieb jedoch Wildhoff ruhig. Seine Gedanken weilten bei einer früheren Tanzscene, wo er demselben Herrn v. Leith mit drohendem Blick gegenüber gestanden, den er jetzt, selbst gleichmüthig, in schwärmerischen Huldigungen

zerflossen an der Seite Ida's sah. Beide Herren hatten sich heute auf den nothwendigen flüchtigen Verkehr beschränkt, keiner fühlte sich veranlaßt, den andern an jene frühere Tanzscene zu erinnern. Als nun die Quadrille zu Ende und Pauline von ihrem Cavalier zu ihrer Mutter zurück geleitet war, ergriff Jemand Wildhoff beim Arme. Es war seine Tante.

„Du unterhältst Dich, Heinrich. Fräulein Langenbècque ist aber auch eine reizende Erscheinung!"

„Sie ist hübsch."

„Höchst liebenswürdig und heiter!"

„Wenigstens sehr lebhaft."

„Und so anziehend."

„Ja, es scheint so, liebe Tante!" antwortete Wildhoff mit einem Tone und Nachdrucke, der Frau von Luckner bewog, den Gegenstand fallen zu lassen.

Die Mädchen gingen reihenweise, plaudernd, durch den Saal. Hie und da fanden verdächtige Zusammenrottungen statt, die mit Flüstern und unterdrücktem Lachen verbunden waren, welches letztere sich einige Mal freie Bahn brach. Den jungen Herren wurde dabei unheimlich zu Muthe; sie betrachteten sich, ob ihnen nicht irgendwo ein Taschentuch oder

sonst ein Zipfel auf komische Weise heraushänge, besahen sich heimlich im Spiegel, ob nicht irgend eine neckische Feenhand ihr Gesicht gezeichnet. Wenn man aber den Mädchengruppen näher kam, hörte man abgebrochene Worte von scalpirten Köpfen, hohen Stiefelabsätzen und literaturkundigen Jünglingen, so daß sich drei mit bösem Gewissen Behaftete auf einige Zeit in die Nebenzimmer zurückzogen.

Wenig darauf achtend hatte Wildhoff sich mit Maler Sturm zusammengefunden, und Letzterer klagte, daß ihm selbst im Hause der Frau von Luckner an solchen Abenden nicht wohl sei; unter Treibhauspflanzen und künstlich verschnittenen Gewächsen sehne er sich wieder recht herzlich nach seiner Hagerose am See.

„Es fehlt hier nicht an hübschen Mädchen,“ sagte er, „aber was soll man mit ihnen reden! Die Eine schwärmt Einen an, wie ein liebessicher Maikäfer, die Andere gefällt sich in schnippischer Langweiligkeit, die Dritte plappert beständig vom Theater und seinen Prinzen, die Vierte leiert als Automat ihre eingelernte Lection herunter, die Fünfte bewegt sich im naiven Fragestyl, und die Sechste antwortet stets mit einem Paragraphen des Quedlinbur-

ger Complimentirbuchs. Und erst die Alten! da hört man, daß es in den Alpen sehr ländlich und Schiller ein ganz guter Dichter sei. Ach, wir sterben Alle noch, wenn unser Leben aufhört, liebe Frau von Pimpler! — Da sprechen Sie eine große Wahrheit aus, gnädige Frau!! Das ist so der Ton bei den Feinern, wenn sie die Hecheleisen ausnehmen, an welchen es nicht fehlt. Die Strebsameren werden gleich excentrisch. Jenes ältliche Fräulein dorten schwärmt für Petrarca und hat sich in ihrem Hausgärtchen auf den Rothrübenbau verlegt, seit sie gehört, daß der Sonnettendichter Rothrüben über Alles gerne gegessen; sie will die Rothrüben wieder mehr in die Mode bringen. Jene alte Dame mit den drei Zaunstecken von Töchtern sammelt Petrefacten und hat eine sehr hübsche Sammlung. Statten Sie ihr doch einmal Besuch ab."

„Ich bin kein Freund von Petrefacten!" sagte Wildhoff mit einem Blick auf die Töchter.

„Da stimmen wir wieder überein," antwortete Sturm lachend. Ich denke mir, daß Sie sich eben so sehr, wie ich, hinaussehnen an den See, den leider die Saison jetzt etwas ungenießbar machen wird."

Und nun brachte der Maler unmerklich das

Gespräch auf die wunderholde Erscheinung der blonden Fremden, und Wildhoff lauschte mit schwärmerischer Sehnsucht seinen Worten. Er ahnte dabei nicht, daß er schon längere Zeit von einem Paar beutegieriger geselliger Unthiere beobachtet wurde, bis Herr Langenbècque plötzlich aus seiner lauernden Stellung auf sein Opfer zusprang, während auch das gelehrte Crocodil auf ihn losschoß, jedoch zu spät kam.

„Daß wir unsere Rede nicht vergessen,“ tönte dem Architekten erschreckend in's Ohr. „Sie kennen ja den Ausgang der Geschichte noch nicht, die ich mit meinem guten Freund, dem Squire Littlehouse erlebt habe, der er — nun Sie müssen ihn ja aus den Parlamentsverhandlungen kennen, er ist ein einflußreicher Staatsmann, — und kam also — warten Sie nur, das war so — er kam — ja, wann kam er nur? — gleichviel. Also, der reiche englische Staatsmann kam zu mir auf Besuch ...“

Verzweiflungsvoll und hülfeflehend sah Wildhoff sich nach Sturm um. Aber dieser war ähnlichem Schicksal verfallen; ihn hatte das gelehrte Crocodil am Rockknopf gefaßt und schnaubte ihm eben zu:

„Sehen Sie, Alles, aber auch Alles, selbst die Sitte der Hausbälle läßt sich auf das alte Aegyptien

zurückführen. Der Nil hat unsere ganze Cultur in's Mittelmeer — 's ist ja nur ein Teich — herausgeflözt und an den Ufern angesetzt."

„Schade, daß keine Pyramiden mit herüber geflözt sind," bemerkte der Maler Sturm. „Man wüßte es dann gewiß."

„Was braucht's das?" fuhr der gelehrte Aegyptier auf. „In der großen Pyramide des Cheops hat man ..."

„Ereifern Sie sich nicht, ich glaub' Ihnen Alles," fiel hier Maler Sturm ein. „Meine Autorität für Alt-Aegyptisches war seither die Zauberflöte."

In einem der Nebensäle war zur nemlichen Stunde der kleine poetische Herr Schund, ein junger Mann von fünf bis sechsundfünfzig Jahren, der Gegenstand geheimer Furcht für den Gerichtsrath Brand. Mit blödem, jedoch selbstgefälligen Lächeln stand er in den Ecken umher und wartete auf die Stunde seiner Glorie. Er war nemlich Dichter im naiven Genre und liebte, seine Strophen (begehrt oder auch nicht begehrt) vorzutragen, was seine Seligkeit, Andern oft eine Verdammniß war. Im Caffeehause verschanzten sich seine Bekannten deswegen, so oft er eintrat, hinter die größten Zeitungsblätter, um dem

Vortrag von Maikäferleins Tod oder Johanniswürmchens Liebesfahrt zu entgehen. In großer Gesellschaft ließ er sich jedoch stets nöthigen, harrte aber sehnlichst des Moments der Nöthigung. Dieser war gekommen, als sein Gönner, der Intendant Jensen, zu des Gerichtsraths Schrecken, sich an den Kleinen wandte:

„Nun, Herr Schund, tragen Sie uns doch, in Ihrer liebenswürdigen Weise, eines Ihrer anmuthigen Gedichte vor."

„Ich kann nichts auswendig, ich hab' nichts bei mir!" sagte Herr Schund in gewohnter Art mit schamhaftem Schmunzeln, welches zu weiterer Nöthigung einlud.

Diese erfolgte jedoch nicht. Denn der Intendant Jensen bemerkte eben den Cabinetsſekretair des Königs und hing sich an diesen, während der Gerichtsrath, von einem Alpdruck erlöst, mit erleichtertem Herzen sich in witziger Weise mit den Anwesenden unterhielt. Niemand dachte mehr an Herrn Schund. Es dauerte aber nicht lange, so hatte dieser die Gelegenheit ersehen, vorzutreten und mit glücklichem Lächeln zu sagen:

„Na, weil's denn sein muß, so will ich halt etwas vortragen!"

Der überraschte Kreis im Zimmer lachte und klatschte in die Hände, — der Gerichtsrath erstarrte. Herr Schund aber sagte:

„Was soll ich denn vortragen? Maikäferleins Tod oder Johanniswürmchens Liebesfahrt? Ersteres hab' ich nicht geschrieben bei mir."

„Gut," sagte der Gerichtsrath, „lesen Sie das vor, das Sie nicht bei sich haben."

„Nun ja, ich kann's auch auswendig!" antwortete getrost Herr Schund, und der Gerichtsrath lehnte sich verzweifelnd und mit geschlossenen Augen an die Wand zurück.

Schon begann Herr Schund in rührend gemüthlichem Ton mit dem Titel „Maikäferleins Tod!" als im Salon außen eine beliebte Opernarie, von der Altstimme gesungen, anhub, was Alt und Jung hinauslockte.

Unwiderruflich war für Herrn Schund die schöne Gelegenheit verloren. Enttäuscht und voll Wehmuth ging er an's Büffet, holte sich eine Erfrischung und stellte sich mit dieser, voll Ergebung in sein Schicksal, an den Thürpfeiler eines andern Nebenzimmers.

Während man nun draußen der Arie lauschte und die einzelnen Sätze beklatschte, hörte Herr Schund

hinter sich im Zimmer reden. Man sprach eifrig, wenn auch mit gedämpfter Stimme. Jedoch war die Akustik des Zimmers so, daß der außen am Thürpfeiler Lehnende bei einiger Aufmerksamkeit jedes Wort verstehen konnte. Herr Schund war trotz seiner grauen Haare noch sehr strebsam und versäumte keine Gelegenheit, seine Erfahrungen zu mehren. Anscheinend ganz in seine Erfrischung versunken, horchte er um so schärfer, als ihn das lebhaft geführte Gespräch zu interessiren begann.

„Also der Minister steht noch fest?"

„Für jetzt noch. Vielleicht nicht für lange mehr."

„So müssen wir rasch vorgehen oder den Minister um jeden Preis zu halten suchen." Die Stimme war von hohler Höhe und fuhr fort: „Er wird unzuverlässig, der Erzbischof gewinnt Einfluß auf ihn, so viel als mein Schwiegervater, — für jeden Durchzusetzenden müssen wir als Aequivalent einen Ultramontanen hinnehmen, so daß die einheimischen Liberalen uns Einverständniß mit den Ultramontanen vorwerfen. Das kann auf die Dauer schaden. Mag also der Minister später fallen, wenn wir nur erst Zeit gewinnen, in der Presse auf den Henke als seinen Nachfolger hinzuweisen."

„Der geht nicht, — ist doch allzu verrufen," entgegnete die andere Stimme, und die erstere hub wieder an:

„Also lassen wir das für jetzt und nützen wir die Zeit. Das Nothwendige für jetzt ist: Der Holzmann muß weg!"

„Es wird nicht so leicht gehen."

„Er muß weg! Er muß weg!" rief die hohle Stimme, welcher Herr Schund so viel Entschiedenheit gar nicht zugetraut hatte. „Mein Schwiegervater sieht nicht länger zu. Sie, Pletsch, müssen etwas thun, vorgehen!"

„Ich kann nicht so ex abrupto. Es muß doch erst etwas gegen ihn vorliegen! Er ist ein umsichtiger Conservator und —"

„Wenn man's glaubt! Darum handelt sich's ja eben, daß man diesen Glauben erschüttere."

„Jedoch wie?"

„So! Ich werde dieser Tage im Generalanzeiger auf den Busch klopfen: Das Institut liege in alter, schwacher Hand darnieder und könnte doch unter der rechten wissenschaftlichen Leitung eine Zierde dieses Schutzstaates der deutschen Wissenschaft werden. Zu gleicher Zeit schreibt der Schnipser in die deutsche

Correspondenz, daß man mit Bedauern vernehme, Professor Papst wolle einem Ruf nach Berlin folgen, da ihm die rechte Stellung für gedeihliche Wirksamkeit hier fehle. Der Spatz schmuggelt etwas davon in das offiziöse Blatt ein; der Arthur Meier — wo er nur den ganzen Abend steckt? — besorgt die Localpresse und stellt es als allgemeines Verlangen hin, daß ein so wichtiges Institut in die Hände eines Mannes, wie Professor Papst komme, bevor dessen Verlust zu beklagen sei u. s. w. Mein Schwiegervater aber macht es bei dem Minister zu einer Lebensfrage. Sie stellen einen Antrag, lieber Pletsch, und so kann in wenig Wochen die Sache im Reinen sein: Der alte Holzmann weg, mein Onkel Papst an seiner Stelle."

Aha! dachte Herr Schund bei sich, darauf geht es wieder hinaus! Der Physiker Holzmann war als alter, würdiger Herr bekannt, der Niemanden kränkte, zurückgezogen seiner Wissenschaft lebte und Bedeutendes leistete. Auch war Herr Schund ärgerlich, daß man als Ministerkandidaten seinen Gönner Jensen gar nicht nannte, eben so verwundert, die sonst nur in vagen Phrasen ertönende Stimme des Professors Bader so entschieden sprechen zu hören. Als lausche er mit der Gesellschaft im Saale der schönen Alt-

stimme, so stand Herr Schund an seinem Posten, gespannt, die Entgegnung des Referenten Pletsch zu vernehmen, der während dieses Gesprächs noch nicht ein einziges Mal gelacht hatte. Und eben sagte nun dieser in ziemlich bedenklichem Tone:

„Wenn es nur schon so weit wäre! Der Holzmann hat mächtige Freunde. Sind Sie z. B. der — — Luckner in der Sache sicher?“

„Und wenn nicht?“ fragte der Professor gleichgültig.

„So kann ein Wort von Herrn v. Leith Alles vereiteln.“

„Warum soll er ihr, und nicht meinem Schwiegervater zu Liebe interveniren?“

„Wo hatten Sie denn den ganzen Abend Ihre Augen? Sehen Sie nicht, wie er mit der Tochter steht?“

„Die soll ja mit ihrem Vetter verlobt sein.“

„In Wirklichkeit wahrscheinlich mit dem Günstling des Königs.“

„Was Sie sagen! Leith wäre uns verloren?! Doch nur Vermuthung. Wenn die Verlobung noch nicht Thatsache, so fände sich wohl noch ein Keil. Es müßte um jeden Preis verhindert werden. Im andern Falle freilich müßten wir um jeden Preis die Luckner gewinnen, — der Architekt böte dazu eine Handhabe.“

„Die Langenbècque's schon gefaßt haben, hä, hä, hä!" lachte zum erstenmale der Referent Pletsch, und der Andere fuhr fort:

„Wie schlau! — Nun, der Langenbècque muß dann auf den Neffen, dieser auf die Tante, diese auf den Leith wirken, — und eine innige Allianz mit der Luckner wäre sehr in's Auge zu fassen."

„Da wäre jedoch noch ein schwerer Stein wegzuwälzen," fing der Referent Pletsch wieder an. „Es ist nicht gleichgültig, daß dieser Herbert, des Architekten Freund, gerade jetzt im Salon der Frau v. Luckner auftaucht. Haben Sie bemerkt, welche Aufmerksamkeit sie ihm widmet, wie Herr v. Leith und der Cabinetssekretär lange mit ihm sprachen?"

„Ich hab' es wohl gesehen," sagte der Professor jetzt seinerseits bedenklich. „Bevor wir aber an diesen Stein des Anstoßes denken, kommt Alles darauf an, zu erfahren, ob Herr v. Leith wirklich schon verlobt ist. Denn —"

Herr Schund hörte nicht weiter. Schon seit einiger Zeit war seine Aufmerksamkeit getheilt und er wußte nicht, ob das wichtiger war, was seine Ohren hörten, oder das, was seine Augen sahen, — bis er der Neugierde der letzteren folgte. Während nämlich

die Gesellschaft im Salon mit Theilnahme dem Gesange der schönen Altstimme horchte, und der alte Fridolin am Büffet einige materieller Gesinnte leise befriedigte, bemerkte Herr Schund, daß Frau v. Luckner ihrem Kammermädchen einen Auftrag gab, worauf dieses mit einem Schlüssel in der Hand und mit einem sprechenden Blick nach Herrn Arthur Maier, der unaufgelegt unter der Glasthüre stand, durch die Veranda hinaus schritt in den Garten und dort verschwand. Es war eben nicht auffallend, daß ein Herr gleich darauf ebenfalls in den Garten ging, um sich etwas abzukühlen; Herrn Schund fiel es nur auf, daß dies derselbe Herr Arthur Maier war, welcher den Blick von der hübschen Jeanette empfangen hatte.

Eben schloß der Vortrag der schönen Altstimme, und Alles rief klatschend da capo! bis sich die Sängerin wirklich entschloß, die Arie zu wiederholen, während das Publikum sich um den Flügel drängte. Nur Herr v. Leith blieb in der Nähe der offenen Glasthüre, welche in die Veranda und den Garten führte. Nun bemerkte Herr Schund, daß sich auf der andern Seite des Saales Frau v. Luckner nach Fridolin umsah, und da dieser noch immer sehr beschäftigt schien, einige Worte zu ihrer Tochter sprach, als gelte es,

etwas in der Eile Vergessenes nachzubesorgen. Frau v. Luckner ging wieder nach ihrem Platze zurück, Ida aber sah eine kleine Weile wartend auf Fridolin. Als dieser jedoch für die nächste Zeit allzu beschäftigt schien, faßte sie sichtlich den Entschluß, selbst zu gehen, schritt auf die Thüre zur Veranda hin, indem sie sich ein seidenes Tuch um den herrlichen Hals und die Schultern schlang, und schlüpfte ohne Winken, aber erröthend bis in's Weiße des Auges, hinaus, als sie die schöne Gestalt des glänzenden Cavaliers in der Nähe der Thüre entdeckte. Für Herrn v. Leith war es ein sehr günstiger Zufall, ohne Aufsehen zu erregen, ebenfalls hinaus treten zu können, indem er sich unbefangen mit dem Taschentuche Kühlung zufächelte.

Die Gesellschaft im Saale war zu sehr mit dem Vortrage der Arie beschäftigt, um auf jeden Einzelnen zu achten, der sich auf die Veranda oder in den Garten begab. Herr Schund jedoch dachte: Dieser Offizier will gewiß hören, ob die Nachtigallen im Garten schlagen, — er scheint ein großer Naturfreund zu sein.

In dieser Betrachtung wurde der kleine Herr durch ein paar entschieden gesprochene Worte hinter ihm gestört, welche also lauteten:

„Gut also, wir verstehen uns. Er muß weg!

Jeder hat nun seine Rolle, und ich will meinen Onkel Papst auf die seinige vorbereiten!"

In demselben Augenblicke trat auch das Paar aus dem Zimmer in den Salon und war sehr erstaunt, Herrn Schund an seiner Stelle zu sehen. Jedoch schien dieser so harmlos mit dem Reste seines Gélées beschäftigt, daß sie ohne Argwohn sich zu denen gesellten, welche der Altstimme lauschten. Herr Schund war nicht wenig erstaunt, als er dasselbe fade Lächeln auf dem Antlitze des Professors Bader bemerkte, welches demselben einen läppisch einfältigen Ausdruck verlieh. Nach dem, was er gehört, vermuthete er, einer unerwartet entschlossenen Miene zu begegnen. Und nun war Herr Schund mit zwei Geheimnissen belastet, von welchen er nicht recht wußte, wie sie anzuwenden seien. Um sich zu wirksamem Nachdenken darüber zu stärken, gesellte er sich zu seinem poetischen Collegen Schmalz, der seinen Posten vor dem Buffet noch immer nicht verlassen hatte. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit fragte er diesen, warum der Arthur Maier heute so verstimmt sei, und erhielt zur Antwort, daß die schnippischen Dinger im Saal sich über seine hohen Stiefelabsätze moquirt hätten. Mitfühlend meinte Herr Schund:

„Ja, da steht man ganz harmlos und denkt nicht, was man hinterm Rücken über uns sagt. Wir ahnen nichts und kümmern uns nicht.“

„Es fällt uns gar nicht einmal ein!“ sagte der Schmalz und hieb mit großer Gewandtheit einen Indianflügel ab, ließ sich von Fridolin sein Glas füllen und setzte sich auf einen nahen Stuhl nieder, um sich in trostreiche Betrachtungen über die Gleichgültigkeit um menschliche Urtheile zu versenken.

Herr Schund folgte seinem Beispiele und verlor sich in ähnliche Betrachtungen, während der alte Fridolin ein Leben führte, wie der Vogel im Hanfsamen, indem er nicht blos alle Reste, sondern auch nebenbei gefüllte Gläser sorgsam austrank, damit kein Tropfen unnöthig verderbe.

Mittlerweile war Jeanette, ihr geschmeidiges Figürchen drehend, durch die Veranda in den Hof geeilt, um den Weg nach dem Eiskeller und Vorrathshause einzuschlagen, das im Garten lag. Die Nacht war äußerst mild, der Blumenduft hier außen fast berauschend, — schläfrig plätscherte die Fontäne in ihr Becken. Die bunten Papierlampen brannten noch zwischen den Orangenbäumen, dann folgte ein kurzer dunkler Gang zwischen den Bäumen, der vor den

Keller führte, wo zwei Laternen an eisernen Haken hingen und ein zweifelhaftes Licht auf die Wand und umherstehendes Gesträuch warfen. Jeanette hatte sich mehrmals umgesehen, nicht gerade, als ob sie sich fürchte. Aber sie vernahm nichts, als die aus dem Salon hallenden Töne des Flügels und der Altstimme, dazwischen das einschlafernde Geplätscher der Fontäne. Jetzt steckte sie den Schlüssel in's Schloß der Kellerthüre und wollte eben nach einer der Laternen langen, um sie mit hinein zu nehmen, als sie sich von zwei Händen umspannt fühlte.

Sie stieß nur einen leisen Schrei der Ueberraschung aus.

„Pst! Jeanette sei gescheidt!" sagte eine männliche Stimme flüsternd.

„Ah, Sie sind's Arthur! Was thun Sie denn hier? Gehen Sie hinein zu Ihren hochnasigen vornehmen Dämchen, zu der zaundürren Eulalia und einfältigen Luise. Was thun Sie denn bei mir, Sie Ungeheuer!"

Sie wehrte sich dessen ungeachtet nur schwach, als das Ungeheuer jetzt ihre Wangen küßte; klagend aber fuhr sie fort:

„Den ganzen Abend haben Sie mich wieder nicht angesehen —"

„O Jeanette!“ sprach der andere mit forcirter Innigkeit. „Jeanette, wie verkennen Sie mich, wenn des Lebens strenge Pflicht mich zwingt, äußerlich kühl zu sein, wo ich innerlich glühe! Himmlische Jeanette, verkenne mich nicht länger. Aber,“ und der Ton seiner Stimme änderte sich, als er nun fragte: „sprechen Ida und ihre Mutter gar nicht mehr von mir? Antworte rasch und aufrichtig!“

„Ja, sie lachen manchmal noch über Ihr damaliges rasches Wachsthum. Auh!“ schrie Jeanette unter dem Griffe ihres zärtlichen Liebhabers schmerzlich auf, denn dieser hatte krampfhaft ihren Arm gepreßt. Dann fragte er mit einem Tone, durch den mühsam unterdrückter Grimm zitterte:

„Gut. Wird heute noch eine Verlobung angekündigt?“

„Eine Verlobung?“

„Ja, eine Verlobung. Ich spreche doch deutlich genug.“

„Wer soll denn verlobt sein?“

„Ida. Mit dem Architekten oder Herrn v. Leith?“

„Wenn eine Verlobung stattfände und es käme auf das Fräulein an, dann sicher nur mit dem Leith.“

„Und auf die Mutter?“

„Dann auch.“

„Nun also, auf wen soll es dann noch ankommen?“

Jeanette wollte antworten, als sich Tritte von zwei Seiten rasch näherten. Hastig riß Jeanette eine der Laternen herunter, schloß die Kellerthüre auf und verschwand innen, während der Herr zurücksprang und sich in dem Schatten der Bäume und des Gebüsches barg. Von da aus sah er nicht ohne Ueberraschung eine hohe weibliche Gestalt in weißem Gewande durch den dunkeln Gang zwischen den Bäumen rasch und fast ängstlich daherschweben, so daß der Schimmer der noch außen an der Kellerwand hängenden Laterne das Astwerk im Schattenbild auf ihre Robe zeichnete. Da hatte aber eine andere, männliche Figur dieser weiblichen auch schon den Vorsprung abgewonnen und den Weg verlegt. Ein beklommener Aufschrei war noch vernehmbar, — und dann hatten sich beide Gestalten schon so fest umschlungen, daß der Schein der Laterne nur einen gemeinsamen Schatten auf den Rasen warf.

„Ida!“

„Erwin!“

Längere Zeit war kein Laut weiter vernehmbar. Der im Gebüsche sah aber mit eigenthümlichen Empfindungen, wie das herrliche Mädchen in den Armen des schönen Offiziers lag, wie ihr Gesicht sich an seiner Brust barg. Es war eine heiße Umarmung, ein festes glühendes Aneinanderschließen. Und nun hob er ihr Haupt und preßte seine Lippen auf die der schönen jungen Dame in einem minutenlangen, brennenden Kusse. Dann drängte ihn diese zurück — es raschelte ja im Gebüsch, — sie flog auf die Kellerthüre zu; der Offizier stand noch eine kleine Weile wie gebannt auf der Stelle, wo ihm so kurzes Glück geblüht. Nun aber wandte er sich um und wollte hastig nach dem Salon zurück, von welchem noch immer der Vortrag der Altstimme mit den Flügelaccorden in den Garten heraus scholl, wo die geheime Scene zwischen blühendem Gebüsche stattgefunden.

Da stellte sich ihm plötzlich in der Dunkelheit eine männliche Gestalt in den Weg, daß er überrascht einen Schritt zurücktrat und mit einer unwillkürlichen Bewegung die Hand an den Säbelknauf legen wollte. Es war eine kurze gedrungene Figur, die so ganz unerwartet vor ihm stand.

„Erschrecken Sie vor mir, Herr von Leith?“ klang jetzt deren Stimme.

„Ah, Sie sind's, Maier! Nein, Sie können mich nicht erschrecken.“

„Das freut mich recht sehr,“ sagte der Kleine. „Es wäre mir auch leid, Sie bei Ihrem nächtlichen Spaziergange gestört zu haben.“

Dem Offizier fiel der hämische Ton auf, mit welchem dieses gesprochen wurde. Er zog jedoch vor, nicht zu antworten, indem er jetzt weiter ging, während der Andere ihm zur Seite blieb und wieder mit den Worten begann:

„Die Gesellschaft wird also doch mit einer Verlobungsanzeige überrascht werden.“

„So? Wer soll denn verlobt sein?“

„Sie fragen so unbefangen, als ob Sie noch läugnen könnten.“

„Ich?! — Was wollen Sie damit sagen?“

„Nun, man umfängt und küßt doch nur als Bräutigam die Tochter dieses Hauses. Lassen Sie mich der Bote dieser Freudenbotschaft sein.“

„Halt!“ rief jetzt der Offizier bestürzt und mit beschwichtigender Aufregung. Er faßte dabei des Kleinen Arm, als müsse er ihn mit Gewalt zurückhalten.

„Ich bitte Sie um des Himmels willen, lassen Sie kein Wort davon verlauten.“

„Also wollen Sie der Gesellschaft noch immer die Anzeige Ihrer Verlobung vorenthalten? Zu welchem vernünftigen Zwecke, Herr von Leith?“

Der Offizier, welcher stehen geblieben war und den Kleinen noch immer festhielt, als fürchte er, derselbe könne ihm entwischen, stampfte mit dem Fuße und erwiederte dann unmuthig:

„Ich weiß von keiner Verlobung!“

„Das ist seltsam!“ versetzte der Andere mit Wucht und Nachdruck. „In der That, höchst seltsam! Um so wichtiger wird der Frau von Luckner und ihrem Neffen die Nachricht sein, die ich zu hinterbringen habe.“

Herr von Leith hielt den Kleinen noch fester.

„Ruhig! Machen Sie mich nicht unglücklich!“ sagte er mit erregter Stimme, aus welcher Pein und Wuth gleichermaßen bebten. „Weder Frau von Luckner, noch der Vetter, noch sonst ein Mensch auf Erden darf davon erfahren. Schon Sie als dritter Mitwissender sind viel zu viel.“

„Darum würden Sie mir auch am liebsten den Degen durch den Leib stoßen!“ meinte Herr Arthur

Maier, der seiner Sache jetzt sicher war. „Sie sind ärgerlich, Herr von Leith, natürlich.“

„Ja, ganz verzweifelt!“ sagte der Offizier, der sich vergeblich bemühte, sich so weit zu fassen, um darüber nachdenken zu können, wie er sich am besten des verdammten kleinen Spions versichern oder entledigen könne. Seine sonstige Sicherheit war ihm dabei vollständig zu Verlust gegangen. Er dachte nur noch daran, den Kleinen zum Schweigen zu bringen und machte seine Versuche in leidenschaftlich unvorsichtiger Weise, als er nun weiter sprach: „Ich bin jedoch von Ihrer Discretion allzu überzeugt, als daß ich darüber nicht ruhig sein sollte. Mir liegt alles daran, daß nichts verlaute. Es kann später noch kommen, oder — ich will aufrichtig sein — vielleicht auch nicht. Sie haben ein Geheimniß in Händen, — verwerthen Sie es auf jede andere Weise, nur nicht durch Verrath an einem Ihrer alten Freunde.“

„Nun, von der Freundschaft hat sich bis jetzt wenig gezeigt.“

„Für die Zukunft wird's anders sein!“

„Versprechen und halten sind zweierlei. Bei Männern sollte die That dem Worte auf dem Fuße folgen, wie der Schatten dem Körper.“

„Zweifeln Sie an meiner Bereitwilligkeit, wenn ich mein Wort zum Pfand gebe?“

„Gut!“ sprach Herr Arthur Maier, nicht ohne Befriedigung. „Wenn ich Sie recht verstanden habe, lieben Sie Fräulein von Luckner, denken aber nicht gerade, sie deßwegen auch zu heirathen.“

„Ich sagte das nicht. Bevor ich überhaupt an eine Heirath denke, muß ich zum Mindesten doch Flügeladjutant sein.“

„Seien Sie aufrichtig, Herr von Leith, — Sie thun am besten daran! Sagen Sie nur gleich frisch heraus, daß Sie dann eher eine Gräfin wählen, als — eine Beamtentochter.“

Der kleine Arthur Maier erkannte alle seine Vortheile und war fest entschlossen, sie auszunützen, als er jetzt zu dem in seiner peinlichen Verlegenheit sich windenden Offiziere aufsah. Die Dunkelheit verhinderte, dessen Züge genau zu beobachten. Aber Arthur Maier wußte ohnehin, was sie ausdrücken mochten. — Die beleuchteten Fenster des Salons lagen jetzt vor ihnen; auf dem freien Platze fiel der Strahl der Fontaine plätschernd in's Becken, während der Offizier und sein Peiniger, im Schatten des Gebüsches stehend, in ihrer unerquicklichen Verhandlung verweilten.

„Sie vermögen wohl einzusehen,“ fing Herr von Leith jetzt leise an, „daß ich nicht mehr so ganz meines Schicksals Herr bin, sondern daß die Entscheidung einem Andern gebührt: Dem König! Er hat etwas mit mir vor, noch weiß ich nicht, was. Ich liebe Ida, — wer möchte das herrliche Mädchen nicht lieben. Sie ist mir gewogen, — ich weiß es! Ob mir erlaubt sein wird, sie auch heimzuführen, das hoffe ich, kann es aber jetzt noch nicht wissen.“

„Sagen wir doch gleich, lieber Leith, Sie werden die schöne Ida zum Schlusse einem Andern — etwa dem Architekten — überlassen, und selbst eine Andere — etwa Adele Waldburg — nehmen.“

Mit Widerwillen nahm der elegante Höfling die Vertraulichkeit wahr, mit welcher dies gesprochen wurde, und doch konnte er sie in seiner Lage nicht zurückzuweisen.

„Haben Sie ein Interesse daran?“ fragte er kurz.

„Ja oder nein, gleichviel. Ich dächte jedoch, daß Sie durch eine Verbindung mit der hohen Aristokratie sicherer und fester an der Seite des Königs stehen werden, als ohne solche.“

„Aber, was haben Sie für ein Interesse daran?“

„Ich? Ein bedeutendes. Es ist doch wahrlich vortheilhafter, einen Freund bei Hofe zu haben, den nicht gleich der nächste Windwechsel umwirft."

„Das ist wahr, — und Sie meinen, ich soll dieser Freund sein."

„Ich meine das, ja. Habe ich doch für's Erste den Vortheil, daß Ihnen selbst an dieser Freundschaft gelegen sein muß, und für die Zukunft kann ich Sie wohl durch meine treue Mithülfe bei Ihren jetzigen persönlichen Angelegenheiten verpflichten. Wenn Sie mich verstehen wollen, dürfen Sie ja nicht zu gering über dies Offert denken. Sein Werth wird Ihnen noch einleuchten."

Herr von Leith betrachtete sich den Kleinen jetzt scharf. Er glaubte ihn zu verstehen. Dann sagte er:

„Maier, Sie sind ein Teufelskerl!"

„Und ich steige dadurch natürlich in Ihrer Achtung," entgegnete der Kleine nicht ohne Sarkasmus. „Wenn Sie die Freundschaft eines solchen richtig zu taxiren wissen, laß ich mir den Titel gefallen."

„Soll ich Ihnen meine Seele mit Blut verschreiben?"

„Ich wüßte nichts mit derselben anzufangen. Meine Bedingungen haben nichts mit der Seele zu schaffen."

„Und ich erkaufe mit denselben auch Ihr Schweigen?“

„Bis in's Grab, wenn Sie wollen.“

„Also die Bedingungen!“

„Einmal, daß Sie sich nie für den Architekten verwenden.“

„Ah, Sie hassen ihn? Ich auch. Mit Vergnügen acceptirt.“

„Daß Sie es verhindern wollen, wenn je dem Doktor Herbert eine Gunst zugedacht werden wollte.“

„Leicht zu versprechen, — der Mann gefällt mir nicht.“

„Leicht zu glauben. Dann, daß Sie den König auf meine Arbeiten aufmerksam machen und —“

„Und auf Grund dieser Kenntnißnahme eine Pension verschaffen. Das ist etwas. Wenn sie dem Könige jedoch nicht gefallen?“

„Wenn ihm gesagt wird, sie seien schön, so sind sie schön. Also?“

„Gut. Ich kann es versuchen. Sonst nichts?“

„Daß Sie mich dem Landgericht am See für die Sommersaison als Praktikant empfehlen.“

„Ei! Was lauert dahinter? Jedoch, ich werde es thun und nicht fragen, wozu, selbst wenn ich die



Vermuthung hätte, daß es in Bezug zu dem holden Schwan stehe. Nun sind Sie aber doch zu Ende?"

„Noch eine Kleinigkeit. Sie werden mir hie und da Mittheilungen von den Vorgängen bei Hof machen—"

„Daß Sie es an die Blätter schreiben!" sagte Herr von Leith unzufrieden.

„Nein, damit ich mir Einfluß verschaffe. Ist die Ministerkrisis eine Thatsache?"

„Ah, Sie treten Ihre Vertragsrechte rasch an! So viel ich weiß, ist sie vorhanden."

„Wer wird — Cultusminister?"

„Begnügen Sie sich mit der Antwort, daß sich der Mann heute Abend hier im Hause befindet," sagte Herr von Leith zögernd.

„Der Jensen?"

„Gott bewahre!"

„Wer denn?"

In diesem Augenblicke traten mehrere Personen aus dem Saal auf die Veranda heraus, und Leith fand es für gut mit seinem Begleiter in deren Gesichtskreis zu treten. Ida mußte längst mit Jeanetten in's Haus zurückgekehrt sein, und so schritt er jetzt neben dem kleinen Maier dahin, wie in einem harmlosen Luftbade.

„Verschieben wir Alles Uebrige auf eine spätere Stunde," flüsterte der Höfling seinem Peiniger zu. „Kein Mensch darf indeß das Geringste über unsere Besprechung erfahren, auch nicht die Molche."

„Was gehen mich Die an!"

„Sind sie nicht Ihre Freunde?"

„So lang ich sie brauchen kann," sprach Herr Arthur Maier noch mit cynischem Gleichmuthe, als sie die Stufe zur Veranda betraten, um dann mit einander im Saale zu erscheinen.

Herr v. Leith hatte seine Unbefangenheit eingebüßt und erschien für den Rest des Abends nachdenklicher, als man ihn je in Gesellschaft gesehn. Ida's Augen ruhten oft zärtlich auf ihm, als sie aber einmal zufällig denen des kleinen Arthur Maier begegneten, verfärbte sie sich über den Ausdruck boshafter Befriedigung und hämischer Genugthuung in denselben. Ein jäher Schreck, eine große Angst zitterte durch ihre Gestalt, und sie hatte Mühe, ihre Bewegung zu verbergen.

Neuntes Capitel.

Handelt zum Theil von Politik und Intriguen.

Ohne Ahnung dieser Vorgänge hatte sich in einem größeren Nebensaal ein kleiner erlesener Kreis um die Hausfrau gesammelt. Man ließ die Jugend draußen singen und tanzen und war hier innen in ernster Unterredung begriffen, an welcher sich außer Frau v. Luckner auch Herbert, der Kabinetssekretär des Königs, Herr v. Rixner und der Regierungs-director aus der Provinz betheiligten.

Regierungsdirector Keller war ein starker, wenn auch nicht hochgewachsener Herr von gedrungenem, festem Körperbau, breitem Gesichte, das ein dicker Schnurrbart beschattete, und von entschiedenem Wesen in Bewegung und Worten. Von der übrigen Gesellschaft wenig beachtet hatte er sich den ganzen Abend im Hintergrunde gehalten, mehr beobachtend als theilnehmend. Nur die Hausfrau, der Kabinetssekretär des Königs und Herr v. Leith begegneten ihm mit

besonderer Aufmerksamkeit, sprachen öfters längere Zeit mit ihm und schienen ihn überhaupt für eine Person von Bedeutung zu halten; bei Frau v. Luckner kam noch die Theilnahme an dem Freunde ihres verstorbenen Mannes hinzu. Gegen die feine höfische Manier des Herrn v. Leith, des Kabinetssekretärs und des Geheimrath v. Rixner bildete die bestimmte, kurze Art des Mannes einen auffallenden Gegensatz, der gleich von Anfang den Doctor Herbert für ihn eingenommen hatte. Gutmüthigkeit und Charakterfestigkeit, seltsam gepaart, sprachen aus den Zügen seines breiten Gesichtes, welche eben so Verstand und Urtheilskraft ausdrückten, als seine Worte kurz, bezeichnend und zutreffend waren, da er sich mit Herbert über die Zustände des Landes unterhielt.

Die Unterredung hatte schon ziemlich lange gedauert und schien beide Theile fortwährend zu fesseln, während Herr v. Rixner und der Kabinetssekretär sich eine Zeitlang nur betheiligt hatten, um sich dann zurück zu ziehen, als das Gespräch einen wärmeren Charakter annahm. Nur Frau v. Luckner hielt aus und kam, so oft es ihre Wirthspflichten gegen ihre übrigen Gäste zuließen, nach dem Kabinete zurück, wo die Unterhaltung stattfand.

„Sie geben sich also keinen sanguinischen Erwartungen hin, Herr Doctor?“ fragte der Regierungsdirector v. Keller.

„Ich kann es mit dem besten Willen nicht,“ antwortete Herbert.

„Und warum?“ fragte Herr v. Keller kurz. „Der junge Fürst ist talentvoll, empfänglich für das Edle!“

„Aber ohne Bewußtsein seiner Regentenpflichten,“ erwiderte Herbert offen. „Erzogen in dem legitimen Wahn, Land und Volk seien des Fürsten wegen da, ohne Gegenverpflichtung, scheint mir auch seine subjective Charakteranlage bedenklich.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Alle Welt fand liebenswürdig, daß er bei seiner ersten Unterschrift eines Ernennungsdecrets Bedenken äußerte, weil er den Mann nicht kenne. Mir selbst erregte die Anecdote keine angenehme Empfindung, sie erschien mir ordentlich ominös, und ich habe mich nicht getäuscht: all' sein seitheriges Thun trägt dies Gepräge, — weniger das Bedürfniß des Staats, als eigne Laune entscheidet, und nur seine Umgebung gewinnt dabei. Man hat diese Richtung bereits gewissenlos ausgebeutet.“

„Und nun folgern Sie —“

„Daß das Günstlingswesen nicht nur nicht aufhören, sondern üppiger fortblühen und in ernster Zeit die Catastrophe beschleunigen wird.“

„Das ist eine trübe Perspective. Gestehen Sie wirklich dem von Ihnen sogenannten Günstlingswesen eine so intensive Wirkung auf das Staatswohl zu?“ fragte Herr v. Keller, der wie alle Beamte diese nicht recht anerkennen wollte, da sie ja mehr nur bei dem rein geistigen Gebiet sichtbar war und der bureaukratische Mechanismus wenig berührt erschien.

„Gewiß!“ versetzte Herbert. „Günstlingswirthschaft demoralisirt und corrumpirt immer durch alle Schichten hinunter, selbst wenn sie das Gegentheil will, — mag sie nun von Fürsten oder Genossenschaften ausgehen. Sie muß ihrem Wesen nach verderblich wirken. Welche segensreiche Wirkungen hätten z. B. die Berufungen von Capazitäten haben können! Und nun? Entmuthigung der Geister ist ein schlimmes Symptom für die Zukunft des Staats.“

„Sie verwerfen also Berufungen im Prinzip nicht?“ fragte der Regierungsdirector aufmerksam.

„Wie könnte ich's, ohne ein Narr zu sein,“ antwortete Herbert. „Aber, wenn irgendwo, so hätte in

diesen das Verdienst, und blos das Verdienst entscheiden müssen. So jedoch ward es unter der Henke'schen Wirthschaft, und ist es seitdem, reine Gunst- und Coteriesache. Man kommt nicht einmal allein, sondern bringt ganze Cohorten mit in's Land, die alle auf dessen Kosten versorgt werden wollen. Man sucht Anhang, eine Parthei, — alles Schwache, Charakterlose, Unselbstständige im Lande, das durch eigne Kraft nichts werden könnte, schließt sich an, kommt empor, während charaktervolle Tüchtigkeit mit dem Stolze ihres Bewußtseins im Hintergrunde bleibt, verdrossen, entmuthigt und zuletzt unbekümmert um den Staat, der der Schauplatz solchen Treibens ist. Eine Hauptursache des Verfalls."

„Verfall, — Sie sprechen schon von Verfall. Ich sehe ihn noch nicht deutlich."

„Und ich überall, wohin ich blicke!" sagte Herbert. „Wenn ich mich nach dem einst so fröhlichen Aufstreben umsehe: wie viel erlahmte Kraft, wie viel verzweifelnde Resignation tritt mir entgegen! Auf wie viel Mienen steht das schauerliche: Lasciate ogni speranza! Man geizte nach dem Ruhm des Schutzstaates der Intelligenz, und erstickte die Intelligenz im eignen Volke. Man unterband sich die eigne gei-

stige Pulsader, um in Experimenten der Bluteinspritzungsmethode zu glänzen."

„Erläutern Sie mir das näher," sprach der Regierungsdirektor, indem er sich auf einen Stuhl in der Ecke des Zimmers zurückzog und Herbert einlud, den daneben stehenden einzunehmen. Dieser fuhr nun auch in seiner Darlegung fort:

„Man wollte eine privilegirte Kaste, und wir sollten die Paria sein, — Heloten, welche arbeiten, damit Andere den Lohn ernten können. Der Jakob unter der Himmelsleiter soll noch entzückt sein über die Engel und Erzengel, welche im besternten Rock an derselben auf- und niedersteigen."

„Jakob beneidet also die Engel um Staatsfrack, Titel und Orden," warf Herr v. Keller forschend ein.

„Ach ja, das ist das Allerwahrscheinlichste!" bemerkte jetzt Herbert mit bitterer Ironie. „Orden? Möchte man die Herren vorn und hinten damit bestecken, bis sie genug haben. Jakob beneidet nicht, sondern verlangt nur auch für sich etwas freien Spielraum. Aber schon der Wunsch gilt als Anmaßung, — Aeußerung des Talents als Auflehnung gegen das System. Ja zuletzt, als man endlich doch nicht mehr blind sein konnte für die zu Tage treten-

den Wirkungen, verlangte man von unserer Uneigennützigkeit, gegen dieselben einzutreten, aber die Ursache zu schonen, und war das nicht thunlich, so erschien der Freimuth fast als Hochverrätherei. Die Folge war, daß sich die Intelligenz des Landes verzweifelnd von der Debatte über öffentliche Angelegenheiten zurückzog, sie dem gewöhnlichsten Literatenthum überlassend. Sehen Sie nun einmal auf den Zustand unserer Presse! Preßzustände sind aber sichere Symptome. Wo die Presse blüht, ist auch der Staat noch nicht verloren, denn die öffentliche Meinung ist wach. Die Lenker unsers Staats meinten wohl auch, sich überhaupt um Presse nicht kümmern zu dürfen, bis die Presse sich nicht mehr um ihn kümmerte. So schälte er sich allmählig aus dem nationalen Bewußtsein heraus. Mit einer Naivetät ohne gleichen arbeitete man an dem eignen Ruin. Deutlich gibt er sich durch den um sich greifenden Mangel an Pflichtgefühl — Beispiele stecken an — kund. Es gilt nachgerade als höchste Lebensweisheit, sich vom Staate zahlen zu lassen und nichts für denselben leisten, vom Schweiße des Volkes zehren und sich um dessen Schicksal nicht zu kümmern."

„Sie sehen zu schwarz!" sagte Herr v. Keller.

„Oder treffe vielleicht nur in's Schwarze!" entgegnete Herbert mit bitterem Lächeln. „Ist nicht unser Volk tüchtig und begabt, haben wir nicht eine schöne constitutionelle Entwicklung gehabt, sind nicht unsere Finanzzustände noch günstige? Oder haben wir unter dem Einfluß des Adels zu leiden, wie anderwärts? Sein Einfluß ist geringer, als sich vielleicht wünschen ließe. Und warum, trotz so vieler günstigen Bedingungen zu gedeihlichem Staatsleben, warum nun dennoch diese allgemeine Hoffnungslosigkeit, dieses fatalistische Hinleben? Warum? Den Geist im Volke zu beleben, zu heben hat man versäumt und sich mit eiteln Experimenten begnügt. Der Schwungkraft des Volkes hat man die Flügel gebrochen. Statt für dasselbe, haben unsere Fürsten für die Launen ihrer Günstlinge gelebt. — Man durfte kein Landeskind sein, um bei unsern Fürsten Beachtung zu finden. Auch das Volk könnte anfangen, dies Beispiel nachzuahmen und seine Blicke hinaus zu richten. Es gibt natürliche Consequenzen. Andere Staaten sind durch Verrath, Gewalt, großes Unglück gefallen, — der unsrige findet einen unrühmlichen, verdienten Fall — durch Unverstand."

„Sie sind ein düsterer Prophet. Nur keine so

unbarmherzige Logik, Herr Doctor," sprach der Regierungsdirector: „Angenommen, nicht zugegeben, wir gingen einer Catastrophe entgegen, so müßten Sie doch auch unverschuldetes Unglück, z. B. die volkswirthschaftliche Crisis als Ursachen mit in Rechnung ziehen."

„Unverschuldetes und verschuldetes Unglück treffen stets zusammen, wenn Staaten fallen sollen," meinte Herbert. „Und die Catastrophe wird früher oder später kommen, mag man noch so sehr die Straußenlist anwenden, um sie zu beschwören. Auch Herr v. Altmüller wird den kommenden Sturm nicht beschwichtigen, mag er auch immer wärmer dem Fortschritt, den er insgeheim haßt, die Hand drücken. — Jüngst sagte er einem Beamten, der ihm ein Werk seiner Mußestunden überreichte: „Wir brauchen keine Schriftsteller, sondern Beamte!" Nun, an Beamten hat es dem Staate nicht gefehlt, — und doch wird er zu Grunde gehen."

„Sie sind sehr eingenommen für diese Consequenz," bemerkte jetzt der Regierungsdirector etwas unzufrieden.

„Nein, aber sie ist eine nothwendige. Was der Staat unter den geschilderten Verhältnissen thun

mußte, hat er gethan bei Beginn der entscheidenden nationalen Crisis: er hat sich schwach gezeigt. Schwäche aber ist das größte aller politischen Laster, wie Energie die erste politische Tugend ist. Dieser Staat hat von der deutschen Nation seine Existenzberechtigung nicht zu erweisen vermocht. Das entscheidet aber sein Schicksal. Wollen wir in einigen Jahren weiter darüber reden."

„Und für jetzt halten Sie den schlimmsten Ausgang für den wahrscheinlichsten?" fragte der Regierungsdirector. „Man kann ihm ja begegnen, — die Zustände im Lande sind nicht unheilbar."

„Ich kenne nur den energischen Arzt nicht, der hier helfen könnte."

„Vielleicht müßte er das seitherige Mittel des Verderbens einmal als Heilmittel anwenden!" sprach Herr v. Keller vor sich hin.

„Ich glaube Sie zu verstehen," versetzte Herbert. „Möglich, daß es in negativer Weise helfen könnte. Wie es für's Erste noch eine Erholung gewährt, daß die Glieder der herrschenden Kaste sich selbst unter einander hassen und anfeinden, so könnte leicht eine Günstlingswirthschaft kommen, die sich selbst überbietet und so grell auftritt, daß sie auch die frü-

her Begünstigten gegen sich aufbringt, darum acuten Verlauf nimmt, so daß ihr jähes Ende noch Zeit läßt, der großen Catastrophe in ordentlicher Fassung entgegen zu gehen. Jedoch, hoffen wir nicht zu viel. Die Erfahrung lehrt, sich zu bescheiden. Während man Patrioten, die für den Staat gelitten und gestritten haben ihr Lebenlang, verletzt, kränkt, zurücksetzt, haben frühere Günstlinge, welche nicht einmal das Land kennen, geschweige Theilnahme für dasselbe hegen, die wichtigsten politischen Aemter inne. Ein solcher Staat untergräbt seine Existenzberechtigung in den Augen seines eignen Volks."

„Aber welche wichtige Aemter sind so besetzt?" fragte der Regierungsdirector ungläubig. „Das ist denn doch kaum der Fall."

„Zweifeln Sie an meinem Wort?"

„Keineswegs. Aber Beispiele!"

„Eins oder viele?"

„Eins genügt."

„Welches Verdienst hat unser Gesandter auf dem so wichtigen Posten zu *****, als daß er einst mit einem unserer Fürsten in der Fremde zusammengelebt? Er kennt absolut nichts von dem ihm fremden, unserm Lande. Und seine Unfähigkeit ist so groß, daß

er sich z. B. alle Berichte an das Ministerium durch den Gesandten eines andern, unserm keineswegs wohlgesinnten Staats fertigen läßt — schon seit vielen, vielen Jahren!"

„Und das ist Thatsache?"

„Ich könnte sie nöthigenfalls beweisen."

„Das wäre stark!" wiederholte der Regierungsdirector für sich.

„Es ist stark, gewiß!" bekräftigte jetzt Frau von Luckner, welche unbemerkt schon seit einigen Sekunden Zuhörerin des Zwiegesprächs geworden war. „Erlauben Sie mir, Herr Doctor, Sie haben sicherlich zumeist recht, nur darin nicht, daß es kein Heilmittel mehr für unsere verkommenen Zustände gebe. Sie werden zugeben, daß das Freundschaftsbedürfniß eines jungen Fürsten ein natürliches ist. Was durch königliche Freunde verdorben worden, kann auch wieder durch einen königlichen Freund gut gemacht werden. Und rasch wollen wir Hand an diese Reform legen. Dabei werden wir auch sicherlich Sie wieder im Vordertreffen für den Staat finden. Verloren ist nur, wer sich selbst aufgibt. Sie gaben das Dasein günstiger Bedingungen zu gesundem Staatsleben zu. Gut! Gründen und bauen wir auf ihnen, und neh-

men wir die Theilnahme aller fähigen und charaktervollen Männer dafür in Anspruch. Es gilt ein segensreiches, lohnendes, fruchtbringendes Werk! Und dabei fehlt sicherlich Doctor Herbert nicht."

„Bitte, gnädige Frau," sprach Herbert mit einem Lächeln. „Entschuldigen Sie mich als hartnäckigen Ungläubigen."

„Das werde ich nicht thun!" sagte sie und sah ihm dabei freundlich und vertrauensvoll in's Antlitz. „Ich für meinen Theil möchte an so hartgesottenen Pessimismus nicht glauben. Mit Energie und Klugheit —"

Sie war im Begriffe, ihren Standpunkt näher zu erläutern und den Herberts zu bekämpfen, als Wildhoff mit einem kleinen, grauköpfichten Herrn in das Gemach trat und die Anwesenden bedeutete, daß Herr Schund eine Mittheilung zu machen habe.

„Ja," sagte Herr Schund, mit geheimnißvoll wichtigem Tone in den Kreis tretend. „Sie wollen wieder einen abthun!"

„Abthun?" fragten sich die Anwesenden mit Blick und Wort.

„Abschlachten!" sprach Herr Schund ganz guillotinisch und machte dazu eine schauerliche Bewegung mit der Hand.

Und wieder sah man sich gegenseitig und dann Herrn Schund an.

„Und wen will man denn abthun?“ fragte jetzt Wildhoff.

„Den berühmten Professor Holzmann.“

Aufs neue war der kleine Kreis in Erstaunen gesetzt.

„Und wer will abthun?“

Nun erzählte Herr Schund, was er ohne zu wollen gehört habe. Herr Schund stieg durch seinen Bericht zwar nicht in der Achtung der Anwesenden, erwarb sich aber doch den Anspruch auf Dank. Denn der treffliche Holzmann war nicht blos ein ausgezeichneter Gelehrter, sondern auch sowohl ein Freund des Regierungsdirectors, als des verstorbenen Herrn von Luckner, außerdem aber noch ein Busenfreund jenes Mannes, an dem einst das Herz der schönen alten Frau liebend gehangen. Die Mittheilung brachte keine geringe Aufregung in dem kleinen Kreise hervor. Was thun? Der Minister war schwach in hohem Grade. Frau v. Luckner aber meinte, der Herr v. Leith müsse gleich Morgen deswegen zum König gehen, um der Intrigue von vornherein zu begegnen. Herbert dagegen hielt dies nicht für den rechten Weg; er deutete einen andern an, der zugleich

mit einer Beschämung des Intriguanten endigen sollte; dazu aber brauchte er noch einige genauere Daten über Professor Holzmanns Wirksamkeit. Frau von Luckner konnte sie ihm geben und war mit Vergnügen bereit dazu. Sie setzte sich sogleich mit Herbert am nächsten Tisch zusammen und gab ihm aus ihrem treuen Gedächtniß die nothwendigen Notizen. Dann nahm Herbert Abschied von ihr und verließ das Haus, nachdem noch Herrn Schund tiefes Schweigen anbefohlen worden war.

Frau v. Luckner aber wandte sich jetzt an Herrn v. Keller mit der Frage:

„Und Sie, lieber Freund, was halten Sie nun von dem Allem?"

„Daß Doctor Herbert drastisch, aber nicht ganz unwahr geschildert hat."

„Und wie gefällt Ihnen der Schilderer?"

„Ich habe nur Dank zu sagen, daß Sie mir seine Bekanntschaft vermittelt. Ich habe wieder einmal einen Mann kennen gelernt."

„Ich bin etwas weniger zufrieden," sagte sie mit einem Lächeln, das ihrer Unzufriedenheit jedoch einen eignen Reiz gab. „Er hat Sie wohl gar in Ihrer Abneigung, das Portefeuille zu übernehmen bestärkt.

Und unglücklicher Weise hat der Bericht dieses Schund einen Beleg für seine Schwarzmalerei geliefert."

„Dem kleinen Herrn sind wir wohl einigen Dank schuldig; ein Anderer hätte wohl nicht gelauscht und die Sache dann nicht erzählt. Was das Andere betrifft, so weiß ich, daß Frau v. Luckner ein Wort im Vertrauen verdient. Jetzt hab' ich meinen Entschluß gefaßt. Wenn man mir nunmehr das Portefeuille definitiv anbietet, fühle ich mich als Patriot verpflichtet, anzunehmen. Es muß versucht werden, zu helfen, wo noch zu helfen ist."

„Gott sei Dank!" sprach Frau v. Luckner aufathmend, indem sie demselben die Hand reichte, da er ging. Sie begleitete noch ausnahmsweise ihren Gast bis an das Vorzimmer. „Das habe ich von Ihnen erwartet und will den Zufall segnen, der mir den Doctor Herbert heute zugeführt hat."

Einige Minuten später verließen auch Geheimrath v. Rixner und der höfliche Kabinetssekretär das Haus zu gleicher Zeit. Sie gingen eine Strecke weit schweigend nebeneinander durch die stille Straße. Endlich fing der Kabinetssekretär an:

„Ein liebenswürdiger Abend bei Frau v. Luckner. Welche anmuthige feine Wirthin!"

„Ja, sehr!" erwiderte der Geheimrath und strich sich mit der Hand über Bart und Kinn. „Freilich. Sie durfte in rosiger Laune sein bei ihren Aussichten, da ihr alle ihre Pläne gelingen. Sie hat Glück!"

„Wie so, Herr Geheimrath?"

„Nun ja! Der Freund ihres Verstorbenen Cultusminister, der Freund Sr. Majestät ihr Schwiegersohn —"

„Hm, hm!" machte der höfliche Kabinetssekretär. Es klang ironisch wie: „wenn sie's nur schon wären!"

„Ihr Neffe," fuhr der Geheime fort, „Hofbaurath, dessen Freund literarischer Berather des Königs. Sie haben ihn ja gehört, — fulminante Rede, und Herr v. Keller hörte aufmerksamst zu. Ja, diese Luckner weiß die Karten zu mischen und auszugeben. Ein Diplomat ist an ihr verloren."

„Was halten Sie von diesem Doctor Herbert?" fragte nach einer Pause der Kabinetssekretär.

„Hm! Talentvoller Mann, aber er liebt im politischen Urtheil rauhe Ausdrücke. Desto feiner aber wird Herr v. Leith auftreten. Der vermag jetzt Alles — ist sehr zu beachten."

„Zu fürchten jedoch nur sie!" entschlüpfte dem Kabinetssekretär, worauf der Geheime anfing:

„Wäre denn Se. Majestät nicht besser zu beschäftigen?“

„Es ist schon Alles erschöpft!“ machte der Kabinetssekretär achselzuckend. „Literatur, bildende Kunst, Musik, Drama ...“

„Bliebe also noch das Ballet, die Pantomime. Der Balletdirector Brunno in Wien ...“

„Soll ja fürchterlich leicht sein!“

„Wohl. Aber in Ihrer Wagschale doch ein solides Gewicht, Herr Kabinetsrath. Sie wissen ja, ich war von je Ihr aufrichtiger Freund. Erhält denn der Jensen wirklich das Comthurkreuz?“

„Ich weiß nichts davon, Herr Geheimerath. Ach, da ist ja Ihre Wohnung. Recht angenehme Ruhe — nein! Ich kann es nicht dulden, daß Sie mich noch weiter begleiten.“

Als dann der Kabinetssekretär allein gegen das königliche Schloß hinschritt, versank er in tiefes Nachdenken. Es war ihm fast kein Wort von dem entgangen, was Herbert gesprochen, was Frau v. Luckner gehofft und Regierungsdirector v. Keller mit angehört. Dann hatte auf dem Heimweg der Geheimerath eine Saite angeschlagen, die bei ihm jetzt noch nachklang. Als er in den Schloßhof trat, bemerkte

er in den Arbeitszimmern seiner Collegen noch Licht. Dahin ging er. — —

Einige Tage nach dem Gesellschaftsabend bei Frau von Luckner enthielt der Generalanzeiger in seinem politischen Theile folgende Notiz aus der Landeshauptstadt:

> „Die Gerüchte über eine Ministerkrisis waren nicht ohne thatsächlichen Grund, wie ich Ihnen aus bester Quelle bestimmt versichern kann. Mit derselben hing auch die Anwesenheit des Regierungsdirector von Keller zusammen. Die Unterhandlungen mit demselben wegen Uebernahme des Unterrichtsministeriums scheinen sich jedoch wieder zerschlagen zu haben, die Crisis dürfte überhaupt für die nächste Zeit überstanden sein, auf wie lange läßt sich freilich noch nicht bestimmen."

In den Kreisen des Professor Bader war man sehr erstaunt über diese Mittheilung. Also dieser dicke Regierungsdirector, den man an jenem Gesellschaftsabende bei Frau von Luckner gesehen und so wenig beachtet hatte, war ein berufener Ministerkandidat gewesen, — Frau v. Luckner hatte nicht das Mindeste davon verlauten und nur den Dr. Herbert in nähere Bekannt-

schaft mit demselben treten lassen, und man hatte diesen in langem eifrigen Gespräche mit dem designirten Cultusminister bemerkt! Das gab Stoff zum Nachdenken über die Pläne dieser „schlauen Frau von Luckner", welche in der Angelegenheit sicher eine bedeutende Rolle gespielt haben mochte. Man war sehr ärgerlich über ihre Heimlichthuerei, man versah sich von ihr von nun an nichts Gutes für die eignen Zwecke. Aber doch überwog diesen Aerger die Freude über die Abwendung einer ungeahnten Gefahr. Von Herzen gönnte man der „feinen Luckner" die Vereitelung ihres Plans, und man wollte nun mit Genugthuung und verdoppeltem Eifer die Zeit für die eigne Intrigue ausnützen.

Aber nicht lange dauerte die zuversichtliche Freude der Edeln. Denn in einer der literarischen Beilagen des Generalanzeigers folgte bald darauf ein Artikel, der wie eine Bombe in das Lager der Coterie fiel, — ein Blitzschlag aus heiterm Himmel. Dies war ein vortrefflich geschriebener Aufsatz über die Verdienste des Professors und Conservators Dr. Holzmann um die Wissenschaft und den Staat. Eine ganze Reihe der wichtigsten Erfindungen der Neuzeit waren mit überzeugender Klarheit und Evidenz auf

dessen langjährige gelehrte Thätigkeit zurückgeführt. Es war auf seine bekannte Bescheidenheit hingewiesen, welche ihn seither noch jeder öffentlichen Anerkennung entzogen habe. Das engere Vaterland — war gesagt — dürfe auf den Mann mit Recht stolz sein, wie es Deutschland schon sei; wenn aber Einer der großen Nationalbelohnung würdig, sei es der edle Dr. Holzmann.

Auch im Publikum machte dieser Artikel großes, genugthuendes Aufsehen, da es ihm nicht an pikanten Anzüglichkeiten fehlte. Jedoch nur die Mitglieder des Complotts gegen Holzmann erkannten aus Einzelnem, daß der Verfasser genau mit ihrem Plane bekannt sein mußte. Sie waren stark außer sich, und Professor Bader hüpfte mit noch eiligeren Hahnenschritten als gewöhnlich nach der Wohnung seines Schwiegervaters, wo er auch bereits seinen Onkel Papst, den Referenten Pletsch, Kunstverleger Langenbècque und Andere vorfand, von welchen jeder ein Exemplar des verhängnißvollen Blattes mitgebracht hatte. Man sah rathlos einander an. Es fehlte nicht an Vorwürfen gegen Bader, daß er gerade diesmal seiner gewohnten Flüssigkeit im Artikelschreiben entbehrt und gezögert habe; durch ein rascheres Gra=

ben der Mine wäre diese furchtbar zerschmetternde Gegenmine wahrscheinlich unmöglich gewesen. Dann rieth man auf den Verfasser. Von Holzmann selbst konnte er wohl nicht herrühren, wie man aus einigen Geringfügigkeiten erkannte. Auch war der Ausdruck so correct, klar, lebhaft und zutreffend, daß nur eine ganz gewandte feine Feder den Aufsatz geschrieben haben konnte. Aus Eigenthümlichkeiten des Styls, so wie aus einigen Beobachtungen an dem Abende bei Frau von Luckner, aus lebhaft hervorgerufenen Erinnerungen, kam man jedoch zu der Gewißheit, daß Niemand anders den ihre Pläne vernichtenden Artikel geschrieben haben könne, als Einer, und dieser Eine mit Kenntniß der angezettelten Intrigue gegen Professor Holzmann.

„Er ist von diesem Herbert! Ganz sicher von diesem Herbert!“ rief Professor Bader mit seiner hohlen Stimme, sprudelnd vor Wuth. „Es kann ihn gar kein Anderer geschrieben haben. Der Mensch hat uns schon früher so manche Beute abgejagt durch seine Aufsätze.“

„Gleich von Anfang bedeutete es nicht Gutes, daß dieser Herbert bei Frau von Luckner erschien,“ meinte der Kunstverleger Langenbècque. „Ich wußte

es genau. Es ist gewiß auch Derjenige, welcher dem Architekten Wildhoff rieth, sein Werk diesem Bernhard Dingler in Verlag zu geben. Ich denke mein Lebtag daran, was bei solchen Gelegenheiten mein Freund, der Squire Littlehouse, als er aus London kam, mich zu sehen —"

„Einer muß es verrathen haben!" fiel rasch Professor Papst ein. „Das kommt davon, daß unter uns selbst doch keiner wieder dem Andern etwas gönnt."

„Man kann sehen, was dieser Herbert vermöchte, wenn man ihn aufkommen ließe!" sprach der Referent Pletsch ohne zu lachen.

„Er muß aufgerieben werden! Völlig aufgerieben!" schrie wieder Baders hohle Stimme.

„Zum Reiben gehören bekanntlich zwei!" bemerkte jetzt der Schwiegervater. „Und dabei würde es mir für den Reibenden bangen."

„Ich weihe meine Feder seiner Vernichtung!" schrie der Schwiegersohn. „Ich schreibe einen geharnischten Gegenartikel."

„Das wirst Du klüglich bleiben lassen, lieber Casimir!" bemerkte wieder der Schwiegervater. „Dein Gegenartikel sei Dir geschenkt. Auch sonst werden wir

gegen den Verfasser kaum etwas vermögen. Gegen einen Mann, wie diesen Herbert, der völlig unabhängig von Gunst und Ungunst jedem andern Fortkommen, als dem durch die eigne Kraft entsagt hat, sind wir völlig machtlos. Wir können ihm nichts nehmen und nichts bieten. Dazu schlägt er eine so vortreffliche Klinge, daß ich rathe, ihn nicht zur Fortsetzung dieses Kampfes zu reizen. Leicht möchte er unter Euch treten, wie jener antike Held unter die Krautköpfe."

„Aber etwas muß doch geschehen!" fing Professor Papst an.

„Allerdings!" antwortete der Geheimerathspräsident. „Und zwar das Beste, was wir thun können: gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Für lange Zeit müssen wir unsern Plan verschieben und so rasch als möglich selbst darauf antragen, daß diesem Holzmann wirklich die Nationalbelohnung gegeben werde. Der König wird ihm auch einen Orden verleihen müssen!" Der Geheimrathspräsident seufzte bei diesen Worten tief auf. „Und so ist dieser Holzmann gerade der Einzige, der aus der ganzen Geschichte Nutzen zieht."

Und so geschah es.

Während indeß die feine Welt auf's Land zog, arbeitete Ernst Herbert wieder Tag und Nacht an seinen Büchern. Der Artikel hatte ihn etwas aus der productiven Thätigkeit herausgerissen, das Versäumte mußte wieder nachgeholt werden. Seine einzige Erholung fand er im Umgang mit seiner Familie und in den Abenden zwischen dem blühenden Gesträuch des kleinen Hausgärtchens, wo er Auge und Seele besonders an der tiefen gesättigten Farbe des prächtig blühenden Sammetveilchenbeetes weidete. Dabei erinnerte er sich der Hand, welche die Stöcke in jener Nacht gespendet hatte und segnete sie im Stillen, wenn er sie auch nicht kannte.

Zehntes Capitel.

Versetzt den Leser aus der Stadt auf's Land.

Mittlerweile hatte die Sommerfrische die „gebildete Welt" der Hauptstadt hinaus gelockt in die grünen Thäler und an die blauen Seen der Voralpen, wo überall die Saison im vollen Glanze ihres modischen Lebens blühte — Tage, Wochen, Monate hindurch. Auch der Hof war in's Seeschloß übergesiedelt. Alle Orte und Villen am weiten Strand des herrlichen Wassers waren angefüllt von Sommergästen. Und der Wanderer, der sich an dem schönen See verlieren wollte, stieß allenthalben auf den Waldpfaden des Ufers auf freundliche, lichte Erscheinungen der hauptstädtischen Mädchenwelt, die wie umwandelnde Elfen durch das Grüne schwebten und die Einsamkeit belebten, wie Nixen über den See fahrend, mit Lachen an den Strand sprangen, oder muthig von demselben ab in die weite smaragdne Fluth hinein ruderten. Wer auf dem Verdeck des Dampfers über den gewaltigen

Seespiegel dahinglitt, konnte seine Augen stets an lieblichen Gestalten weiden, welche ihm gegenüber-sitzend in die grünen Wogen, an die belebten Ufer und weithin über die glänzende Fläche nach dem fernen Hochgebirg schauten, das sich dorten wie eine Grenzmauer dieser schönen Welt erhob. Noch freundlicheren Anblick hatte der Glückliche, der sich, einem Kahne anvertrauend von den Wellen schaukeln ließ. Bald kreuzte ein flottes Segelschiff von den Ufervillen her seine Bahn, bald umschwebte ihn eine ganze Flotille kleiner Schiffe, die alle mit lachenden und singenden Mädchen besetzt auf den Wogen tanzten. Und die holden Kinder gewannen, von der reinen Luft angeweht und von der warmen Sonne angeschienen, doppelten Reiz in der schönen Umgebung.

Den größten Wechsel dieses Lebens zeigte der Quai vor dem Bahnhofe an dem einen Ende des Sees. Denn dort war gleichsam der Sammelplatz für Alle, die ankamen und abreisten, ein Stelldichein auch für diejenigen welche blieben. Jederzeit fanden sich dort Männer und Frauen ein, um Ankommende zu empfangen, Abreisenden einen Gruß nachzusenden, oder auch bloß, um Bekannte wieder zu sehen.

So war es auch an einem heitern Augusttage. Tags vorher waren viele Sommergäste in die Hauptstadt gefahren, um der Aufführung des Gounod'schen „Faust" beizuwohnen; sie wurden jetzt hier von den Ihrigen erwartet. Unter den Personen, welche dort langsam auf und abschritten, nahmen ein alter Herr mit langen grauen Haaren und seine jugendliche Begleiterin die Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch. Das Mädchen war von einem jungfräulichen Reiz der Erscheinung, der wahrhaft erquickend wirkte. Aus ihrem ganzen Wesen sprach jene hohe und beredte Sanftmuth, welche unter allen weiblichen Reizen der entzückendste ist. Und doch lag in dieser Sanftmuth nichts Ermunterndes, so daß unter den umstehenden jungen Herren selbst der unternehmende Rechtsprakticant Arthur Maier — trotz entfernter Bekanntschaft — bei aller List keine Annäherung wagte. Endlich kam der Zug pfeifend aus dem Walde herunter zum See und hielt brausend und zischend in der Bahnhalle. Ein wirres Durcheinander von Hinzueilenden und Heraussteigenden begann, bis der alte Herr und seine schöne jugendliche Begleiterin mit zwei älteren Frauen wieder auf dem Quai erschienen und hier einen Augenblick verweilten, als sähen sie

noch andern Anlangenden entgegen. Die Züge des alten Herrn drückten dabei große Spannung, auch die lieblichen des jungen Mädchens keine geringe Bewegung aus, während sie die zum Quai Herausdrängenden musterte.

Plötzlich blühten die zarten Wangen des schönen Mädchens in rosiger Gluth auf, erblichen aber schnell zu reinem Lilienweiß. Nicht weit von ihrer Gruppe war ein hochgestalteter junger Herr mit zwei eben so hochgewachsenen Frauen erschienen, von welchen die ältere ein ächt vornehm gewinnendes Wesen besaß, während die jüngere von fast classiischer Schönheit war. Die Erregung des jungen Mädchens schien sich bei diesem Anblicke auch dem alten Herrn, ihrem Begleiter, mitgetheilt zu haben. Unverwandt sah dieser hinüber nach den beiden Frauen an der Seite des jungen Mannes. Die jüngere derselben ließ ihre Blicke suchend über den Quai streifen und schien mit einem gewissen Unmuthe zu vermissen, was sie suchte. Ihr hochgestalteter Begleiter jedoch sah sich rasch ebenfalls um. Und plötzlich kam electrisches Leben und Bewegung in sein ruhiges Wesen, als seine Blicke die Gruppe entdeckten, unter welcher sich der Herr mit den langen ergrauten Haaren befand.

„Ah!“ rief er mit freudestrahlendem Gesichte und kam näher. „Herr von Helming mit Familie, liebe Tante!“

Die beiden Gruppen näherten sich einander, lösten sich auf, um sich zu einer einzigen zu vereinigen. Wieder strömte das Blut in erkennbaren Wellen vom Busen herauf über das Antlitz des jungen Mädchens, als der hochgestaltete Begleiter der beiden Damen ihr die Hand zum Willkomm bot und dann die ihrige sekundenlang in der seinigen hielt. Denn es war ja der Nemliche, welcher ihr einst als Unbekannter auf dem italienischen See und in der Hauptstadt begegnet war, neben welchem sie in jener seligen Mondnacht über das am Quai anschlagende Wasser gefahren und sich ein bis dahin ungekanntes Glück erträumt hatte. Es war Wildhoff, der sie seitdem noch oftmal am See getroffen und in Gesellschaft ihres Vaters, ihrer Mutter und Tante gesprochen, dem sie so oft wehmuthsvoll nachgesehen, wenn er schied, dem ihr Herz wonnevoll entgegenklopfte, wenn er wieder erschien.

Aber auch dem stillen, heimlichen, uneingestandenen Glücke dieser jungen Liebe war schon ein Tropfen Wermuth beigemischt. Sie hatte einmal von dem

Bäschen Wildhoffs sprechen hören, sie hatte schon ein aufgefangenes Wort so deuten müssen, als sei dieselbe dem Vetter von früher her bestimmt, das Verhältniß zur Zeit jedoch nicht recht klar. Und nun stand sie vor ihr, diese stolze, blendende Schönheit, reichte ihr freundlich die Hand und sprach ihre Befriedigung darüber aus, Fräulein v. Helming kennen zu lernen.

Nicht so unbefangen, als Ida, war Frau v. Luckner selbst bei diesem unvermutheten Zusammentreffen, das eine ganze Reihe von Erinnerungen aus schönen Tagen goldner Jugendzeit in ihr erweckte und ihr den Moment vergegenwärtigte, wo sie von diesem Manne in Schmerz und Trauer schied, um ihn nicht wieder zu sehen! Fünf und zwanzig Jahre! Welche Bilder tauchten vor ihrer Seele auf bei diesem Namen, bei seinem Anblicke! Damals umwallten dichte Locken in goldenem Glanze sein edles geistvolles Gesicht, und jetzt war sein Haar ergraut, in das ihrige selbst Silber gestreut. Und doch hatte sie ihn, er sie beim ersten Blick erkannt! Wie ein junges Mädchen erbebte und erröthete Frau v. Luckner, als Herr v. Helming ihr entgegeneilte und die dargereichte Hand küßte. Ihr Wesen überkam damit noch ein wahrhaft jungfräulicher

Reiz. Denn auch ihre schönen Augen leuchteten in feuchtem Glanze, als sie sich endlich von ihm ab zu Frau v. Helming und deren Tochter wandte. Der Mutter und Tante Wanda gab sie die Hand mit einigen Worten von gewinnender Herzlichkeit; als sie aber Irenen sich näherte, war sie überwältigt. Sie schloß das junge Mädchen in die Arme und küßte sie auf die Stirne mit den Worten:

„O mein schönes, mein liebes Kind!"

Es war eine unwillkürliche Regung ihres überwallenden Herzens, der sie nicht widerstehen konnte. Und Irenen war es zu Muthe, als läge sie in den Armen von Wildhoffs Mutter. Sie schmiegte sich wie ein wirkliches Kind an die hohe freundliche Dame, deren Erschütterung sie wahrnahm.

Ida war ein wenig erstaunt über diese Gemüthsbewegung der Mutter beim ersten Zusammentreffen mit fremden Personen. Jedoch nahm sie die Thatsache hin, ohne nach deren Grund zu fragen. Und auch Frau v. Luckner hatte ihre Fassung bereits wieder erlangt, als man gemeinschaftlich den am Landungsstege haltenden Dampfer bestieg und sich auf dem von der Sonne geschützten Verdecke zusammensetzte, um eine Viertel- oder halbe Stunde in ungestörtem Ge-

plauder zu verleben. Diese ging denn auch vorüber, ohne daß man es merkte, bis der Dampfer an einer Landungsstelle des westlichen Ufers hielt und mit dem allseitigen Versprechen auf baldiges Wiedersehen die Gesellschaft sich trennte. Die Familie v. Helming stieg nemlich hier aus, während sich Frau v. Luckner am östlichen Ufer eingemiethet hatte, wohin nun das Schiff, den See quer durchschneidend, seinen Lauf richtete.

Schon stand Ida auf der Galerie des Verdecks und sah über die ganze Seebreite hinüber an den östlichen Strand, von welchem das Seeschloß freundlich aus dem Grün seines Parkes herschaute, während Mutter und Vetter noch immer am Geländer der Rückseite lehnten und den Gestalten derjenigen nachsahen, deren Händedruck sie noch zu spüren meinten. Dort verschwanden sie hinter den Obstbäumen, und weiterhin erschienen sie wieder auf freien Wiesen, über welche der Weg zur Höhe führte. Jetzt blieben sie stehen und sahen herunter nach dem Schiffe, daß beiden Schauenden die Herzen lebhafter schlagen mochten. Und als nun Herr v. Helming mit seinen Damen im Walde verschwunden war, durch welchen der Pfad weiter hinanzog, stand Frau v. Luckner noch

lange und sah über den See hinaus und in die wallende grüne Fluth.

Eine wehmüthige, elegische Stimmung war über sie gekommen. Die goldene Jugendzeit mit ihren zarten Empfindungen warf ein spätes Abendroth in ihre Seele. Hatte sie nur einem Wahne das schönste Glück ihres Lebens geopfert? Durfte sie, die stolze Frau v. Luckner, nicht dennoch jene bescheidene, liebenswürdige Frau beneiden, die an der Seite des edlen Mannes noch heute ein glückliches Dasein dahin lebte, das sie selbst einst einem Phantom zu Liebe in Schmerz und Leid ihres Herzens ablehnte? Hatte sie denn nicht wohl vergeblich auf jenes Glück der Liebe verzichtet? Was war denn von dem, was sie ein volles Leben lang erstrebt hatte, heute erreicht, wo sich ihre Sonne schon dem Horizonte zuneigte?

Und dann schwebte ihr das schöne, blonde Mädchen vor, — so voll Anmuth und Liebreiz in ihrer Erscheinung, so voll heiterer Innigkeit in ihren Reden. Wie hatte sie den zarten Schleier ihrer lieben blauen Augen zu Heinrich aufgeschlagen, wenn der sie auf dem Schiffe angesprochen! Wie hatte der Neffe selbst in diese blauen Augen hineingeblickt, so voll innigem Vertrauen, so voll unwillkührlicher Hingebung an diese

unergründliche Tiefe einer Frauenseele, die dennoch so klar und rein vor dem betrachtenden Auge lag, wie die smaragdne Fluth da unten bei stillem See.

Aber seltsam! Das war ihr keine angenehme Empfindung. Dieselbe Frau v. Luckner, welche ihren Triumph nicht verhehlen konnte, als sie mit dem Verzicht ihres Neffen auf Ida das letzte und größte Hinderniß zur Verwirklichung ihrer weit aussehenden Pläne beseitigt sah, — dieselbe Frau empfand etwas wie Neid, als sie jetzt den Eindruck bemerkte, welchen die holde Tochter der Gattin Helmings auf das Herz Heinrichs machte. Es regte sich in ihr wie Reue und Verdruß, als sie seine glückliche Miene dem holden Mädchen gegenüber sah. War ihr doch schon von vornherein die Leichtigkeit aufgefallen, mit der er sich in sein Schicksal zu finden schien, als seine Hoffnungen auf Ida's Hand vernichtet worden waren. Und nun kränkte es sie, daß er so rasch vergessen, ihre Tochter so leicht aufgeben konnte, während sie doch bei seiner Heimkunft aus Italien nichts sehnlicher gewünscht hätte. So hatte sie keine rechte Freude mehr an ihrem eignen Werke. Ihr Thun wollte ihr selbst nicht gefallen. Und als sie jetzt nachdenklich ihre Augen von der smaragdnen Fluth des Sees weg über das Ver-

deck streifen ließ, gewahrte sie ihren Neffen in Gedanken versunken, seine Augen unverwandt nach dem westlichen Ufer gerichtet, während Ida über die Galerie hin nach dem östlichen Strande schaute, aus dessen Ufergrün das königliche Seeschloß auftauchte. Und die Mutter fragte sich jetzt leise, so leise, daß es selbst ihr innerer Mensch kaum hörte: ob es nicht für ihr eignes Glück und das ihres Kindes dennoch besser wäre, diese beiden würden ihre Sehnsucht und Wonne noch in einander suchen und finden, als außerhalb in entgegengesetzten Richtungen.

Sie setzte sich jetzt neben den Neffen und sprach mit ihm über die Helming'sche Familie. Sie wußte wohl, daß er während der Sommersaison deren Bekanntschaft am See sehr gepflegt hatte, so oft er aus der Hauptstadt herauf gefahren war. Aber sie hatte dafür gehalten, daß ihn besonders die Bekanntschaft des Vaters angezogen habe, von dessen archäologischem Wissen der junge Architekt während der Fortsetzung seiner literarischen Arbeit viel profitiren konnte. Sie durfte aber nur Irenens Anmuth und Liebreiz erwähnen, um an seinem freudestrahlenden Blicke zu merken, wer der Magnet war, der ihn so oft nach den westlichen Uferhöhen des Sees zog. Und so sehr

sie selbst von des jungen Mädchens Erscheinung beim ersten Blick hingerissen worden, fehlte es jetzt in ihrem Gemüthe nicht an einer Art eifersüchtiger Regung.

Wildhoff's Natur war jedoch nicht darnach angelegt, seine innersten Gefühle Jemanden, und wenn es selbst seine Tante war, offen zu legen, so lange er sich nicht im Stande glaubte, sie öffentlich zu bekennen und nach ihnen handeln zu dürfen. Irene selbst sollte ein ausgesprochenes Geständniß nicht eher erhalten, als bis er, mit seiner Hand, auch alle materiellen Bedingungen des irdischen Glückes bieten konnte. Und so wich er gerne einem Gespräche aus, wie es seine Tante fortzusetzen geneigt schien, und lenkte die Rede unvermerkt auf Ida und deren Zukunft mit Herrn v. Leith. Mit einiger Beschämung mußte die Tante gestehen; daß die Dinge noch auf demselben Flecke stünden, wie vor Monaten. Herr v. Leith wünsche jedoch aus triftigen Gründen ein Aufschieben der öffentlichen Verlobung bis nach seinem Geburtstage gegen Ende September, weil der König ihn an diesem Tage mit mehrfachen Gnadenbezeigungen überraschen wolle. Wildhoff erwähnte hierauf des Gerüchts, daß bis dahin der König seine italienische Reise schon angetreten haben werde und Herr v. Leith

mit ihm, ja, daß diese Reise auf nächste Zeit festgesetzt sein solle; worauf Frau v. Luckner entgegnete, daß sie aus bester Quelle darüber unterrichtet sei: die Abreise finde nicht vor jenem Termine statt; denn der König wolle noch mehrere große pantomimische Aufzüge, welche von dem neuen Balletdirector angegeben und zu leiten seien, mit ansehen, bevor er das Land verlasse, um den Winter im milden Süden zuzubringen.

Wildhoff konnte nicht umhin, dennoch Bedenken zu äußern. Er brachte sie so zartfühlend als möglich vor, aber er hielt es für seine Pflicht, nach Allem, was er in jüngster Zeit erfahren und wie er den Höfling selbst beurtheilt, diese Bedenken auszusprechen, und glaubte als so naher Verwandter das Recht dazu zu haben, selbst auf die Gefahr hin, unbequem zu erscheinen oder in seinen Beweggründen mißverstanden zu werden. Mit Eifer, wenn auch das Gespräch leise geführt wurde, bekämpfte die Tante sein Mißtrauen und seine Aussetzungen gegen die politische Seite ihres Plans, der noch zu seiner Beschämung — wie sie versicherte — überraschend schnell gelingen werde, indem auch Herr v. Keller demnächst zum Cultusminister ernannt würde. Daß sie persönlich getäuscht, durch Herrn v. Leith getäuscht werden könne, fiel ihr nicht

einmal ein. Das weibliche Erbtheil, Eitelkeit und Leichtgläubigkeit, war auch ihr zugefallen, und wirkte in der Vertheidigung Leiths und eigener Rechtfertigung, welcher sie sich lebhaft unterzog.

Indem wir Andere überreden, überzeugen wir uns selbst. Und das that damals auch Frau v. Luckner.

Seltsamer Weise schienen ihr dabei die Einwendungen ihres Neffen weniger wehe zu thun, als vielmehr eine gewisse Genugthuung zu gewähren. Seine geringe Neigung, über Fräulein v. Helming zu sprechen, schien ihren aufsteigenden Wahn nicht zu entkräften, daß nämlich Ida, ihre Tochter, ihm doch nicht so ganz gleichgültig sein dürfte, als er gewöhnlich glauben machen wolle, und daß seine Einwendungen im Grunde von Eifersucht eingegeben sein möchten. So wunderlich ist das Menschenherz zusammengesetzt, besonders das Herz einer Frau, und selbst einer Frau v. Luckner. Sie hatte wieder ihren Gleichmuth gewonnen, indem sie ihrem Neffen von den Aussichten Leiths und den politischen Vortheilen für das Land sprach, wenn einmal die glückliche Aera für die Bessern im Staate gekommen sei. Sie hatte dabei gute Lust, unter anderm auch die dem Professor Holzmann widerfahrene Anerkennung zumeist dem Einflusse ihres

künftigen Schwiegersohnes anzurechnen. Sie sprach von der günstigen Wirkung auf das Publikum, das bald durch eine Reihe ähnlicher Acte der gerechten Würdigung bescheidenen Verdienstes überrascht und erfreut werden solle. Das werde der Stimmung des Volkes bald einen neuen glücklichen Impuls geben. Leith aber, versicherte sie mit leuchtenden Augen, wolle nicht nur Flügeladjutant werden, sondern in Jahresfrist einer der obersten Hofbeamten — vielleicht Hof-Ceremonienmeister der Krone.

Wildhoff meinte darauf, das sei für denselben das rechte Ziel, und schwieg. Seine Tante hatte ihm in schwacher Stunde einen neuen Einblick in ihr Wesen gezeigt, und dieser war kein besonders günstiger, wenn er ihr die selbstische Denkungsart, die sie ihm enthüllt hatte, auch nicht zu schlimm anrechnete. Ihre Schwächen waren immer die eines hochstrebenden Weibes, das sich in den geheimen Trieben ihrer Handlungsweise, wie in den Grenzen ihres Wirkungsvermögens und natürlichen Berufs täuschen mochte. Indem sie männlicher als die Männer zu denken, zu streben, zu wollen glaubte, war sie doch in ihrem Denken und Thun noch ganz Weib. Wenn er aber die zusammenwirkenden Gemüthsbewegungen über-

schauen wollte, welchen ihr Herz in jener einzigen Stunde ausgesetzt war, durfte er wenigstens nicht an der Stärke ihres Charakters, oder an der ursprünglichen Kraft ihres Sinnes und ihrer Gefühle zweifeln. Sie ragte immer noch um eines Hauptes Länge über das Niveau ihres Geschlechts.

Ida hatte unterdeß längst schon jenseits des Wassers eine dunkle Uniform bemerkt, deren goldene Epaulets von der Galerie des Landungsstegs am Strande weit in den See herein erglänzten. Die Augen der Liebe sind scharf, und ihr hochwallender Busen sagte ihr vollends, wer dorten ihrer harrte. Wenn Erwin von Leith sich auch verhindert sah, sich am Bahnhofe einzufinden, so erwartete er sie doch hier, und das machte sie glücklich und stimmte auch die Mutter zufrieden. Nur Wildhoff konnte sich bei dessen Anblick trotz aller chevaleresken Anmuth, artiger Feinheit und aalglatten Manieren einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren. Eine dumpfe Beängstigung drückte ihn jetzt, als er die trunkenen Blicke bemerkte, welche der schöne Offizier mit Ida wechselte, da der Dampfer anhielt. Wenn er beim Anblicke des kleinen Arthur Maier — der sich jetzt als Landgerichtspraktikant am See umhertrieb —

stets das Gefühl des Widerwillens und Ekels, wie vor einem giftigen Gewürm hatte, so war die Empfindung Herrn von Leith gegenüber die instinktmäßige Abneigung vor der Nähe eines zwar schönen aber falschen Raubthieres. Wildhoff hatte jedoch auch bestimmte Gründe für diese Antipathie.

Um die Förderung seines kunstgeschichtlichen Werkes nicht zu unterbrechen, war Wildhoff nämlich nicht förmlich an den See übergesiedelt, sondern zog es vor, nur von Zeit zu Zeit auf einen oder mehrere Tage herauszukommen und neu gestärkt wieder zur Arbeit zurückzukehren. Dabei waltete er einzig mit dem alten Fridolin im Hause seiner Tante; und ging er an den See, so war das Haus in der Stadt ganz der Obhut Fridolins überlassen.

Ein frommer Knecht war Fridolin, doch trank den Wein er gern. Wenn Alles so still in der schönen eleganten Wohnung war, da stieg er in einsamen Stunden hinunter in die dunkeln Kellerräume und verweilte dort mit genauer Untersuchung, ob die Flaschen nicht zerbrochen, der Wein nicht verdorben, so lange, bis er zur Oberwelt emporklimmend wieder begeistert die Sonne begrüßte und selig durch die Räume des Hauses taumelte, in denen er jetzt unum=

schränkt herrschte. In einem solchen Momente hatte ihn einst Wildhoff vom See kommend überrascht und gebot ihm, eine kleine kalte Mahlzeit mit etwas Wein auf sein Arbeitszimmer zu bringen. Fridolin richtete das auch her und brachte es bis in's Zimmer des Architekten. Hier aber wankte und strauchelte er, so daß plötzlich Alles auf dem Boden lag und Fridolin sich staunend, mit gespreizten Beinen, darüber stellte. So stand er, wie der Aesthetiker vom Dichter sagt, über seinen Werken. Wildhoff betrachtete ihn und äußerte unzufrieden:

„Ich glaube, man ist benebelt."

„Benebelt? Wer, wie, was benebelt?" stammelte Fridolin harmlos.

„Ihr seid benebelt!"

„Oh!" hub jetzt Fridolin feierlich an, indem er Ton, Miene und Haltung eines tief verletzten Biedermannes anzunehmen suchte. „O, Herr Neffe," sagte er näselnd, „daß Sie das sagen! O, daß Sie das sagen! Nein, geehrter Herr Neffe, daß Sie das sagen! Das thut weh, das! Ich schwöre Ihnen einen schweren [illegible]"

„Ja, versucht es nur!"

„Meiner Seel, ich bin . . ." b[illegible]e Fridolin feierlich, aber Wildhoff fiel ein:

„Betrunken. Und damit basta! Schaffen Sie diese Fragmente hinweg und machen Sie, daß Sie in zwei Stunden mir nüchtern aufwarten können."

Fridolin sah trotz seines erhitzten Kopfes ein, daß da nicht weiter zu spaßen war. Während er die Bruchstücke des hingeworfenen Mahls so gut es gehen wollte hinwegräumte, verlegte er sich auf Entschuldigungen und behauptete, er habe nur ein einziges Tröpfchen von dem alten Weine versucht, der ohnehin verderben müsse, da das gnädige Fräulein doch weder Verlobung noch Hochzeit mit dem Herrn von Leith feiern werde.

Wieder sah Wildhoff den alten Fridolin scharf an, sagte aber für's Erste nichts weiter, als daß derselbe für seine baldige Ernüchterung sorgen möge.

Als er nun allein war, vermochte er sich nicht in seine Arbeit hinein zu denken. Der alte Fridolin hatte ein Wort gesprochen, das er sich selbst schon innerlich mit Beben zugeflüstert; der Wein sprach wohl eine Wahrheit aus, und der Architekt wartete mit wahrer Sehnsucht auf das Wiedererscheinen des nüchternen Dieners. Genau nach zwei Stunden kam derselbe mit einem zweiten Imbiß, den er nicht auf den Boden schleuderte, und er selbst — mochte er es

angefangen haben, wie er wollte — war völlig ernüchtert.

„Fridolin,“ sagte jetzt Wildhoff während des Speisens, „wie habt Ihr denn das gemeint, daß weder Verlobung noch Heirath stattfinde.“

Offenbar war der Alte nicht gern an eine in der Trunkenheit entschlüpfte Aeußerung erinnert, andererseits schien er wieder froh zu sein, eine so directe Aufforderung zur Kundgabe einer Besorgniß zu erhalten, die ihn schon lange drückte. Und so kam denn endlich aus ihm heraus:

„Herr Wildhoff, wenn ich auch eine kleine Schwäche für guten Wein habe — und an solchem fehlt es Gottlob bei uns nicht — so mein' ich es doch gut und ehrlich mit meiner vortrefflichen Herrschaft, während die Jeanette mich einen alten Narren schilt, — aber sie ist eben ein Kammerkätzchen, Sie wissen ja! Und ich weiß, daß die gnädige Frau zu viel Vertrauen hat.“

„Da habt Ihr vielleicht nicht so ganz unrecht!“ bemerkte Wildhoff ermunternd.

„Ja, und ich weiß von meinen Collegen,“ fuhr Fridolin jetzt eifrig fort, „daß sich ihre Herrschaften über Frau von Luckner und das gnädige Fräulein

moquiren, und das ärgert mich, daß die gnädige Frau diesem Herrn von Leith gegenüber so blind ist und —"

„Da geht Ihr in Eurer Freiheit doch zu weit!" sagte Wildhoff peinlich berührt mit gerunzelter Stirne. Also dergleichen bildete schon das Thema der Unterhaltung in Bedientenkreisen!

Er ließ Fridolin nicht weiter sprechen, hielt es jedoch an der Zeit, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um seiner Tante die Bedenken zu äußern, welche ihn quälten. Als sie nun mit Ida zur Opernaufführung in die Stadt zurückkam, um andern Tags von ihm begleitet wieder nach dem See zurück zu fahren, hatte sich erst auf dem Dampfer der günstige Moment ergeben. Aber er mußte sehen, daß man ihn mißverstand, ihm falsche Beweggründe unterbreitete; auch waren Bedientengespräche keine Beweise. Drum wollte er den Abgrund erst mehr ergründen, um seine Gefahr zeigen zu können. Bei einer Angelegenheit so zarter Natur war dies eine sehr mißliche Aufgabe, und es sah fast wie eine Beleidigung der klugen, erfahrenen Tante aus, seinen Rath in einer so persönlichen Sache aufdrängen zu wollen. Es galt also Vorsicht und Verbannung alles leidenschaftlichen Eifers.

Elftes Capitel.

Ein schöner Abend und eine italienische Nacht.

Unterdeß feierte Ida liebetrunkene Tage am See, wohin sie mit der Mutter erst nach einem längeren Aufenthalt auf der Sonnenreut übergesiedelt war. Sie hatten sich in einem schloßartigen Gebäude am östlichen Strande, etwa eine kleine Stunde oberhalb des königlichen Seeschlosses eingemiethet, von wo Herr von Leith an jedem freien Nachmittage zu Besuch kommen konnte. Das Schlößchen stand nicht sehr weit von dem dazwischen liegenden Landungsplatze, wo einst Wildhoff die blonde Unbekannte wiedergefunden.

Dort sprang Irene an einem heißen Nachmittag wieder an's Land und wanderte nun von Vater, Mutter und Tante begleitet den Weg am Seegestade entlang, an freundlichen Bauernhäusern, eleganten Villen vorüber, zwischen blühenden Gärten hin, durch sonnige Wiesen und schattige Haine auf heimlichen

Waldpfaden, während die Seefluth daneben an das Ufer schlug. Bald tauchte aus saftigem Wiesengrund von Fichten umschirmt, dicht am See, das Schlößchen auf, wo Frau von Luckner nebst andern Sommergästen wohnte.

Zwei Springbrunnen zu beiden Seiten des alterthümlichen Gebäudes überstäuben feucht und erquickend die grüne Umgebung, oder fallen rauschend in die Weiher zurück, während unmittelbar hinter der Fichtenwand der See wallt und glänzt. Von grüner Welle, grüner Wiese, grünem Walde eingerahmt, ist dicht am See ein heimliches Plätzchen, wo jetzt auf den ländlichen Tischen bald die Tassen dampften, und ein Kreis fröhlich plaudernder Menschen versammelt war. Die Jugend hatte ihr Glück in der Gegenwart gefunden, dem Alten blühte es auf in den Erinnerungen an eine längst entschwundene Zeit.

Außer der Helming'schen und Luckner'schen Familie befanden sich noch einige andere da, welche das heimliche Plätzchen zu besuchen pflegten. Auch Herr von Leith fehlte nicht und entzückte Ida durch einen besonderen Aufwand süßer schmeichlerischer Worte, während Wildhoff mit Irenen äußerlich ruhiger und doch innerlich bewegter sprach. Leichter als der Offi-

zier und Architekt, welche sich gegenseitig in den Schranken kühler Höflichkeit hielten, hatten sich Ida und Irene näher, wenn auch keineswegs innig, an einander geschlossen. Wenn sie Arm in Arm über den Rasen an der Fontäne vorüberschritten, so war man in Zweifel, welcher von beiden man den Preis zuerkennen sollte. Es fehlte ihnen nicht an einer gewissen Aehnlichkeit im regelmäßigen Schnitt des Gesichtes; aber wenn Idas Schönheit blendete, so zog Irenens Liebreiz mehr an. Ida war von höherer Figur, sie riß zur Bewunderung hin, während die zarte Anmuth, welche über Irenens ganze Erscheinung gegossen war, gleichsam erquickend wirkte und dauernder fesselte. Ueber ihrem Antlitze aber lag jene kindliche Reinheit ausgegossen, die noch von keinem Männermund berührt, den unverletzten Hauch der holdesten Unschuld verrieth.

Irene war von Ida aufgefordert worden, ihr in den Berggarten zu folgen, der hinterm Schlößchen sich hinanzog und eine kleine Capelle umschloß, welche sie ihr zeigen wollte. Auch die andern Mädchen, ja selbst die Frauen schlossen sich an. Und als sich später auch Wildhoff erhob, um nachzufolgen, wollte Herr von Leith nicht zurückbleiben, so daß Herr von Helming

und Frau von Luckner sich noch allein an dem Tische gegenüber saßen und bald in eine lange Reihe von Erinnerungen verloren.

Wildhoff und der Offizier gingen in der Richtung, wohin die Damen verschwunden waren, — eine Zeit lang schweigend neben einander, bis Leith die Stille mit den Worten unterbrach:

„Ida führt ihre junge Freundin wohl an den Ort ihrer stillen Andacht. Frömmigkeit macht die Frauen nur noch schöner."

„Am schönsten jedoch Tugend," erwiederte Wildhoff mit einigem Nachdrucke. „Sie ist der Frauen Kraft und Stärke."

„Nur brauchen die Frauen keine Stärke und Kraft," meinte Leith. „Wir lieben sie ja schön und schwach. Fromm sein beeinträchtigt nicht, was wir an ihnen lieben. Selbst Lord Byron liebt die Frömmigkeit an den Frauen, — von der Tugend hat er gar nichts gesagt."

„Dafür war er Lord Byron!" antwortete Wildhoff, dessen Sache Prüderie sonst gerade nicht war, obgleich er vom Weibe allerdings nur hoch denken wollte. Und so fuhr er denn in der begonnenen Weise fort: „Galt doch dem genialen Lord, die Frauen und deren

Männer zu betrügen, als Verdienst und nothwendige Zierde eines feinen Mannes."

„Kein Mann von Welt, kein Edelmann wird ihm ein Verbrechen daraus machen wollen," sagte Herr von Leith keck lächelnd.

„Dann ist mein Begriff von einem Manne ein höherer, als der Ihrige von einem Edelmann," sagte Wildhoff ernst.

„Dazu gratulire ich Ihnen!" antwortete der Officier etwas spöttisch, fügte aber, als er den Ernst bemerkte, welcher sich jetzt über Wildhoffs Miene breitete, in scherzend vertraulichem Tone hinzu: „Bei einem solchen Betrug gewinnen ja oft beide Theile, der Betrügende die Zierde des feinen, der Betrogene den Schmuck des einfältigen Mannes, und letzterer hat noch das Verdienst, daß er zur Heiterkeit seiner Mitmenschen beiträgt."

Wildhoff sah seinen Begleiter auf dem ansteigenden Waldpfade scharf an, ehe er entgegnete:

„Und doch ist der Betrogene nicht immer ein Narr, der Betrüger aber stets ein Schurke!"

„Ich habe nichts entgegen zu halten," sagte der Höfling, noch immer in dem seitherigen leichten Ton und sichtlich gewillt das Gespräch abzubrechen.

Wildhoff wußte wohl, daß Leith sich nur in dem Ton bewegte, der unter der „feinen Männerwelt" nicht so ungewöhnlich war. Dennoch fühlte er sich empört über so offen dargelegte Frivolität eines Mannes, der sich den Anschein gab, als strebe er nach Ida's Hand. Er wollte vielleicht den Höfling zu einer offenen Erklärung nöthigen, als er nach einer eingetretenen Pause sich wieder mit den Worten zu ihm wandte:

„Herr von Leith, Sie werden dem Vetter der Dame, welcher Sie unverkennbar Ihre Huldigungen darbringen, wohl den Wunsch gestatten, darüber unterrichtet zu werden, ob das Ihre wahren Anschauungen sind."

„Herr Wildhoff," entgegnete darauf der Officier, „statt aller Antwort gestatten Sie mir die Gegenfrage, ob Sie von der Dame beauftragt sind, sich darnach bei mir zu erkundigen? — Ihre Miene sagt Nein, und Ihr Mund ist aufrichtig genug, nicht Ja zu sagen. Das kann mir vollständig genügen. Jedenfalls existirt keine Verpflichtung für mich, jemand anderem als Ida selbst und ihrer Mutter, Aufklärungen über meine Ansichten zu geben, und beide verlangen nichts dergleichen, weil sie voraussetzen, daß ich genau wis-

sen werde, was ich vor und nach meiner Verheirathung zu denken und zu thun habe. Es sind überhaupt Fragen von so discreter Natur, daß man meinen sollte, man müsse wenigstens durch Unbetheiligte nicht zur Erörterung derselben gedrängt werden. So urtheilt wenigstens mein Gefühl."

„Ihre Darlegung könnte mir genügen, Herr v. Leith," sagte jetzt Wildhoff weniger verletzt, als beruhigt. „Auch mein Gefühl sträubt sich vor Berührung so zarter Verhätnisse. Dennoch —"

„Dennoch," fiel der geschmeidige Officier ein, „waren Sie durch meine leichtfertigen Aeußerungen veranlaßt, ich weiß es. Lassen wir es nunmehr auf sich beruhen, lieber Wildhoff! Wir werden doch mit solchen Contreversen nicht unter die Damen treten wollen. Sehen Sie doch! Welche reizende Gruppe!"

Und nun gesellten sich die beiden Herren zu den im Berggrase umhersitzenden Frauen und Mädchen. Daß sich Leith an die Seite Ida's niederließ, war selbstverständlich. Irene erröthete leise, als sich Wildhoff neben ihr in's Haidekraut lagerte und ihr froh in das glühende Antlitz sah, während die Abendsonne bereits ihre letzten Strahlen durch die grünen Wedel der Fichten herein warf und den anmuthigen Kreis, wie

den Bergwald in rosige Pracht kleidete. So unbefangen heiter wie einst konnte sie ihm jetzt nicht mehr begegnen. Aber die leise Wallung des Bluts in ihrem Antlitze verrieth, daß sie glücklich war. Und so war der Abend gekommen. Als man zu den Tischen zurückkehrte, war die Sonne schon hinter dem westlichen Ufer des Sees hinab.

Herr von Helming und Frau von Luckner saßen noch immer einander gegenüber in den grünen Fichten. In ihrem Auge schimmerte es feucht; das seinige war hinaus auf den See gerichtet, der jetzt in wunderbaren Farbentönen, einem meilenweiten Metallspiegel gleich, draußen lag unter der Glorie des Abends. Tiefe Bewegung spiegelte sich in der Miene der schönen alten Frau. Draußen wogte und wallte die Fluth wie geschmolzenes Gold mit Rubinen und Topassen überstreut. Die Berge ragten violett in das Abendfeuer hinein und schauten groß und hehr, wie in schöner Stunde vor langen Jahren, auf die erglühende Landschaft herunter, durch welche der verklärte See fluthete. Es war eine unbeschreibbare Pracht, wie sie dort aufblüht, wenn der Tag zur Neige geht. Und in diese Herrlichkeit sahen die Beiden noch still hinein, als sie schon von den Ihrigen

mit frohem Geplauder umringt waren. Was mochten sie sich erzählt, was anvertraut haben!

Herr von Helming ergriff jetzt die Hand seiner Gattin.

„Es ist Zeit zur Heimkehr," sagte er. Und man erhob sich.

Frau von Luckner hatte versprochen gehabt, den schönen Abend bei einer der anwesenden Familien, weiter unten am See zuzubringen. Sie fühlte sich jedoch zu ergriffen, als daß sie ihrem Versprechen nachzukommen vermocht hätte, darum schützte sie leichtes Kopfweh vor und erlaubte ihrer Tochter, allein die Gesellschaft zu begleiten und bei ihren Freundinnen zu verweilen, bis der Mond den Heimweg beleuchte.

„Da Heinrich kaum Zeit haben wird, Dich zurück zu geleiten," sprach sie mit einem fast wehmüthigen Lächeln, „werde ich Dir Jeanette schicken!"

Ueber Leiths Antlitz flammte es dabei in dunkler Gluth, als er nach Ida hinüber sah. Diese glänzte vor Freude, da sie sich der scheidenden Gesellschaft anschloß, während ihre Mutter sich in die Gemächer des Schlößchens zurückzog, um den Abend in Einsamkeit und Stille zu verleben. Und nun ging man den kurzen Weg durch den Wald, bis zu den nächsten An-

siedlungen zurück, stets mit dem Blicke auf den flammenden See, dessen Welle wie flüssiges Feuer an das Ufer schlug und die Kiesel desselben wusch. Der jenseitige Strand stand drüben wie eine dunkle Mauer in der Pracht des Abends und setzte, als schwarze Linie, seinen Fuß in den flammenden Seespiegel. Das diesseitige Ufer lag in Licht und Glanz. Und Feuer und Flammen glüheten auch in den Augen Leiths und Ida's, Licht und Glanz strahlten aus denen Wildhoffs und Irenens, da sie so still neben einander am verklärten See hinunter schritten und nur hie und da die Feier in ihren liebevollen Seelen durch ein wenigsagendes und vielverhüllendes Wort unterbrachen.

Bald nachher stand Wildhoff in der Dämmerung des Abends allein am Strand und sah hinaus in die leise athmende Fluth, welche die Glorie des Himmels und der Erde spiegelte. Da draußen in der Gluth und Pracht schwammen hunderte von Gondeln und Segelschiffen; der Abend hatte sie herausgelockt auf den See in seiner schönsten Stunde. Aber nur einem der Kähne folgten seine Augen in den unendlichen Glanz hinaus, einem, der all sein Glück umfaßte.

Und der Abend ergraute mehr und mehr.

Schon liefen der Schifflein viele an den Strand, und Wildhoff stand und sah noch immer hinaus.

Da legte sich ihm eine schwere Hand auf die Schulter und eine kräftige Stimme dröhnte ihm in die Ohren, daß er sich rasch umwandte.

„Glücklicher Träumer!“ sagte der Gerichtsrath Brand, der ihn vom Gasthause aus schon lange beobachtet hatte. „Sie holen nichts mit ihren Augen zurück, und andererseits werden Sie bei der übrigen Gesellschaft Ihres schönen Bäschens nicht vermißt. Also auf, und begleiten Sie mich den Strand hinan, den ich in solcher Stunde so gerne wandere. Wir wollen uns alles Erdenglücks und hesperischer Nächte erinnern. Trinken wir zuvor noch eine Flasche zusammen zum Gruße der Nacht.“

Der Gerichtsrath wollte noch in der Nacht nach einem zwei Stunden oberhalb gelegenen Lieblingsorte am See wandern. Wildhoff willigte ein, ihn zu begleiten, wollte aber dem Gerichtsrath die Flasche allein überlassen und unterdeß von einem seligeren Tranke auf dem See draußen genießen. Leicht war ein Kahn gelöst und mit einigen kräftigen Ruderschlägen hinausgetrieben in die anprallende Fluth. Sein Ruder schlug in grünes Gold, denn noch

glühete der See fort, wenn auch allmählig vor dem blasseren Lichte des aufsteigenden Mondes erbleichend. Wie ein Pfeil glitt der leichte Kahn über die glatte Fläche hin, bis in's bewegtere Wasser, — stets in der Richtung, in welcher Irene mit ihren Eltern gefahren war, als ob er sie noch ereilen, ihr nochmals in die lieben, lieben Augen sehen müsse. Einzelne Schifflein schwammen noch an ihm vorüber; von den meisten tönte Gesang, von andern Lachen und Kichern aus Männer- und Mädchenkehlen. Dann wurde es allmälig öder und stiller auf dem Wasser.

Wildhoff fuhr mit allen Kräften zu, als die Nacht sich schon völlig über dem weiten See niedergelassen hatte und nur der Mond von Osten her die Fluth erhellte. Vor ihm in derselben Richtung tauchte ein Kahn auf, der ihm entgegen kam und, vom weißen Schaum umspritzt, eine einzelne Dame trug, welche den Nachen gewandt leitete. Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr dabei der eleganten Schifferin; ihr Kahn fuhr im Halbkreis um den Wildhoffs und suchte an seiner Seite anzulegen. Als er die Absicht der Dame erkannte, gebot ihm die einfache Artigkeit seine Ruder ruhen zu lassen, und so kam die schöne Gondoliera rasch heran. An den

wallenden Locken, an der schlanken Gestalt mit der üppigen Fülle, an den blühenden Wangen hatte er die lebhafte Pauline erkannt, welche ihm den ganzen Sommer über hier am See häufig begegnet war.

„Ei, Fräulein Langenbècque, noch so spät auf dem See!“ rief er ihr freundlich zu. „Fürchten Sie sich nicht in dieser Einsamkeit auf dem tiefen Wasser?“

„Ich habe keine Furcht!‘ sagte sie, als sie näher kam und nun an seiner Seite schaukelte. Es lag ein, bei ihr ungewohnter, Ton von Schmerz, ja von Verzweiflung in ihrer Stimme, da sie fortfuhr:

„Was soll ich fürchten? Die Tiefe des Sees? Ich wollte, ich läge da unten!“

„Um Gotteswillen, Fräulein Langenbècque,“ rief Wildhoff wirklich betroffen und erschrocken. „Was denken Sie? Was haben Sie?“

„Nichts, als daß ich sterben möchte!“ sagte das sonst so heitere Mädchen düster. „Sterben, jetzt gleich!“

„Ich bitte Sie!“ rief er jetzt wirklich bestürzt über die verzweiflungsvolle Sprache des jungen Geschöpfes. „Wie kommen Sie auf solche entsetzliche Gedanken?“

„Meinen Sie,“ fragte sie herüber, „es sei so schwer zu sterben?“

„Gewiß, wenn man so jung, so liebenswürdig ist, so geschaffen zum Beglücken und beglückt zu werden!“

„Beglücken und beglückt zu werden,“ wiederholte sie indem sie mit einem langen traurigen Blicke herüber sah, „dazu sei ich geschaffen, sagen Sie?“

Wildhoff begann zu ahnen, was sie bewegte und quälte. Er konnte diesen Blick, diesen Ton nicht mißverstehen. Tief ergriffen, von Mitleid durchschüttert sah er auf das arme Mädchen, das jetzt die Ruder hatte sinken lassen und ihre Hände vor ihr Gesicht legte, um sich einem Ausbruch des Schmerzes zu überlassen, der leidenschaftlich wie ihr ganzes Wesen sich ergoß. Ihre Brust wogte und wallte stärker als die Seefluth, und krampfhaftes Schluchzen würgte ihre Kehle.

Eine Zeit lang ließ er sie gewähren, indem er in großer Pein nachsann, wie er ihren Schmerz bannen sollte. Er brauchte sie nicht weiter zu fragen, er wußte nunmehr, daß sie Irenen auf dem See begegnet war, daß sie ahnte, wo die Familie v. Helming den Abend verbracht und wem nun sein eigner Kahn nachstrebte.

Als endlich die Heftigkeit ihres Schmerzes sich wieder etwas gelegt hatte — und das geschah

zum Glücke bald — reichte er ihr die Hand hinüber, indem er ihr in freundlicher, herzlicher, liebreicher Weise zusprach, sich zu fassen. In beredter Weise apellirte er an ihren Muth, ihren Verstand, an ihre Jugend und Schönheit, welche sie zur Ueberwindung jedes Leides befähigen müßten, und er hatte die Genugthuung, daß sie das Haupt wieder emporrichtete und die Ueberzeugung mit fortnahm, der, den sie liebte, verachte sie wenigstens nicht und hege keine Gleichgültigkeit gegen ihren Schmerz. Ihre Versicherung zum Abschied, daß er ihr nicht mehr so spät auf dem See begegnen werde, schienen einen bestimmten Entschluß auszudrücken, der ihn beruhigen konnte, als er ihrem dahinschwebenden Kahne nachschaute. Leicht, gewandt und kräftig lenkte sie diesen über den See hin, daß er bald seinen Augen entschwand. Dann blickte Wildhoff an's westliche Ufer hinüber, wo schon die angezündeten Lichter wie Feuerfunken im Wasser sich spiegelten. Dort mußte Irene jetzt schon angelangt sein. — Gab es denn kein Glück auf Erden, das nicht auf andere als ein Unglück wirkt? — Nachdenklich wandte er den eignen Kahn und fuhr rasch dem östlich verschwimmenden Strande zu.

Dort empfing ihn der Gerichtsrath Brand mit Neckereien, die er ziemlich schweigsam hinnahm. Der Aufbruch wurde nicht länger verschoben, denn längst schon war der Mond über die Fichtenhöhe emporgestiegen und schien freundlich auf die Gärtchen der Landhäuser am Wege. Beim Vorüberkommen fragte Wildhoff in einer der Villen nach Ida und erhielt die Auskunft, daß Fräulein von Luckner schon vor einer Viertelstunde von dem Kammermädchen abgeholt worden sei und bereits zu Hause angelangt sein müsse. So schlug er denn mit dem Gerichtsrathe Brand dessen Lieblingsweg hart am Ufer ein.

Es war eine wundervolle Nacht. Der See hatte längst seine blendenden Lichter verloren, und seine Fluth spiegelte nur noch den milden Schein des Mondes. Die Waldbäume und Hecken warfen die Zeichnung ihres Schattens auf den Weg. Leise athmend pochte der See an den Strand, wollüstig strichen laue Lüfte durch die säuselnden Fichtenwedel. Da wo links ein Waldpfad sich von dem Wege abzweigte, machte ein Geräusch Wildhoff zufällig aufschauen. Und er glaubte im Schatten der Bäume eine Gestalt, ja zwei sich bewegen zu sehen. „Warum soll ich nicht nachschauen, was das ist?" sagte Wildhoff zu sich

selbst, winkte seinem Begleiter, ihn für einen Augenblick zu entschuldigen, und trat etwas vom Wege ab in den Pfad ein. Er hatte nur wenige unhörbare Schritte auf dem grasigen Rande desselben gemacht, als er wirklich zwei Gestalten, etwa dreißig Schritte vor sich, in's volle Mondlicht heraustreten sah. Augenblicklich verschwanden jedoch dieselben wieder im Schatten des Dickichts. Wildhoff blieb stehen, nachsinnend, ob er sie weiter verfolgen solle, was ihm jedoch zuletzt kaum thunlich erschien. Und so kehrte er zu dem Gerichtsrathe zurück und schritt mit ihm weiter.

„Wäre Jeanette nicht schon mit Ida heimgekehrt,“ sagte er zu sich selbst, „so wollte ich darauf schwören, ich habe sie dort mit dem kleinen Arthur Maier auf den Pfaden der Liebe gesehen! Wer mag das Paar gewesen sein?“

Die launigen Bemerkungen seines Begleiters entrissen ihn dem Nachdenken darüber, und bald fesselte ihn ein heimliches Gemälde voll poetischer Anmuth. Ein schöner Wiesenplan halb beschattet, halb im sanften Lichte der Mondnacht, öffnete sich, — Fontänen rauschten und blickten wie flüssige Silbersäulen her, hinter welchen das hohe Gebäude, welches Frau v. Luckner nebst andern Sommergästen bewohnte, von

Fichten umstarrt emporstieg, — ein Gebilde der romantischen Schule, ein Tieck'sches Waldschloß, eine Eichendorff'sche Scene. Am Giebel des Schlößchens lag heller Mondschein und glänzte blendend in den zahlreichen Fenstern. Einige derselben waren roth beleuchtet, — wie von Karfunkelglanz blickten sie in die mondhelle Nacht und in den Schatten des Waldes heraus. Auch im Zimmer der Frau v. Luckner war noch Licht. Welchen Empfindungen mochte sie sich hingeben, welchen Gedanken nachhängen? Die Zimmerfenster Ida's waren dunkel, — das schöne Mädchen schlief also schon, — während aus andern Fenstern lockige Häupter schauten, dem schmeichelnden Klange der Cither lauschend, welche durch die Fichtenkronen von dem grünen Plätzchen auf der Seekante hertönte, wo Nachmittags der anmuthige Kreis von Herren und Damen geweilt hatte und nun junge Bursche sich mit Saitenspiel vergnügten. Die ganze Scene hatte mährchenhaften Reiz, zu welchem die magische Zusammenwirkung verschiedenen Lichtes und Schattens, das Rauschen der Springbrunnen und Wallen des Sees, das Sausen der Fichtenkronen und das sanfte melodische Spiel der Cither gleich beitrugen. Die Poesie des Ortes ließ auch den Gerichtsrath nicht ungerührt.

Die zwei Gesellen Eichendorffs fielen ihm ein, die singend am Bergabhang hinwandern, daß ihr Lied von schwindelnden Felsen, rauschenden Wäldern, stürzenden Bächen und wallenden Seen „die stille Gegend entlang“ klingt. Und laut sprach er nun im Vorübergehen die herrlichen Verse:

„Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wenn der Lautenklang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.“

So waren sie zwischen den Blumenbeeten hin am Schlößchen vorüber gekommen, als der Gerichtsrath wieder anhub:

„Solche Nächte erwecken in mir die alte Sehnsucht nach Italien, obgleich sie dort kaum schöner sein können, als hier an diesem Strande. Denken Sie, lieber Wildhoff, ich habe vorhin einen Höfling und einen Gerichtspraktikanten beneidet. Wie der Mensch doch herunter kommen kann.“

„Und wo kamen Ihnen so niedere Gedanken und weswegen?“ fragte Wildhoff zurück.

„Herr v. Leith in vertraulichem Gespräch mit der kleinen Kratzbürste — beide für den ganzen Sommer im Genusse dieser herrlichen Seelandschaft, und nun der Eine noch mit der Aussicht auf einen Winter im Süden. Herr v. Leith wird ja in den nächsten Tagen schon den König nach Rom und Neapel begleiten."

„Nach einigen Wochen, wollen Sie doch sagen," entgegnete Wildhoff, dessen Aufmerksamkeit jetzt in unruhiger Weise erregt war, so daß er selbst mitten im Wege stehen blieb.

„In einigen Tagen, wie mir einer der Cabinetsräthe sagte, den ich unten im Kaffeehause traf," versicherte der Gerichtsrath.

„Und dort sahen Sie auch Herrn v. Leith im Gespräch mit Arthur Maier?"

„Mit dem kleinen kratzbürstigen, literarischen Rechtspraktikanten Arthur Maier," erwiderte der Gerichtsrath. „Und zwar, während Sie selbst in Andacht versunken am See standen und der reizenden Blondine sehnsüchtig nachschauten."

Nur noch wenige Schritte kamen die beiden miteinander, und wieder blieb Wildhoff stehen.

„Herr Gerichtsrath, ich muß mich verabschieden

und Sie allein den schönen Weg zurücklegen lassen," sprach er, seine Hand hinreichend. Darauf kehrte er rasch in der Richtung des Schlößchens um, während der Gerichtsrath ihm zuerst kopfschüttelnd nachschaute und dann seines Weges schritt.

Voll Unruhe kam Wildhoff zum Schlößchen zurück. Er sah zu dem Stockwerke empor, wo seine Tante wohnte. In deren Zimmer war immer noch Licht, während viele vorhin noch beleuchtet gewesenen Fenster jetzt dunkel waren. Sollte er hinauf zur Tante und sie fragen, ob Ida schon zurückgekommen? Sollte er ihr seine eigne Unruhe mittheilen? Während er noch unentschlossen stand, klirrte oben ein Fenster, als ob es geöffnet würde. Seine Tante schaute in die helle Nacht hinaus und zwar in der Richtung, aus welcher Ida kommen mußte. So trat er aus dem Schatten des Gebäudes in's Mondlicht auf den Rasen und hatte durch das Geräusch seiner Tritte ihre Aufmerksamkeit erregt. Sie sah scharf herab.

„Tante," sagte er leise, „ich bin's, Heinrich."

„Bist Du ohne Ida zurückgekommen?" fragte sie herunter, und als er erwiderte, er habe sie nicht wieder gesehen, bat sie: „So sieh' Dich doch um, wo sie bleibt."

Der Auftrag beschwichtigte seine Bedenken, und mit raschen Schritten eilte er dahin, dem Orte zu, wo er Jeanette mit dem kleinen Arthur Maier gesehen zu haben glaubte. Er war noch nicht weit gekommen, als er da, wo der Weg auf ziemliche Länge hin übersehbar war, zwei Männergestalten vor sich herwandeln sah, die rasch zuschreitend bei der nächsten Biegung seinem Blicke schon entschwunden waren. Als er dann vor das Gehölz hinaus kam, wo die Ansiedelungen wieder beginnen, bemerkte er, daß dieselben Gestalten einen Kahn gelöst hatten und sich demselben anvertrauten. Näher kommend erkannte er die im Mondlichte blitzenden Epauletten einer militärischen Uniform. Der Kahn trieb jedoch schon in den See hinaus, und ein Gelächter tönte über das Wasser herüber, da Wildhoff's Gestalt auf dem Steg über dem Wasser auftauchte.

Die Nacht ward immer lichter, die Ruhe immer feierlicher, da er den Rückweg zum Schlößchen einschlug. Aber sein Gemüth nahm den Eindruck nicht auf. Die Fontänen vor dem Schlößchen rauschten „verschlafen" in das Wasserbecken, unter den Fichten war es still geworden, die Fenster des Schlößchens verdunkelt, die Lauscherinnen verschwunden. Nur die

Fenster von Ida's Zimmer waren jetzt beleuchtet, und ihre unverkennbare Gestalt erschien für einen Augenblick in demselben, um auf den Wald und See hinaus zu blicken. Sie war also inzwischen heimgekommen.

Wildhoff suchte jetzt sein eignes Zimmer auf und bedurfte lange Zeit, um einschlafen zu können. Dann träumte er jenen schauerlichen Traum Ida's, den ihm einst die Tante mitgetheilt hatte.

Als er andern Tags mit Ida zusammentraf, erröthete sie. Als er sie fragte, ob Herr v. Leith wirklich schon heute oder Morgen abreise, erblaßte sie. Und als später Herr v. Leith selbst kam, um in überraschender Weise anzukündigen, daß er schnell in die Stadt zurück müsse, da der König unerwartet seinen Reisebeschluß ganz plötzlich und rasch zur Ausführung bringen wolle, da weinte sie in beklemmender Angst. Aber Erwins süße, schmeichlerischen Worte trösteten sie wieder halbwegs. In vier oder fünf Wochen müsse er ohnehin wieder zurück in die Heimath, und dann — sie lächelte über das, was nach seiner Versicherung dann erfolgen solle. Auch Frau v. Luckner ward völlig beruhigt über die Abreise. Ida aber weinte doch bittere Thränen, als er ihr endlich die Hand entzog, um zu gehen.

Und als sie ihm dann noch vom Fenster aus unter Thränen nachwinkte, da warf er einen letzten, langen Blick zu dem schönen trauernden Mädchen empor.

„Es ist wirklich schade!“ sagte er seufzend bei sich. „Aber — wer sagte es doch? er hatte leider Recht: man wird alles satt, mein Engel, — auch die Engel.“

Zwölftes Capitel.

Erzählt, wie sich ein Aesthetiker versteigt.

Und der Herbst war gekommen, mit ihm lange Abende, kühle Nächte, nebelige Morgen und kurze, aber heitere Tage. Die meisten Sommergäste hatten die Ufer des schönen Sees verlassen und waren zur Hauptstadt zurückgekehrt. Auch Frau v. Luckner mit ihrer Tochter war heimgezogen. Nur die Besitzer von Landhäusern und wenige fremde Familien, welche sich auf den weiten Umfang des Sees vertheilten, wollten aushalten, so lange das Wetter es erlaubte. Zu ihnen gesellten sich Andere, welche gerade jetzt den wieder leer gewordenen See aufsuchten, um ihn in der herbstlichen Pracht seiner Ufer zu genießen.

Auch die Familie Helming gefiel sich noch immer an der herrlichen Landschaft und bewohnte eines der freundlichen Häuser auf den westlichen Uferhöhen, aus dessen Fenstern man einen wundervollen Blick auf Gebirg und See hatte. Irene freute sich dieser

Natur von ganzer Seele, aber sie erschien ihr doch allmählig nur an den Tagen in ihrer vollen Herrlichkeit und Pracht, wenn sie Wildhoff in derselben wußte. Kam er, so schien die Landschaft ein Feierkleid anzulegen, — ging er, so legte sich ein Schleier um See, Matte und Berge und Alles erschien ihr grau und ohne Glanz. An den Tagen, wo er nicht da, war ihr Nebel und Regen einerlei und der Sonnenschein that ihr leid. So lebte sie dahin. Sie hatte bereits gelernt, mit vollem Vertrauen an ihn zu denken, auf seine Liebe zu bauen, wenn auch noch kein Geständniß über seine Lippen gekommen. Als er aber eines Tages kam und mit glücklicher Miene sagte, daß er sich nun auch auf längere Zeit Ruhe gönnen dürfe und seine Arbeiten für's Erste zu einem Abschluß gebracht habe, daß er nun Tag für Tag sie sehen und sprechen könne, da kannte ihr stilles Glück keine Grenzen.

Als Frau von Luckner zur Stadt zurückkehrte, war der Neffe nämlich daran, auf einige Wochen ganz an den See überzusiedeln. So weit sein Werk schon veröffentlicht war, hatte es — trotz einiger hämischer Besprechungen in Blättern, welche von Casimir Bader und Arthur Maier beeinflußt waren — eine außer-

ordentlich günstige Aufnahme in urtheilsfähigen Kreisen gefunden. Nachdem Wildhoff weder durch Gunst noch Intrigue etwas zu erreichen gesucht, durfte er von der Wirkung des Buches manches hoffen, wenn keine sogenannte sichere Stellung, so doch eine auf die Theilnahme des kunstsinnigen Publikums gestützte fernere literarische Thätigkeit, welche in Verbindung mit den Einkünften seines Vermögens ihm eine hinlängliche Basis für die Gründung eines eignen Heerdes bot. So sah er die Zeit herannahen, wo er ohne Gewissenszweifel und Bedenken das Geständniß aussprechen durfte, das seine Augen schon längst gemacht und das ihm eine Zukunft voll unendlichen Glücks verhieß. Wohl wußte er, daß Irene durch das Vermögen ihrer Mutter in Stand gesetzt war, sich einst ganz den Mann nach eigener Wahl und ohne Rücksicht auf dessen Einkommen zu suchen. Aber Wildhoff war ein zu männlicher und stolzer Charakter, um das auch nur im Geringsten in Berechnung zu ziehen. Was das Leben zu gedeihlichem Fortkommen verlangte, das wollte Er der Erwählten seines Herzens, seinem geliebten Weibe bieten. Von ihr verlangte er nichts, als Liebe.

Als ein Glücklicher kam er also zu längerem

Aufenthalte an den See. Denn auch die Besorgnisse, welche er manchmal ob des Ausgangs hegte, den die Leidenschaft seines Bäschens für den in Rom weilenden Günstling des Königs nehmen würde, waren durch die Zuversichtlichkeit von Mutter und Tochter allmählig beschwichtigt worden; und Pauline Langenbècque trat ihm seit jener leidenschaftlichen Begegnung auf dem See nicht mehr in den Weg und schien getröstet. So konnte er mit heiterem Gemüthe all' seine Zeit der Familie Helming widmen. Er plauderte mit der Mutter, schwärmte und scherzte mit Tante Wanda, besprach sich über Kunst und Archäologie mit dem Vater und — neckte sich zumeist mit dem holden blonden Liebling Aller, wenn er nicht den innigen Worten ihrer sanften Stimme über Natur und Poesie lauschte. Dabei verlor er sich nie in bloße Galanterie. Ja, bei Irenen vergaß er alle jene kleine Artigkeiten, die er andern Frauen, welche ihm gleichgültig waren, noch erweisen konnte. Und er wußte, daß sie dergleichen nicht von ihm erwartete, oder verlangte. Wenn er aber mit ihr in die große, schöne Welt hineinsah, auf die blaue Fluth, die grünen Matten vor ihnen und die erhabene Gebirgsreihe in der Ferne, da las sie in seinen Augen, daß ihm all die Schönheit nur

noch schön däuchte, weil sie ihr Freude machte. Der See wallte nur noch ihretwegen da unten, die Sonne kleidete sich nur noch ihr zu Liebe in die verklärende Pracht des Abends, und er selbst bewunderte die Welt nur noch, weil in derselben das holde Mädchen athmete, das da so glücklich und bewegt neben ihm in das Alles hineinschaute.

Auch die einsamen Stunden in seinem Gastzimmer waren nur noch ihr gewidmet. Mit Vergnügen erinnerte sich Irene an die reizenden italienischen Villen an den lombardischen Seen. Nun zeichnete er an einem Plan, wie er sich ihre künftige Wohnung mit Altanen, Gärten und Terrassen dachte, führte den Grundriß und Zeichnung mit Genauigkeit aus und brachte das erdachte Haus auf dem Papier in perspectivische Verbindung mit der Umgebung, indem er reizende landschaftliche Architekturbildchen schuf, deren Staffage immer wieder die holde Gestalt bildete, in welche sich der ganze Inbegriff seines Empfindens, seiner Liebe gekleidet hatte. —

Nun war es ein milder, sonniger Herbsttag. Die große, feierliche Ruhe des Mittags lag von den Alpen her über allen Wäldern des Hochlandes; gleichsam schlafend ruhte der weite See in seiner grünen

Wiege, wenn man von der belebten Terrasse des Gast-
hauses auf der Höhe hinein schaute in all' die stille
Herrlichkeit. Aber wenige von Denen, die dort aßen,
tranken und plauderten, sahen hinaus, sondern waren
noch allzusehr beschäftigt mit den materiellen Genüssen
des Platzes.

„Die Hühner waren ausgezeichnet. Du mußt
übrigens das da nicht auch noch anschneiden, wenn
Du keinen besondern Appetit mehr fühlst, lieber
Casimir!" sagte die Frau Professor Bader zu ihrem
Manne.

„Ich finde die Speisen doch gar zu schlecht zu-
bereitet. Wir sind es zu Hause anders gewöhnt,
liebe Frau von Fuchs!" sprach Frau Langenbècque
über den Tisch hinüber.

„Im Gegentheil, ganz im Gegentheil," bemerkte
Frau von Fuchs. „Versuche doch noch diesen schmack-
haften Braten, Felix!"

„Eine Flasche St. Julien!" sagte der Notar
Wolf laut zur Kellnerin und aß eifrig fort, während
Herr Arthur Maier ohne Laut sein leeres Bierglas
hinschob, wohl ein Zeichen, daß er seinen literarischen
Leistungen noch immer keine Pension, oder doch nur
eine sehr geringe zu verdanken hatte.

„Grand vin château Lafitte!“ befahl der Bankier Verdelli, langweilig und verdrossen über seine wohlbesetzte Tafel blickend. „Man muß den Leuten, wenn man's kann, doch etwas zu lösen geben.“

„Ich denke genau ebenso,“ fiel hier der Kunstverleger Langenbècque ein, indem er sich von seinem Tische zu dem Bankier herüber beugte. „Das erinnert mich an einen meiner Freunde in England, — die Geschichte muß ich Ihnen doch erzählen, Herr von Verdelli.“

Hastig sprang Herr Felix von Fuchs von seinem Stuhle auf, der in Hörweite dieser Geschichte stand. Der junge Mann war überhaupt etwas verdrießlich. Weder Pauline noch sonst eine hübsche Dame befand sich heute hier, sondern nur Männer, Weiber, Kinder und kleine Mädchen, deren Aufmerksamkeit zu erregen sich nicht der Mühe verlohnte. Und doch hatte er ein Paar Glanzstiefeln an, welche bei jedem Tritte seltene, auffallende Töne von sich gaben. Das Knarzen der Fußbekleidung hielt aber Herr Felix für ein Haupterforderniß vornehmen und eleganten Auftretens. So ging er und suchte sich im Hause einen günstigeren Schauplatz und ein feiner würdigeres Publikum. Oben im Saale hatten drei Herren gespeist, welche

am See heraufgekommen waren und nun etwas abgemattet auf Stühlen und Bänken der Ruhe pflogen. Felix hatte, trotz ihrer unscheinbaren Reisejoppen, hauptstädtische Cavaliere in denselben erkannt und ging nun mit Haltung und Miene eines Stutzers im Saale auf und ab, um sich im Glanze seiner knarzenden Stiefeln zu zeigen.

„Sapristi!“ rief jetzt einer der Cavaliere unmuthig. „Was soll diese Musik hier? Wie, Schönthal? Kannst Du dabei noch schlafen? Geben wir dem Jungen einen Groschen, damit er uns verschone.“

„Niedersitzen oder hinaus mit ihm!“ brummte der dicke Schönthal von seiner Bank her.

Felix ward zwar roth, fand es jedoch erst recht nothwendig zu imponiren, indem er seinen lauten Spaziergang im Saal fortsetzte. Da erhob sich der dicke Schönthal von seinem ohnehin unbequemen Lager und sprach mit drohender Miene:

„Wenn Sie uns mit dieser Ohrenpein nicht sogleich verschonen wollen, so —“

„Nun so?“ fragte jetzt Felix keck.

„So laß ich Sie zum Fenster hinausfliegen!“

Auf dieses hin schien es Herrn Felix von Fuchs

doch angemessen, lieber den Ausgang durch die Thüre zu suchen. Er ging hinunter auf die Terrasse und wandte sich alsbald an den Notar Wolf, von dem er wußte, daß er ein alter Corpsstudent war.

„Herr Notar,“ sprach er mit bedeutungsvoller Miene. „Ich habe Sie in einer höchst wichtigen Angelegenheit um Rath zu fragen. Sie kennen ja den Comment?“

„Ja!“

„Nun, einer der Herren oben — Graf Sporn ist dabei — hat gesagt, er wolle mich zum Fenster hinaus fliegen lassen.“

„Er setzte wahrscheinlich voraus, daß Sie fliegen könnten, — das ist keine Beleidigung.“

„Nein, er meinte schon: hinauswerfen.“

„War's Parterre?“

„Nein, oben!“

„Nun ja!“ sagte der Notar Wolf. „Sehen Sie doch, vor den Fenstern läuft die Galerie hin, dort liegen Decken zum Trocknen ausgebreitet. Sie wären demnach nicht hoch und nicht zu hart gefallen. Es hätte also nicht viel zu bedeuten gehabt.“

„Sie meinen wirklich, daß ich's auf meiner Ehre sitzen lassen könne?“

„Ganz und gar!“ sprach der Notar und trank sein Glas aus.

Jetzt erschien Wildhoff, der im Gasthofe wohnte, auf der Terrasse und wählte sich seinen Platz an des Notars Tisch. Sie kamen bald auf den neuberufenen Balldirector zu reden und von diesem ab auf Politik, — für Felix ein langweiliger Gegenstand. Er suchte nach anderer Unterhaltung und konnte sie auch in dem Vortrage nicht finden, den eben Professor Bader über sein Lieblingsthema, das Walten der sittlichen Weltordnung, hielt. Mehr Spaß machte ihm, wie die Kinder des Professors mit dessen Hut spielten und ihn endlich am Rande der Terrasse liegen ließen. Da kam Herrn Felix eine ingeniöse Idee, welche ihm viel Kurzweil versprach. Harmlos ging er am Rande der Terrasse hin und gab dabei dem Hute des Professors mit seinem eleganten Stöckchen heimlich leichte Stöße, bis derselbe in den Hof hinunterollte. Ebenso harmlos schritt Felix nun die Stufen hinunter, nahm dort unbemerkt den Hut und schlich sich damit hinterm Dorfe hin, wo er an einer Scheune einige Stangen bemerkte, von welchen er die höchste nahm und gegen einen Birnbaum im Felde hinschritt. Den Hut auf die Spitze der Stange setzend, hing er ihn an die höch-

sten Zweige des Baumes, worauf er die Stange wieder zurücktrug und seines Werkes froh auf die Terrasse des Gasthauses zurückkehrte. Seine Abwesenheit war gar nicht bemerkt worden. Da Professor Bader mit seinem Vortrage noch nicht zu Ende, wartete Felix mit Ungeduld auf den Schluß.

„Es ist Ihnen heiß geworden," fing er dann an indem er gegen den Professor sich heuchelnd verbeugte, „die Luft aber etwas kühl. Fürchten Sie nicht, sich so mit bloßem Kopfe zu erkälten?"

Der Professor langte mechanisch nach der Stelle auf der Bank, wohin er seinen Hut gelegt hatte, und sah dann unter dieselbe, auch unter den Tisch.

„Wo ist denn meine Kopfbedeckung?" fragte er jetzt.

„Ich weiß es nicht," sagte Felix mit der unschuldigsten Miene.

„Trudchen, wo ist denn meine Kopfbedeckung?" wandte sich jetzt der Professor an seine Gattin.

„Dein Hut, Casimir? Soll ich wissen, wo Du Deinen Hut hast. Bist vielleicht in der Zerstreuung ohne Kopfbedeckung gekommen."

„Nein. Ich habe sie vorhin an diese Stelle gelegt."

„Ei,“ fing jetzt Felix an. „War es am Ende gar Ihr Hut, was die Katze vorhin im Hofe herumzerrte. Später sprang sie hinter den Häusern in's Feld.“

Auf diese Weise lenkte Felix die Aufmerksamkeit des im Hofe und hinter den Scheunen herumsuchenden Professors allmählig auf den Birnbaum im freien Felde und sah von ferne zu, was der Professor beginnen werde, da dieser endlich seinen Hut in den Zweigen entdeckte. Natürlich griff der Aesthetiker zu dem nächstliegenden Mittel, Steine aufzuklauben und sie nach dem Hute zu schleudern. Jedoch welche Mühe er sich auch gab, welche Kraft und Gewandtheit er auch aufwendete: er traf wohl manche Birne, daß sie herunter fiel, der Hut aber blieb hängen. So sah er ein, daß wenn er zu seiner Kopfbedeckung gelangen wollte, die Ersteigung des Baumes eine unerläßliche Bedingung war. Herr Professor Bader war von ziemlich kleiner Gestalt und hatte besonders kurze Arme und Beine, mit welchen er nun den Stamm umkrallte, um emporzuklimmen, — für Herrn Felix von Fuchs, der von fern zusah, ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Nach einer Viertelstunde voller Mühe und Anstrengung war Professor Casimir Bader auch

bereits einen halben Schuh am Baumstamme emporgeklommen.

Unterdeß hatte sich Wildhoff mit Notar Wolf vom Tische erhoben, um die nahe Anhöhe zu besteigen, welche noch eine umfassendere Fernsicht bot, als die Terrasse des Gasthofes. Der Notar hatte seinen Begleiter gefragt, wie er zu den Bauprojekten des Barons Buchberg stehe, was zu einem Gespräche führte, in dessen Verlauf Notar Wolf sagte:

„Wollen Sie Geld verdienen, so nehmen Sie seine Anträge an, — Sie haben ja nichts mit der moralischen Seite der Speculation zu thun. Im andern Falle haben Sie freilich Recht, Ihre Hand davon zu lassen. Ich sage Ihnen, lieber Freund, die Seele dieses Barons hat den christlichen Staat schon viel, viel Geld gekostet und kostet noch immer. Und doch ist er ein vollkommener Schöps, will z. B. ohne Leidenschaft und Trieb galant und lüderlich scheinen, weil es andere Aristokraten sind, und kommt seinen Verbindlichkeiten gegen das Gemeindewesen jährlich durch einen glänzenden Ball nach, auf welchem sich die ganze hohe Welt einfindet und die Juwelen seiner Frau, die trefflichen Weine seines Kellers bewundert. Das reicht zu seiner Zufriedenheit ein

ganzes Jahr lang. Ein ächtes Muster des Parvenu! Aber, ich bitte Sie, was macht unser großer Aesthetiker! Sehen Sie doch, mit welcher Inbrunst und Zärtlichkeit er den Birnbaum umarmt!"

In der That drückte Professor Bader noch immer den Stamm des Baumes in inniger Umarmung an sein großes Herz, war auch wieder einen Zoll höher geklommen.

„Was machen Sie denn da, Herr Professor?" fragte jetzt Notar Wolf mit Wildhoff näher tretend. „Haben Sie nach Birnen Gelüste?"

„Ach," sagte der Professor schweißtriefend, indem er zu Boden rutschte. „Denken Sie, die ebenso merkwürdige, als auffallende Thatsache: die Katze hat meine Kopfbedeckung in die Zweigen des Baumwipfels aufgehängt."

„Und Sie wollen nun hinauf zu Ihrer Kopfbedeckung?"

„Es wird die natürliche Consequenz sein müssen!" sprach der Professor, indem er seufzend die Höhe des Baumes maß.

„Gut, Herr Professor, Sie sollen hinauf. Steigen Sie über unsere Schultern in den Olymp."

Und die Beiden hoben in bester Laune den

Aesthetiker so hoch am Stamme empor, daß er mit seinen Armen sich an den Aesten festhalten und den Körper nachziehen konnte. Im Weitergehen sahen sie nur noch, wie der Professor nun mit eifriger Vorsicht von Ast zu Ast klomm und sich nicht ohne einige Gefahr zu seinem Ziele emporarbeitete. In Angst und Noth hatte er denn auch endlich dasselbe erreicht und schaute triumphirend von seinem erhabenen Standpunkte in die Welt hinein. Das Niederklettern war in dem Astwerk der Krone nicht allzu schwierig, wurde es aber desto mehr an dem ziemlich hohen Stamme, als er beim Rutschen das Krachen seines Beinkleids vernahm. Rasch zog er sich wieder in die Gabel des Astwerks zurück und untersuchte den Riß, wobei er zu der Einsicht gelangte, daß das Hinunterrutschen an dem rauhen Baumstamme nicht rathsam war. Was aber beginnen? Fliegen konnte er nicht, ein Sprung hinunter war geradezu lebensgegefährlich; also blieb ihm nichts übrig, als zu warten, bis vielleicht der Notar Wolf und Wildhoff zurückkamen, oder sein junger Freund Felix von Fuchs sich zeigte. Jedoch Niemand kam. Und in seinem Freunde Felix täuschte sich Professor Bader ganz und gar. Denn dieser brütete schwarzen Verrath und suchte mit Ungeduld im

Dorfe nach dem Besitzer des Birnbaums, um ihm mitzutheilen, daß draußen Einer in den Aesten sitze und sich an den reifen Birnen gütlich thue.

Der Tag war schön, der Blick auf Gebirg, See und Landschaft äußerst lohnend, allein die Aussicht, den Nachmittag auf dem Birnbaume zubringen zu müssen, dennoch keine verlockende. Wenn Professor Bader sich anstrengte, konnte er das lebhafte Lachen auf der Terrasse drüben hören, wo sich sein Trudchen jetzt unterhielt, ohne ihn zu vermissen, — während ihr Gatte wie ein schlechtgelaunter Buchfink in den Zweigen des Birnbaums saß. Er versank in tiefe Betrachtungen darüber, was die sittliche Weltordnung damit bezweckte, daß sie ihren eifrigsten Propheten an diesen luftigen Ort bannte. Vielleicht bedurfte es nur eines kühnen Entschlusses, mit der Opferung seines Beinkleides rasch hinunter und auf heimlichen Pfaden in den Gasthof zurückzukommen. Muthig schickte er sich dazu an und hatte schon den untern Ast umfaßt, um seinen Körper am Stamme hinunter zu lassen, als er zu seinem Schrecken zwei Damen bemerkte, welche auf dem Raine vom Dorfe herkamen. Schleuniger Rückzug in die Höhe war geboten. Die dichte Baumkrone verdeckte ihn sicher den ungelegenen

Spaziergängerinnen, und wenn sie vorüber, sollte das gestörte Unternehmen um so rascher ausgeführt werden.

Wer beschreibt aber seine Bestürzung, als sich jetzt die ältere Dame behaglich im Schatten des Baumes niederließ, während ihre junge Gefährtin am Raine nach Herbstblumen suchte, sie zu einem Sträußchen band, an den Busen steckte und dann sich ebenfalls auf den trocknen weichen Rasen setzte. Fast erstarrend wirkte aber auf ihn, daß er in der älteren Dame eine seiner begeisterten Verehrerinnen, die geistvolle Schwester des Herrn von Helming erkannte und in dem schönen blonden Mädchen deren bewunderte Nichte ahnte. Sie vor Allen durften ihn nicht in der wunderlichen Situation erblicken, in der er sich befand. Wenn noch etwas seine Pein vermehren konnte, so war es jetzt der Anblick Wildhoff's, der allein von der Anhöhe her kam nud gerade auf den Baum zu schritt, auf welchem er und unter welchem die beiden Frauengebilde saßen. Der Architekt wußte ihn hier oben und unterließ sicher nicht, sich nach ihm umzusehen. Der Angstschweiß trat dem Professor auf die Stirne, als sein Nimbus in solcher Gefahr der Lächerlichkeit schwebte. Er krallte sich

krampfhaft an den stützenden Ast, er rührte sich nicht und wagte kaum zu athmen.

Aber Wildhoff dachte nicht an den Professor in der Höhe, als er erst einmal Irene erkannt hatte. Auch sie hatte ihn bereits bemerkt, wenn er auch von der Rückseite herkam; die Liebe ist gar scharfsichtig. Höher wallte ihr Busen, und eine Blutwelle um die andere drang ihr vom Herzen her durch den zarten Hals in's schöne Antlitz, da sich Wildhoff rasch näherte, während sie sich nicht umzusehen getraute.

Jetzt stand er dicht hinter ihr.

„Wenn ich nicht eine brennende Cigarre bei mir trüge," ertönte seine Stimme, „so würde ich um die Erlaubniß nachsuchen, die Gruppe vervollständigen zu dürfen."

„Vervollständigen Sie doch," erwiderte Wanda. „Wir lieben das narkotische Aroma!"

Wildhoff blickte auf Irenens blütheweißen Nacken, der unter der reichen Fülle ihres goldnen Haares das leise Wallen ihrer Adern zeigte. Dann fing er an:

„Allein Fräulein Irene ist so zart organisirt, daß ich entweder das Rauchen lassen oder wohl vorübergehen muß."

„Ach ja!“ sprach jetzt das junge Mädchen, mit einer Mischung lächelnden Unmuths und holder Verschämtheit die Augen halb zu ihm aufschlagend: „Ich bestehe wohl aus lauter Aether, Duft und Mondschein.“

„Wenigstens haben diese Elemente so viel Antheil an Ihnen, daß ich wohl vorübergehen muß,“ sprach er und machte einige Schritte, als sei es ihm Ernst.

Als er dann stehen blieb und sich umschaute, sah Irene so bekümmert zu ihm her, daß ihn sein Scherz reute. Ihre Lippen waren geschlossen, ihre lieben Augen ruhten mit einem so wehmüthig bittenden Ausdruck auf ihm, daß er ergriffen davon ward und bei sich gelobte, niemals wieder, auch nicht einmal im Scherze, diesem holden, liebevollen, jungfräulichen Herzen einen kummervollen Augenblick zu bereiten. Rasch kam er jetzt heran und sah ihr blos in die wieder leuchtenden Augen, als er sich an ihrer Seite niederließ.

Und nun hatte die Welt vor ihr wieder ihre volle Schönheit gewonnen und spiegelte sich in ungeahnter Pracht in ihren glücklichen Augen. Ihre Worte trugen den Charakter heiterer Innigkeit, auf ihren

holden Zügen ruhte die lächelnde Seligkeit beglückter Liebe. So war sie unvergleichlich schön, und Wildhoffs Augen hingen mit einem Entzücken an ihrem Antlitze, das er kaum mehr zu verbergen vermochte.

Während so über die Schönheit des jungen Mädchens sich eine bräutliche Anmuth, ein ahnungsvoller Reiz breitete, sprach Wanda ihr Leid darüber aus, daß sich zwischen ihrer Familie und Professor Bader, der seit Kurzem hier weile, noch kein näheres Verhältniß angebahnt habe, ja daß Bruder Helming und der geistreiche Aesthetiker sich noch nicht einmal persönlich kennten. Wildhoff meinte, Irenens Vater und Professor Bader würden auch kaum Gefallen aneinder finden. Dort gründliches positives Wissen, scharfe Urtheilskraft und innerer Werth ohne Ostentation; hier unvergohrene Belesenheit, vage Phrase ohne eigenes Urtheil und die schellenlaute Anmaßung der Mittelmäßigkeit. Wanda widersprach; Wildhoff beharrte in scherzendem Ernst dabei, daß der Professor Bader vollständig sei, was er äußerlich scheine, worauf Fräulein Schuld ein „eben so wahres als schönes“ Wort aus Baders Schriften selbst zur endgültigen Entscheidung citirte: „Ein schlichter Körper

zwar, jedoch ein hoher Geist!“ Wildhoff erklärte sich damit vollständig geschlagen, was Wanda ebenso vollständig befriedigte, so daß sie ihn nicht weiter plagte und in seinen süßen träumerischen Genüssen des glücklichen Momentes an der Seite Irenens ungestört ließ.

„Wissen Sie, was ich von Ihnen glaube?“ fragte er, indem er das schöne Mädchen glücklich anschaute.

„Was denn?“ fragte sie leise erröthend mit ihrer sanften Stimme.

„Daß Sie aus Freundlichkeit mir eine Untugend hingehen lassen könnten, der Sie innerlich widerstreben.“

„Das muß ich bestreiten,“ sagte sie mit Sanftmuth.

„Ich könnte es beweisen.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel, daß Sie dennoch eine Feindin des Rauchens sind.“

Keineswegs. Ihre Gründe?“

„Warum wenden Sie so oft Ihr Antlitz von mir ab?“

Er wußte wohl, daß es die duftigen Ringeln

nicht waren, sondern seine leuchtenden Blicke, denen ihre schüchterne, scheue, schamhafte Seele manchmal auswich, um nicht ihre eigenen Empfindungen zu deutlich zu verrathen. Eine Purpurwolke stieg aber jetzt vom Busen her in ihr Antlitz und füllte sein zartes Weiß mit glühenden Farben. Sie wendete das Haupt und sah in das Gras nieder. Rasch aber fügte er jetzt hinzu, indem er bittend zu ihr aufsah:

„Und doch, wenn Sie wüßten, Irene, wie glücklich mich Ihre Blicke machen, Ihr gutes Herz würde mir keinen derselben entziehen!“

Jetzt sah sie ihn an, daß ihr blaues Auge ihm einen ganzen Himmel von Wonne in die Seele goß. Rasch aber hatte sie es wieder abgewandt und ließ es hinaus schweifen über See, Landschaft und Gebirg wie einen Strahl göttlicher Liebe. Eine kleine Pause stillen Entzückens war eingetreten. Wildhoffs trunkene Blicke ruhten auf dem kleinen Strauße, der auf ihrem zarten Busen auf und nieder wogte. Er war ihr näher gerückt.

„Wo blühen so reizende Blumen?“ fragte er dann.

„Ich habe sie vorhin hier gepflückt,“ sprach sie leise.

„Wenn Sie sich von einer derselben trennen könnten — dürfte ich bitten, Irene?“

„Sie sollen sie Alle haben!“ sprach sie sanft.

Und sie löste den kleinen Strauß von ihrer klopfenden Brust; schon hatte er auch die kleine zarte Hand mit den Blumen gefaßt und drückte sie mit Inbrunst an die Lippen. Zum ersten Male berührte sie sein Mund, und eine süßbeklommene, beängstigende Wonne durchzuckte ihr Wesen, daß sie bebend da saß. Himmel und Erde schwammen vor ihren Augen. Er aber war ihr noch näher gerückt, hielt noch immer ihre Hand und sprach, sich zu ihr niederbeugend:

„Und wenn ich einst komme, Irene, wenn ich komme und um mehr als diese Blumen, um das Glück meines Lebens bitte? Irene, — wenn ich —“

Er hielt inne. Pflichtgefühl verschloß ihm wieder den Mund. Nicht wollte er sie, nicht sich binden, — kein Geständniß sollte über seine, über ihre Lippen kommen, bis er mit seiner Hand bieten konnte, was er um ihretwillen zu erreichen strebte. Als er jedoch ihrem abgewandten Auge wieder begegnete, lag eine vertrauensvolle Seligkeit darinnen, die ihm Alles sagte, was zu seinem Glücke nothwendig war.

Vielleicht hätte der Moment nun doch seine Zu-

rückhaltung überwältigt, wenn nicht urplötzlich die eingetretene Stille von einem geheimnißvollen geisterhaften Niesen eines Unsichtbaren unterbrochen worden wäre. Die sich so vertraulich nah gerückt waren, fuhren auseinander, sahen sich um — und entdeckten Niemanden in ihrer Nähe.

„Ich glaube, es kam vom Baume," sprach jetzt Wanda, und Wildhoff sprang ahnungsvoll auf und sah in die lichte Krone des Birnbaumes, in welche bei der ruhigen Luft die Rauchwölkchen seiner Cigarre kerzengerade aufgestiegen waren. Nun rief er staunend:

„Ja, um Gottes willen, Herr Professor, sitzen Sie noch immer da oben?"

Auch die Damen hatten sich erhoben und wußten kaum, was sie zu dem Phänomen auf dem Baume sagen und denken sollten. Mit dem besten Willen konnte Wildhoff nicht ernst bleiben beim Anblicke der jammervollen Miene des Aesthetikers auf dem Birnbaume. Dieser aber erglühte in holder Scham, als er sich in seinem luftigen Verstecke entdeckt sah. Wanda hatte sich zuerst wieder gefaßt und sprach:

„Ei, Herr Professor! Es freut mich, Sie zu so guter Gelegenheit zu treffen, da ich ebenüber eine

Stelle nachgedacht habe, wo Sie eben so wahr, als schön sagen, daß ein hoher Standpunkt dazu gehöre, um das Weltgetriebe zu übersehen. Glauben Sie nicht, daß ...."

„Verehrtestes Fräulein," fiel der Herr Professor auf dem Birnbaume ein, „die Erörterung dieser Fragen dürfte doch füglich wohl auf später verschoben werden können."

„Ich meine auch!" fiel Wildhoff ein und machte Wanda begreiflich, daß sie Irenen folgen solle, welche bereits den Rain gegen das Dorf hinan schritt, als ein mit einer Peitsche bewaffneter Bauer über das Feld gelaufen kam und sich anschickte, den Birnennascher zu züchtigen, so weit er ihn mit der langen Peitsche erreichen konnte. Eifrig demonstrirte ihm der Professor vom Baume herunter vor, daß er keine Birne angerührt, solche nicht einmal liebe, ferner ihretwegen gewiß keinen Baum ersteigen würde, sondern lediglich hinaufgeklettert sei, um seine Kopfbedeckung zu holen, welche von einer Katze hinauf geschleppt worden wäre. Der Bauer glaubte von Allem kein Wort, und war nur noch durch das Dazwischentreten Wildhoffs von thätlicher Bestrafung des vermeintlichen Obstdiebs abzuhalten.

Inzwischen war Felix auf die Terrasse des Gasthofes zurückgekehrt und fragte die Gattin des Professors, ob sie denn nicht wisse, wo ihr Mann stecke. Sie meinte, er werde auf seinem Zimmer studiren. Jedoch Felix bedeutete ihr, daß dies nicht der Fall, da der Herr Professor drüben auf dem Birnbaum sitze, wie sich jedermann mit eignen Augen überzeugen könne. Die Nachricht brachte auf der Terrasse große Sensation hervor; man sah mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge hinüber und bemerkte wirklich den Professor Bader in den Aesten des Baumes und zwar in lautem Streit mit dem entrüsteten Bauer. Seine Gattin aber rang jetzt lebhaft die Hände und erging sich in lauten Glossen:

„Ja, kann man denn den Mann nicht einen Augenblick aus den Augen lassen! Bin ich doch eine gestrafte Frau! Ja, Casimir, Casimir! Hat man denn so etwas gehört? Setzt sich der Mann in der Zerstreuung auf den Birnbaum!"

„Thut er das öfter, Frau Professor?" fragte der Bankier Berdelli von seinem Tische herüber, indem er sein Fernrohr zuklappte.

Die kleine lebhafte Frau hatte jedoch keine Zeit zu antworten, sondern trieb den Wirth an, einige

Leute mit Leitern zu Hülfe zu schicken, wodurch der vielgeprüfte Aesthetiker auch endlich aus seiner letzten Noth erlöst wurde. Den Anstifter aller dieser Leiden jedoch sollte die rächende Hand des Geschicks erst später ereilen.

Dreizehntes Capitel.

Die sittliche Weltordnung wirkt durch die Hand eines Dienstmannes.

Wildhoff war indeß Irenen und ihrer Tante in den Obstgarten bei der Wohnung der Familie gefolgt, wo die Mutter inmitten einer kleinen Idylle mit einem Buche saß, während der Vater im Hause verweilte über seinen Karten und Zeichnungen, Blättern und Schriften, welche er aus der Stadt mit herausgeschleppt hatte. Dann und wann erschien sein geistreiches Antlitz unter dem offenen Fenster und sah hinaus in die grüne Welt umher, in welche der Herbst erst wenige lebhaftere Farbentöne gehaucht hatte. Dabei strich er sich manchmal mit der Hand unbehaglich über das Kinn, das rauher sich anfühlte, als er gewohnt war. Es erschien ihm als eine glückliche Fügung, da er jetzt einen kleinen Mann mit großen Schritten die Gasse heran kommen sah, der etwas Weißes unter dem Arm trug und unverkennbar ein Barbier war.

„Hab' ich die Ehre, Herrn v. Helming vor mir zu sehen?" fragte derselbe schon aus einiger Entfernung.

Mit einem einladenden Nicken des Hauptes bejahte der alte Herr unterm Fenster, und der Mann kam herein.

Herr v. Helming hatte sich bereits auf den Stuhl niedergelassen, und erwiderte auf die Worte, mit welchen sich der Kleine vorstellte:

„Ganz recht! Der Herr Wirth hat Sie wohl geschickt und Sie kommen zu gelegener Zeit."

Der Fremde stand mit geröthetem Antlitz da, während Herr v. Helming auf die Verrichtung seines Berufs wartete.

„Herr v. Helming," fing jetzt der Fremde mit hohler Stimme an. „Ich dächte, wir treten uns als ernsthafte Männer gegenüber, als Männer ebenbürtigen Geistes —"

Sind denn alle Bader überspannt? dachte Herr v. Helming, während der Andere fortfuhr:

„Es besteht eine stille Gemeinschaft zwischen allen Edeln, und darum hab' ich immer — und Göthe ist ganz mit mir darin einverstanden — es nicht zu hoch aufgenommen, wenn ein solcher gegen mich gefehlt."

„Das ist Alles recht und gut, lieber Freund,“ meinte Herr v. Helming etwas ungeduldig. „Aber meine Zeit drängt. Kommen wir zur Sache und seifen Sie mich einmal ein.“

„Einseifen!“ rief der Fremde jetzt im Tone höchster Entrüstung. „Ich wollte Ihnen zum Zeichen meiner Verehrung ein Exemplar meines neuesten Werkes überreichen, und Sie begegnen mir in dieser beleidigenden Weise!“

„Aber, Sie haben mir doch selbst gesagt —“ fing jetzt, ein Mißverständniß befürchtend, Herr von Helming unsicher an, und der Fremde fiel ein:

„Gesagt, daß ich Casimir Bader, ordentlicher, öffentlicher Professor Dr. Casimir Bader bin!“

„Gräßliches Mißverständniß!“ rief jetzt Herr v. Helming aufspringend. „Bitte tausendmal um Entschuldigung, ich bin ganz untröstlich . . .“

Professor Bader ließ sich durch so aufrichtiges Bedauern gerne versöhnen, und kam bald auf den wahren Beweggrund seines Besuchs zu sprechen, nachdem Herr v. Helming mit artigen Worten für das schöne Buch gedankt hatte, dessen weißer Umschlag mit zu dem Mißverständniß Anlaß gegeben hatte.

„Ich komme ferner, sprach der Aesthetiker, „um

dem Drange meines Herzens zu folgen und Sie vor einer großen Täuschung zu bewahren."

„Sehr gütig, Herr Professor, — worin besteht die Täuschung?"

„Ich fürchte, Sie vertrauen einem Manne zu viel," fuhr der Aesthetiker fort, und seine trivialen Züge belebte giftiger Haß, — „einem Manne, der sich in Ihre Freundschaft eingeschmeichelt, Ihrer Tochter Liebe heuchelt, und doch längst einer Andern bestimmt ist."

Mit Erstaunen hörte Herr v. Helming diese in leidenschaftlichem Tone vorgebrachte Eröffnung. Die unvorsätzliche Beleidigung, welche er dem Professor zugefügt, gab demselben Anspruch auf seine Geduld, sonst würde er sich diese unzarte Einmischung von vornherein gründlich verbeten haben. Der Professor Vater aber, tödtlich beleidigt durch die bittern Bemerkungen Wildhoffs unter dem Baume, glaubte noch mild und discret gesprochen zu haben und schrieb das finstere Schweigen des Herrn v. Helming dem überzeugenden Eindrucke seiner Worte zu. Endlich unterbrach der letztere die Pause, und gab sich Mühe ruhig zu sprechen:

„Sie meinen, wenn ich recht verstehe, Herrn Wildhoff, und unter der „andern" sein Bäschen,

Fräulein v. Luckner. So viel mir aber bekannt, ist Fräulein v. Luckner die Braut eines Andern."

„Nicht des Herr v. Leith," fiel der Professor rasch ein, „wird's auch nie werden, wie ich aus guter Quelle versichern zu können glaube."

Helming hatte sich etwas verfärbt, mehr aus Aerger und Verdruß über die Insinuation, als im Glauben an die Wahrheit des Berichts. Er war mit dem Professor aus dem Gemach in die Hausflur und unter die Thüre getreten, welche in den Hof und auf die Gasse führte, als eben Herr Langenbècque und der kleine Arthur Maier wie zufällig des Weges kamen und, von Professor Bader angerufen, hinzu traten. Beide waren Herrn v. Helming schon bekannt. Der Jüngere hatte ihm längst schon durch zudringlich kecke Annäherung Widerwillen eingeflößt. Als nun der Professor die Ankömmlinge vom Gegenstand des Gespräches unterrichtete, sagte Herr Langenbècque mit einer entsprechenden Geberde:

„Das ist ja eine bekannte Geschichte!"

„Es ist peinlich," fing auch Herr Arthur Maier an, „aber da die Sprache darauf gekommen, muß ich gestehen, daß ich schon lange mit Gram und Betrübniß bemerkt habe, Herr v. Helming, wie sehr

Ihre verehrte Familie —" er hielt hier inne, als er den finstern Blick des alten Herrn bemerkte und lenkte wie folgt ein: „Doch abgesehen davon, ist es Thatsache, daß Herr v. Leith weder Bräutigam der schönen Ida ist noch werden wird?"

„Von wem wissen Sie das?" fragte der alte Herr mit scharfem Blick und schlecht verhehltem Unmuthe.

„Von ihm selbst!" war die kurze Antwort.

„Von Herrn v. Leith?" fragte jener ungläubig zurück.

„Von Herrn v. Leith," erwiderte der Kleine jedes Wort betonend. „Er hat nie daran gedacht, Fräulein v. Luckner zur Gattin zu nehmen, und diese wird sich in der That mit ihrem Vetter begnügen müssen."

Der alte Herr zitterte vor Verdruß und Aufregung. Aber er hielt sich noch zurück und sprach blos mit einem Blicke der Verachtung:

„Und wenn Sie wirklich der Vertraute einer Niederträchtigkeit waren, warum warnten Sie nicht die Betheiligten?"

„Erstens," antwortete Herr Arthur Maier mit vollkommener Fassung, „erstens mochte ich nicht an einem Freunde Verrath üben, zweitens hatte ich keine

Veranlassung für die kluge Frau v. Luckner zu sorgen oder ihr eine Demüthigung zu ersparen, drittens hätte sie meine Eröffnungen ja doch als Verleumdung und unbefugte Einmischung zurückgewiesen. Der Warner ist ja stets unwillkommen und verkannt."

Herr v. Helming war so leidenschaftlich erregt, daß er schon ein scharfes Wort der Verachtung auf der Zunge hatte. Er faßte sich jedoch noch zu rechter Zeit, verbeugte sich und sprach:

„Da die Herren keinen Zeugen in ihrer weitern Unterhaltung bedürfen, so erlauben Sie mir, daß ich mich zurückziehe."

Während die außen, des rechten Eindrucks ihrer Mittheilungen ungewiß, sich etwas verblüfft wieder zum Gasthofe zurück begaben, ging Herr v. Helming in großer Erregung in seinem Zimmer auf und ab. Daß diese kommen, ihm dergleichen sagen durften! Wenn er sich noch so sehr erinnerte, welchen Werth solche Mittheilungen bei Licht betrachtet haben, wenn er auch die Beweggründe durchschauen mochte, war ihm doch ein Stachel in's Herz gedrückt. Der Teufel sagt eben seine Lügen, daß sie wie Wahrheit aussehen. Nicht das mindeste Mißtrauen gegen seinen jungen Freund, den er in Gedanken wirklich schon

als Sohn in's Herz geschlossen, sondern Sorge um Frau v. Luckner war es, was ihn bewegte. Sie hatte ihm an jenem Abende am östlichen Seestrande einen tiefen Blick in ihr Herz und die Beweggründe ihrer Handlungsweise gewährt, — sie hatte vor dem Manne ihrer Jugendliebe gleichsam gebeichtet und ihm die Triebfeder ihres Lebens, ihr Streben und Hoffen blos gelegt. Er war mit ihrem Ehrgeize, ihren Plänen bekannt gemacht. Und nun bangte ihm um sie, die einst seine ganze Liebe, sein volles junges Herz besessen und seine Hand, ihr beiderseitiges Glück verschmäht hatte, um einem Phantom nachzujagen.

Endlich ging Herr von Helming in den Garten, welcher sich hinterm Hause weit hinzog und fand da seine Familie mit dem jungen Architekten in heiterer Unterhaltung. Er nahm eine Gelegenheit wahr, ihn ohne Aufsehn auf die Seite zu ziehen, und fing nun nach einigen gleichgültigen Reden an:

„Setzen Sie, lieber Wildhoff, nicht bloße Neugierde, sondern die innigste Freundschaft für Sie und die Familie Ihrer Tante voraus, wenn ich frage: Ist Herr von Leith der erklärte Verlobte Ihres schönen Bäschens?"

„Nicht der erklärte Verlobte," antwortete Wild-

hoff etwas befremdet und befangen. „Doch wird er in der Familie als solcher angesehen.“

Herr von Helming ließ eine Pause eintreten und fragte dann weiter:

„Herr von Leith ist ein Mann von Ehre?“

„Ich möchte nicht daran zweifeln,“ erwiederte Wildhoff betroffen.

„Ich auch nicht!“ versetzte der alte Herr rasch.

Wieder war eine peinliche Pause eingetreten, welche jetzt Wildhoff unterbrach:

„Ihre Fragen, Herr von Helming, erinnern mich an ein altes Mißtrauen, das nur die feste Zuversicht meiner Tante beschwichtigen konnte. Er ist mir eben nicht sympathisch.“

„So!“ sagte Herr von Helming mit einem Blick, der seinem jungen Gefährten eine flüchtige Röthe über's Antlitz trieb und diesen hinzuzusetzen veranlaßte:

„Allerdings ist dies das Urtheil eines Besiegten.“

„Ihre Cousine ist ein herrliches Geschöpf. So sah einst Ihre Tante aus, nur noch —“ der alte Mann seufzte, während nun Wildhoff einfiel:

„Ich bin auch so stolz auf sie, wie ein Bruder auf seine Schwester sein kann.“

„Sie gaben selbst zu verstehen, daß sie Ihnen mehr als das — war.“

„War. Ich täuschte mich.“

„In Ihren Gefühlen oder in denen Ihres Bäschens?“

„In beidem. Ich weiß jetzt, daß ich sie nie liebte.“

Herr von Helming hatte durch einen innigen Ton das Indiscrete, was in seinen Fragen liegen konnte, glücklich zu mildern gesucht, — Wildhoff antwortete rückhaltslos offen. Und als jetzt sein älterer Freund mehr nur andeutete, als aussprach, daß sich jenes erklären lasse, wenn er seitdem Pflichten der Liebe eingegangen und kennen gelernt habe, sagte Wildhoff aufrichtig:

„Ich halte es eines Mannes nicht würdig, Verpflichtungen einzugehen, so lange er nicht im Stande ist, sie zu jeder Zeit zu erfüllen, — oder ein bindendes Wort zu verlangen, wenn er nicht als Antwort sofort ohne Gewissensscrupel seine Hand bieten kann.“

„Und darin liegt wohl auch Erklärung und Rechtfertigung des Verhältnisses des Herrn von Leith zu Ihrem schönen Bäschen!“ fiel hier mit erheitertem Blicke Irenens Vater ein. „Und wenn Sie, junger

Freund, einmal Verpflichtungen eingehen und ein bindendes Wort verlangen können, wollen Sie mich dann zum Vertrauten Ihrer Wünsche und Empfindungen machen?"

Er reichte seine Hand her. Wildhoffs Augen sahen ihn glänzend an. Sie verstanden sich ohne weiteres Wort.

Kurze Zeit darauf verstummte die Gesellschaft, welche noch vom Mittagsmahl her auf der Terrasse des Gasthofs saß, inmitten des lebhaftesten Geplauders, als der Architekt Wildhoff mit der norddeutschen Familie erschien und unbefangen neben der reizenden Blondine an der Balustrade lehnte, um ihr das Fernrohr nach den Bergen zu richten. Das Erstaunen wuchs, als er ihr in den Blumenpark vor der Terrasse folgte, wo sie beide verweilten, während Herr von Helming mit Gattin und Schwester am Kaffeetische sitzen blieben.

Unbekümmert um die bedeutsamen Blicke, die verzogenen Mienen und das wieder beginnende Geflüster hinter ihnen, schlenderten die Beiden mit tändelndem, allmählig zärtlichem Geplauder zwischen dem Gebüsch dahin, bis sie sich neben einander auf eine

Bank setzten, vor welcher Landschaft, See und Gebirg im schönsten Rahmen lagen. Weit hingedehnt lag der Wasserspiegel im Lichte des Nachmittags, in feierlicher Ruhe. Mit ihrem sanften Lächeln auf den holden Zügen, mit bewegtem, sanftpochendem Herzen saß Irene neben ihm.

Nun hörte er ihre sanfte Stimme nicht mehr. Schweigend sahen sie hinaus. Minuten vergingen darüber, und sie hatten noch kein Wort gesprochen und sich doch schon so vieles gesagt, was ihre Seelen verstanden. Ein und derselbe Gedanken waltete jetzt in ihnen und wartete seines Ausdrucks.

„Wer immer hier bleiben könnte!“ kam es dann leise von ihren Lippen.

„Wohin sich Liebe und Treue folgen, da ist es schön!“ sprach er. „Wollen Sie einen Ort sehen, Irene, wo es immer schön ist?“

„Zeigen Sie mir den,“ sagte sie sanft.

Und er zog sein Taschenbuch hervor und faltete ein Blatt auseinander, eine Zeichnung, die im Hintergrunde schöner Gärten eine reizende Villa zeigte, — im Vordergrunde aber stand ein eng umschlungenes Paar auf einer Terrasse und sah in die vorliegende Landschaft, die Umgebung der Heimath, hinein. Irene

mochte das Paar erkennen. Denn sie erglühte, als sie sich auf das Bild niederbeugte.

„Gefällt Ihnen der Ort?“ fragte er. „Gefällt er Ihnen, Irene?“

Statt aller Antwort sah sie ihn an; er rückte ihr näher, und sie wich nicht zurück. Da legte sich sein Arm nur auf einen Augenblick um ihre zarte, süße Gestalt, und sie lehnte leise ihr Haupt an seine Schulter. Es war nur ein Augenblick, aber seine Erinnerung erhellte ihm viele, viele nachfolgenden schwarzen Nächte mit magischem Scheine. Es war nur ein Augenblick, aber er blieb ihr für's Leben. Und da saß sie an ihn geschmiegt, weltvergessen. Und ihr Auge leuchtete, und ihre goldene Haarfülle glänzte in der Sonne, und ihre Miene strahlte wonnig, und ihre Seele träumte von einer unfaßbar seligen Zukunft! — Es war nur ein Augenblick.

„Sie werden gesucht, Herr Wildhoff!“ unterbrach jetzt Tante Wanda's Stimme diesen Augenblick.

Wildhoff erhob sich, und er sah seltsam aus, als er fragte:

„Und von wem werde ich gesucht?“

„Von einem Dienstmann, der einen Brief bringt.“

Wildhoff wußte nicht, warum ihn bei dieser Nach-

richt eine unerklärliche Bangigkeit überfiel. Das Herz bebte ihm, als habe man ihm den Engel des Weltgerichts angekündigt. —

Und doch war es nur ein einfacher Dienstmann in blauer Blouse und rother Kappe, der ein halbes Viertelstündchen vorher schon im Wäldchen, durch welches man vom See heraufkommt, den ersten besten fragte, ob der Architekt Wildhoff im Gasthofe zu treffen wäre. Und dieser erste beste war Herr Felix von Fuchs, der, sich seines gelungenen Attentats auf Professor Bader freuend, nunmehr an den See hinunter wanderte, um dort zu Nachen nach der lebhaften Pauline auszufahren, welche nicht mit zur Höhe gekommen war. Von dem begegnenden Dienstmann gefragt, antwortete er mit einer Gegenfrage:

„Was will man von dem Architekten?“

„Das ist so zu sagen mein Geheimniß!“ war die Antwort.

„Eins ist das andere werth,“ sagte Herr Felix in hohem Ton. „Auskunft gegen Geheimniß, mein Alter.“

„Das werde ich so zu sagen bleiben lassen!“ kam als Antwort zurück, worauf Herr Felix von Fuchs sein Spazierrohr erhob, dem Dienstmanne ver-

traulich derb damit auf die Schulter klopfte und sprach:

„Mir scheint, man ist so zu sagen ein Schafskopf!“

„Und mir scheint, man kriegt so zu sagen eins hinter die Ohren!“ sprach der Dienstmann gelassen und schlug dem Herrn von Fuchs so gesund an den besagten Ort, daß er den ganzen Wald um sich tanzen sah. Hierauf überließ ihn der Dienstmann seinen Betrachtungen und stieg im Walde weiter hinan. Schon war er nahe an dessen Rand, als er plötzlich auf einen einzelnen Herrn stieß, der bei seinem Anblick mit einem lauten Angstschrei zusammenknickte. Der Dienstmann sah ihn verächtlich an und sagte:

„Ah, Herr Bankier Berdelli! Für Sie hab' ich jetzt keine Zeit. Aber Sie können mir so zu sagen einen Dienst leisten, den ich Ihnen bei unserm nächsten Zusammentreffen zu gut rechnen will: Ist jetzt der Architekt Wildhoff im Gasthof zu treffen, oder wissen Sie, wo er sonst weilt? Ich habe Eile.“

„Er ist da!“ kam es schluckend aus der Kehle des Zitternden, der sich zu seiner Ueberraschung gleich darauf wieder ohne weitern Schaden allein befand und rasch den Waldpfad hinuntereilte. Es mußte doch

seinen Grund haben, daß der Anblick des schlichten Dienstmannes so entsetzend auf den reichen Bankier wirken konnte! Hatte der Schreck Wildhoffs, als er hörte, daß er gesucht werde, wohl eine ähnliche Ursache? Im Gegentheile beruhigte es diesen, als er, auf die Terrasse zurückkommend, in dem schwarzbärtigen Boten den Sozusagen wiedererkannte, mit welchem Irenens Mutter, in Erinnerung seiner Führung durch die Hauptstadt, einige freundliche Worte wechselte. Wildhoff aber fragte ihn nach seinem Auftrage.

„Hier!" sagte der Schwarzbärtige und zog einen Brief aus der Brusttasche, den er dem Architekten überreichte. „Wo ich Sie treffe, sollen Sie das Schreiben so zu sagen auf der Stelle lesen."

Wildhoff nahm das Billet entgegen. Es zitterte in seiner Hand, als er die Aufschrift betrachtete. Dann schritt er zur Seite und las.

Irene hatte sich an der Mutter Seite gesetzt und beobachtete ihn. Auch ihr stieg eine seltsame, unerklärliche Angst auf. Als er sich aber wieder zu ihr wandte, lächelte er; doch waren seine Züge bleich, seine Lippen blaß, da er mit erzwungener Ruhe sprach:

„Meine Tante verlangt mich zu sprechen, und

so muß ich in die Stadt zurück — wie ich gehe und stehe. Noch nicht drei Uhr!" Er hatte die Uhr gezogen und hielt sie in der Hand. „Mit dem letzten Zuge bin ich wieder zurück."

Wie bemerkt, mit tröstlichem Lächeln sagte er dies, indem jetzt seine Augen stillen Abschied von Irenen nahmen und die Hoffnung des Wiedersehens kundgaben. Und da er unter der Thür verschwand, begegnete seinem zärtlichen Blicke nochmals das sanfte, treue Auge, in welchem er noch vor Kurzem so viel Glück leuchten sah, und das ihm nun bange nachblickte.

Am Tische der Familie Helming war es sehr still geworden. Desto lebhafter und lauter ward man an einigen andern Tischen. Auch die drei Cavaliere im Reiseincognito, welche Mittags durch Felix gestört worden waren, hatten auf der Terrasse Platz und mit der Gesellschaft flüchtigen Verkehr gesucht, wobei freilich zumeist der Anblick der reizvollen Blondine fesselte, welche so still bei ihren Eltern drüben saß. Aeußerungen der Frau Professor Bader zu Frau Langenbècque veranlaßten einen der Cavaliere, sich galant mit der Bemerkung hinüber zu beugen:

„Wenn Sie die Sache interessirt, meine Ver-

ehrtesten, kann Ihnen wohl dieses sichere Auskunft geben!"

Die Damen nahmen ein Blatt, das er darreichte, entgegen, steckten die Köpfe zusammen und stießen nun ein lautes Ah! Ah! der Ueberraschung und Freude um das andere heraus. Das Blatt zirkulirte, die Herren waren freudig aufgeregt, lachten befriedigt, die Frauen schnatterten zusammen, und man hörte deutlich die Worte wiederholen: „Das war ja vorauszusehen!" Jetzt bat Herr Langenbècque den Cavalier um die Erlaubniß, das Blatt Papier auch Herrn von Helming zeigen zu dürfen, was mit Vergnügen gewährt wurde. Schweigend nahm es der alte Herr aus den Händen des Freudestrahlenden entgegen, mit gepreßten Lippen las er es, und schweigend gab er es wieder zurück. Bald darauf verließ er mit den Seinigen die Terrasse. Daheim schloß er sich allein in sein Zimmer ein und weinte.

Mit bekümmertem Herzen, voll unruhiger Spannung wartete Irene auf den Abend. Der kam und streute sein rothgoldenes Feuer über Berg und Thal und See, daß die Alpen in verklärtem Lichte standen und die Fenster der Villen jenseits des Sees in märchenhaftem Glanze wie Rubine blitzten. Für

Irene jedoch war all die Pracht nicht da und lag ein grauer Flor um die Landschaft. Und die Nacht kam, die stille Nacht. Da lag schon Alles im Hause in Ruhe; nur ein Licht glänzte noch hinaus, ein Fenster stand offen, und dann und wann erschien eine liebe Gestalt unter demselben und blickte sehnend in die Nacht, horchte auf jedes Geräusch aus der Ferne und in der Nähe. Aber er kam nicht, den sie erwartete, er kam nicht, um ihr noch einen trostspendenden Gruß herauf zu senden. Mitternacht kam und ging vorüber, — aber nicht Er. Da suchte auch sie Ruhe, und konnte sie nicht finden. Früh, als die ersten Sonnenstrahlen im Thau glänzten, stand sie schon an Wanda's Lager, weckte die Tante und lockte sie hinunter in die Schlucht hinter dem Dorfe, durch welche Wildhoff vom See herauf seinen Weg zu nehmen pflegte. Dort stürzt der Bach murmelnd durch einen engen, vielgewundenen, von Fichten und Buchen überschatteten malerischen Grund, über das Rad einer Sägemühle hin abwärts zum See. Irene blieb auf einer Bank sitzen, von welcher sie den Geliebten einst die Schlucht herauffkommen gesehen. Die Tante war Blumen pflückend, etwas zurückgeblieben. Und Irene sah stille vor sich hin in die wilde Umgebung.

War es nun die Macht ihrer Sehnsucht, welche ihr plötzlich des Geliebten Gestalt vor die Seele zauberte, — oder war er es selbst: Dorten zwischen dem Dickicht erschien ein Mann wie gebannt an die Stelle, und sah starr zu ihr her. Aber die trübeflammenden Lichter dieser Blicke waren doch nicht seine freundlichen, gütigen Augen, mit welchen er sie so liebevoll anzublicken gewohnt war! Diese gramverzerrten, leichenblassen Mienen eines Verzweifelnden waren doch nicht die edeln offnen Züge mit der ruhigen Heiterkeit und dem schönen Ernste seines Antlitzes!

Und dennoch war er es — aber todtenbleich, mit hohlen Augen und eingefallenen Wangen. Seine Glieder bebten, wie von Leichenschauern durchschüttert, seine Lippen zuckten krampfhaft, als sie jetzt leise, fast unhörbar ihren Namen flüsterten. Ein ungeheurer, unfaßbarer Schmerz lag in seiner Miene!

Er hatte sich langsam, zögernd genaht. Dann stürzte er plötzlich auf sie zu, da sie seinen Namen nannte, — stürzte vor ihr nieder und ergriff ihre Hand. Sie durfte nicht mehr zweifeln, daß er es war. —

Als Wanda mit einem reichen Strauß von Herbstblumen nach der Stelle hinkam, wo Irene weilte,

saß diese allein mit tief niedergebeugtem Haupte auf der Bank. Ihr Busen wogte krampfhaft, ihr ganzes Wesen zuckte in Schmerz und Weh, ihr Antlitz lag in den Händen vergraben, durch welche heiße Thränen quollen. Erschüttert sah die gute bestürzte Tante auf ihre holde Irene. Zärtlich hob sie ihr das Haupt, drückte es an sich, küßte die bleiche Stirne und sagte:

„Tröste Dich, Liebe, — er kommt wieder!"

Da sah Irene mit einer Miene unendlichen Leids zu der Tante auf, ließ ihr Haupt an deren Schulter sinken und sprach mit erstorbener Stimme und doch herzzerreißendem Tone:

„Er war da — — und kommt nicht wieder!"

Vierzehntes Capitel.

Der Held unserer Geschichte gelangt vor einen Abgrund.

Als Wildhoff den Gasthof auf der Höhe verließ und durch das Gehölz nach dem See hinunter wanderte, um mit dem anlegenden Dampfschiffe zum Bahnhofe zu gelangen, ging er in solcher Aufregung dahin, daß er nicht einmal den Sozusagen bemerkte, welcher ihm in einiger Entfernung gefolgt war. Erst als er den vom Wege abwärts führenden Waldpfad einschlug, hörte er sich angerufen und wandte sich nach dem Dienstmann um.

„So, Herr Wildhoff," sagte dieser, „Sie können Frau v. Luckner selber sagen, daß ich meinem Auftrag getreulich nachgekommen bin. Ich habe mir für heute so zu sagen Urlaub genommen und will bei der Gelegenheit eine Schwester besuchen, deren Kindern ich etwas aus der Stadt mitgebracht habe. Und nun empfehl' ich mich bestens."

„Halt, Mann," sprach jetzt Wildhoff. „Hat man

Ihnen denn gar keine Andeutung darüber gemacht, warum mich meine Tante heimruft?"

„Nein, Herr. Der alte Fridolin kam zu mir gelaufen so erhitzt, daß ich bei mir dachte, er habe wieder so zu sagen etwas zu viel im Kopfe. Aber nein, er gab mir nur den Brief, sagte, ich solle augenblicklich auf den Bahnhof, mir ein Billet an den See lösen, das Dampfschiff benützen und Sie aufsuchen, wo Sie nur zu finden seien. Ich hatte kaum noch Zeit für meiner Schwester Kinder etwas zu kaufen, und war glücklich genug, Sie im Gasthof zu treffen. Weiter weiß ich so zu sagen nichts."

„Gut!" sagte Wildhoff, lüpfte etwas zerstreut seinen Hut und sprang die Knüppelstufen des Waldpfads hinunter, während der Dienstmann im geraden Weg blieb. Etwas erhitzt kam der Architect an der Haltstelle des Dampfschiffes an, — es war noch nicht da. Er machte sich Vorwürfe, daß er nicht lieber oben bei Irenen gewartet hatte. Es war ihm, als müsse er nochmals zur Höhe zurück, um Irenen wieder in die lieben Augen zu blicken, und wenn auch nur auf einen Moment. Die Nachempfindung des letzten schönen Augenblicks lag ihm noch wonnig im Herzen, aber beklemmt von einem beängstigenden Ge-

fühle, in welches ihn die dringliche Botschaft seiner Tante versetzt hatte. Was hatte sie ihm nur mitzutheilen? Vielleicht eine Kleinigkeit, die ihr als Frau wichtig däuchte, während er durch dieselbe aus der süßesten Stunde seines Lebens gerissen worden. Hätte er nur Flügel gehabt, in kurzer Frist würde er wohl wieder zu Irenen zurückzukehren vermocht haben. So mußte er hier auf den trägen Dampfer warten. Schon wollte er einen Kahn miethen, als gellendes Geläute das Schiff ankündigte. Und bald saß er unter dem Baldachin des Verdecks und sah nach der Richtung zurück, wo sein Lebensglück aufgeblüht war. Eine schmerzliche Wehmuth legte sich dabei um sein Gemüth, je weiter sich der Dampfer seewärts entfernte, — eine große Angst drückte wieder seine Seele. Er nahm das Schreiben seiner Tante nochmals vor; vielleicht gab ein übersehenes Wort Aufschluß oder doch eine Andeutung des Zweckes seiner Heimberufung. Aber er mochte es lesen, wie er wollte, da stand nur:

„Lieber Heinrich! Wo Dich diese Zeilen treffen „mögen, eile alsbald zu Deiner Tante, die Dich sehn„lichst heute noch erwartet. Versäume keine Minute! „Darum bittet Dich dringend Deine treue Tante

E. v. Luckner.“

Die Schriftzüge waren flüchtig; doch schien die Hand gezittert zu haben. Das Wort „treue" war etwas ausgelöscht, wie von einem darauf gefallenen Thautropfen. Was mochte die Tante zu dieser dringlichen Aufforderung bewogen haben. Eine große Bangigkeit kehrte immer wieder zurück, bis das Gefühl wehmüthiger Sehnsucht nach Irenen und stille Träumereien über eine schöne freudige Zukunft ihn allmählig wieder ganz einnahmen, als er sich endlich allein in dem Coupé eines Eisenbahnwagens fand. Der kleine Strauß von Herbstblumen, der an ihrem Busen gesteckt, war ihm jetzt ein lieber Zeuge einer glücklichen Stunde und fand mehrmals seine Stelle an seinen Lippen. Endlich sprang er aus dem Wagen und eilte durch den Corridor des hauptstädtischen Bahnhofs an den Droschken vorüber, denn er glaubte zu Fuß schneller in das Haus seiner Tante zu gelangen.

Da lag es so freundlich wie sonst zwischen seinen Blumenbeeten in der eleganten Straße. Die herbstliche Abendsonne glänzte heiter an seinen Façaden und warf blendenden Schein aus einigen Fenstern, während andere durch seidene Gardinen das volle Licht des Tages abhielten, in das Innere zu dringen. Er erinnerte sich dabei unwillkürlich des Tages, wo

er nach seiner Zurückkunft aus Italien auch nach diesen Fenstern emporgeschaut und die prächtige Gestalt Ida's unter jenem dorten entdeckt hatte. Wie hatten sich seitdem seine Hoffnungen und Gefühle geändert, — eine um wie viel wärmere Empfindung hatte jetzt sein Herz ausgefüllt und strebte nicht nach diesen Fenstern, sondern zurück, zurück zu ihr, die all sein Lebensglück ausmachte, all' seine Liebe besaß.

Ida beugte sich heute nicht über das Gesims, obgleich eben wieder ein eleganter Reiter vorüber sprengte und mehrmals dabei nach den Fenstern ihres Zimmers emporblickte. Diese waren dicht verschlossen, die blauseidenen Gardinen ließen kein Auge hinein dringen. Sonst sah Alles an dem Hause noch so heiter, elegant und freundlich aus, wie ehemals. Dennoch klopfte sein Herz, als er die Klingel zog und ihr Ton im Innern des Hauses nachgellte. Jeanette, das hübsche Kammermädchen, öffnete ihm, mit wirklicher oder erheuchelter Trauermiene. Er erschrak, fragte jedoch nur:

„Ist meine Tante zu Hause?“

„Ja. Die gnädige Frau befinden sich im Zimmer.“

„Und Ida?“

„Befinden sich ebenfalls in ihrem Zimmer.“

Eine entsetzliche Beklemmung, von der er sich vergebens Rechenschaft zu geben suchte, überkam ihn und schnürte ihm das Herz zusammen, als hinter ihm die Thüre zufiel und er sich in dem kühlen Hausflur befand. Es geht ein düstrer Geist durch dieses Haus! wäre ihm eingefallen, wenn er nicht mit bangen Schlägen seines Herzens die Treppe hinangeeilt wäre. Oben angelangt empfing ihn der alte Fridolin mit den Worten:

„Gott sei Dank und Preis, Herr, daß Sie kommen. Die gnädige Frau hat schon mehrmals gefragt, ob Sie noch nicht da seien! Kommen Sie, kommen Sie nur gleich!"

Wildhoff folgte dem alten Diener, dessen Miene unheilverkündend genug war, in das Vorzimmer und trat dann unter die Thüre, indem er rasch die Portiere zurückzog. Das grüne Boudoir der Tante war noch in demselben eleganten Zustande wie früher; freundlich hoben sich die weißen Sculpturen mit den zierlichen Consolen auf der grünen Tapete ab, und dort von der Wand über dem Secretär schauten die biederen Züge des verstorbenen Oheims in das Gemach seiner Wittwe. Dennoch fehlte diesem die sonstige Heimlichkeit. Die grünen Seidengardinen waren

eben völlig geschlossen, und eine tiefere Dämmerung, als gewöhnlich, herrschte in dem Raum, so daß der Traulichkeit desselben einiger Abbruch geschah. Wildhoffs Augen suchten nach der Tante. Er konnte ihre Gestalt nicht augenblicklich entdecken, da sich sein an das Tageslicht gewöhntes Auge erst in die hier herrschende Dämmerung finden mußte. Auch empfing ihn nur ein unheimliches Schweigen. Jetzt aber ward er durch ein leises Stöhnen auf eine Frauenfigur aufmerksam, die sich in einer Ecke auf die Lehne eines Fauteuils stützte. Sie schien nur mit Mühe sich aufrecht halten zu können; ersichtlich zitternd stand sie dorten.

„Tante!" sprach Wildhoff jetzt, und er brachte das Wort bei ihrem Anblicke kaum aus der Kehle.

Die Gestalt schien aber von dem Klange so betroffen, daß sie beinahe zusammengesunken wäre. Wohl mochte es ihr fast übermenschliche Anstrengungen einer starken Frauenseele kosten, um nicht der Qual und Aufregung des Moments und vorhergegangener Stunden völlig zu erliegen. Nur noch eine kleine Pause; dann rüstete sich die noch immer schöne, aber eben noch gebrochen gewesene Gestalt der Frau von Luckner zu ihrer vollen Höhe auf, ihr niedergebeugter

Nacken reckte sich wie früher empor, und so ging sie dem Neffen entgegen, indem sie ihm die Hand hinreichte und sagte:

„Heinrich, ich danke Dir, daß Du so rasch meinem Ruf gefolgt. Ich wußte es ja, daß ich mich in Dir nicht täuschen würde.“

Bis zu diesen Worten war ihre Stimme fest geblieben, nun aber bebte sie so sehr, daß sie endlich fast erstarb, während wieder ihre Hand heftig in der seinigen zitterte. Halb umfaßte sie jetzt plötzlich seinen Hals, halb sank sie hin, von heftigem Schmerz durchschüttert. Sie klammerte sich an ihn, wie der Ertrinkende im Kampf mit dem Tode den Balken umklammert, der ihn retten soll. Ein furchtbarer Kampf peinigte ihre Brust, er fühlte es wohl, und die Worte erstarben ihm immer wieder, so oft er nach der Ursache dieser leidenschaftlichen Erregung fragen wollte. Endlich brachte er doch die Frage heraus:

„Um Gottes willen, Tante, was ist geschehen?“

Aber heftiger, krampfhafter preßte sie sich an ihn, als wolle sie sich vor dem Umsinken bewahren; und es dauerte noch geraume Zeit, bis der tobende Kampf in ihrem Innern sich so weit in bestimmte Grenzen zurückzog, daß er nicht mehr den starken Willen über-

wältigte, der ihn allmälig wieder zu regeln versuchte. Als Frau v. Luckner sich endlich aus den Armen ihres Neffen loswand, behielt sie seine Hand in der ihrigen und führte ihn nach der Longchaise, auf welchem sie auch am Tage des ersten Wiedersehens eine verhängnißvolle Unterredung mit ihm gehabt hatte. Vielleicht mochte sie sich derselben erinnern. Sie vermochte längere Zeit nicht dem, neben ihr in höchster, peinlichster Spannung sitzenden Neffen in's Antlitz zu schauen. Als sie's aber dennoch that, erschrak er vor dem leichenstarren Ausdruck ihres Gesichtes, das ihm um eben so viel Jahre gealtert schien, als es Tage waren, seit er es nicht wieder gesehen. Da sie noch immer schwieg und nur auf Fragen von ihm zu warten schien, kam endlich wieder über seine Lippen:

„Tante, was ist geschehen? Du marterst mich mit diesem unheilkündenden Schweigen. Wo ist — Ida?"

Durch ihr Gesicht zuckte etwas bei der letzten Frage, wie ein Schatten von Freude und erstarrender Angst. Dann aber sagte sie mit eigenthümlichem Tone:

„Ida ist in ihrem Zimmer. Sie wird sich freuen, zu hören, daß Du nach ihr fragst, lieber Heinrich. Ja, Heinrich, es macht mir selbst Freude, daß Du gekommen bist, Dich nach ihr zu erkundigen."

„Du hast mich heimgerufen, Tante!“ sagte Heinrich, unwillkürlich berichtigend.

„Ja, guter Heinrich!“ sprach sie jetzt mit erzwungener, unheimlicher Ruhe. „Ja. Ich habe Dich heimberufen. Aber liebst Du denn Ida nicht mehr?“

Er sah ihren Blick stier nach sich gerichtet und es schauerte ihn kühl an.

„Ich liebe Ida, ja, als mein Bäschen,“ sagte er, „als meine Schwester.“

„Einst war sie Dir mehr!“ kam leise von den Lippen der Tante.

„Einst!“ antwortete er, und um sein Herz legte sich's immer kühler. „Einst, als ich noch glaubte, es sei Dein Wille, Tante. Aber das ist ja längst vorüber und zwar, wie Du weißt, zu Deiner eignen größten Genugthuung.“

Es bedurfte keiner weitern Erinnerung an jenes Gespräch, das an jenem Nachmittage hier in demselben Gemache, auf demselben Sitze unter den Augen des seligen Onkels im Bilde stattgefunden und mit einem vollständigen Verzicht seinerseits geendigt, nachdem sie ihm ihre Beweggründe enthüllt hatte. Einige Sekunden lang lehnte die Tante mit geschlossenen

Augen und Lippen an die sammtne Lehne zurück und athmete schwer auf, als drücke sie eine fürchterliche Last. Dann aber begann sie wieder mit gepreßter Stimme:

„Wir könnten ja auf den alten Plan zurück kommen.“

Wildhoff saß jetzt aufrecht, mit verfärbtem Antlitz und sah die Tante starr an, die kaum herüber zu blicken wagte, um den Eindruck ihrer Worte zu bemessen. Dann fragte er kalt:

„Auf welchen Plan?“

War es, daß sie ihr eignes Antlitz nicht zeigen wollte, oder daß sie sich nicht im Stande fühlte, gleich zu antworten, — vielleicht wollte sie auch nur sich vollständige Fassung erwerben: genug, sie erhob sich von ihrem Sitze, ging durch eine Thüre in ein Nebenzimmer und verschloß dessen Ausgang, kam dann wieder durch das Vorzimmer, von welchem sie den Schlüssel abzog, unter die Portiere und in ihr Boudoir, um ruhig ihren alten Platz einzunehmen. Mit zögerndem, knickendem Schritte war sie gegangen, — ihr Tritt hatte fast die frühere würdevolle Grazie und Elastizität gewonnen, als sie wieder herein kam und sich niedersetzte. Wildhoff war ihren Bewegungen mit

Herzensangst gefolgt; aber die kurze Zeit, welche diese kleine Wanderung der Tante durch's Haus in Anspruch genommen, hatte nicht blos zur Stärkung ihrer Fassung hingereicht, sondern noch mehr zur Stählung seiner Festigkeit in einem bestimmten Entschlusse. So saßen sie sich jetzt wieder gegenüber. Und da die Tante einige Zeit schwieg, baute der Neffe bereits die Hoffnung darauf, daß sie auf das fatale Wort nicht mehr zurück kommen werde, das sich eiskalt auf sein Herz gelegt hatte. Jetzt aber fing sie ziemlich laut und mit einem erzwungenen Lächeln wieder an:

„Welchen andern Plan, lieber Heinrich, könnte ich denn meinen, als — die Heirath."

„Heirath? Mit wem?" fragte er mit hervorgepreßter Stimme.

„Wie Du fragst! Eine Verbindung zwischen Dir und Ida!"

Sie konnte ihn dabei nur flüchtig ansehen. Dann schlug sie die Augen wieder in den Schooß und wartete mit peinlicher Spannung auf seine Antwort. Diese erfolgte erst nach einer Pause.

„Tante," sagte er leise, „Tante, scherze nicht!"

„Ich scherze nicht. Seh' ich zum Scherzen aus, Heinrich?"

„Um so weniger solltest Du solche Aeußerungen thun,“ versetzte er noch immer leise.

„Und wenn ich sie dennoch thue, was läßt sich daraus schließen?“ fragte sie jetzt ebenfalls nach einer Pause.

„Daß Du Unmöglichkeiten verlangst. Was ist geschehen, Tante? Wie kommst Du auf einen Plan zurück, den Du selbst mit zerreißen halfst! Wo ist Er, der Deiner Tochter Alles und Dir der Grundstein Deiner Lebenshoffnungen war, — wo ist Herr von Leith? Warum erwähnst Du seiner nicht? Tante, Du zwingst mich zu diesen Fragen, — ich stelle sie ungern, — —“

Er hielt inne. Das Aussehen seiner Tante hemmte seine Zunge. Ein Ausdruck unbeschreiblicher, erschütternder Art verzog ihre Miene, und ein langes, schweres Aufathmen trieb ein lautes Stöhnen durch ihre schmerzhaft gekräuselten Lippen. Dann sprach sie mit erstorbener, harmvoller Stimme:

„Ich vergaß, daß Du es noch nicht wissest, Heinrich! Verzeihe mir. Lies hier. Es steht ja schon in den Blättern. Ein guter Freund hat mir dies da zugeschickt! Man wollte mir wohl — eine Freude bereiten.“

Etwas vom todesschmerzlichen Humor des bittersten Seelengrams lag in diesen Worten, als sie dem tiefergriffenen Neffen ein Zeitungsblatt hinschob, unter dessen zahlreichen Localnotizen sich auch folgende befand:

> „Nach telegraphischen Nachrichten vom Hoflager Sr. Majestät des Königs in Rom, ist der seitherige Ordonnanzofficier Hauptmann von Leith zum Flügeladjutanten ernannt und zugleich unter dem Beinamen von der Leithen, in den erblichen Freiherrnstand des Königreichs erhoben worden.“

„Aber, Tante,“ fing Wildhoff an, nachdem er dies gelesen, „so wäre ja der bestimmte Termin für Leith und Ida's Verlobung gekommen. Ich verstehe nicht. Ich fürchtete etwas Schlimmes zu lesen und sehe ein letztes Hinderniß gefallen, wenn sich diese Nachrichten bestätigen.“

„Sie bestätigen sich,“ sprach die Tante mit leisem Nachdruck.

„Also Herr von Leith Flügeladjudant?“

„Es ist wahr!“

„Und Freiherr?“

„Es ist wahr!“

„Also?“

„Er ist für Ida verloren!“ sprach Frau von Luckner kaum hörbar. „Lies weiter — das roth unterstrichene.“

Wildhoff las die bezeichnete Stelle, welche lautete:

> „Unter den vom königlichen Hoflager aus Rom hierher gelangten Nachrichten dürfte die von der Verlobung des königlichen Flügeladjutanten Freiherrn von der Leithen, mit einer Erbin aus den vornehmsten Familien unseres Landes auch in weiteren Kreisen Interesse erregen. Die jugendliche Braut, Gräfin Adele von Waldburg, ist Waise und befindet sich mit ihrer Tante, der Freifrau Hortense von Buchberg, seit einigen Wochen in der ewigen Stadt. Wie man vernimmt, wird die Vermählung selbst noch in Rom stattfinden und das junge Ehepaar erst nach Neujahr in die Heimath zurückkehren.“

Wildhoff hatte die Mittheilung durchgelesen und starrte noch immer auf das Blatt. Es war ihm, als müsse er sich erst durch mehrmalige Durchlesung dieser Mittheilung überzeugen, daß sie deutlich ge-

druckt vor ihm stand. Und doch bestätigte sie nur, was er immer insgeheim befürchtet, wovor er seine Tante so manchmal gewarnt, wenn ihre vertrauensvolle Zuversichtlichkeit von Leith wie von einem Felsen sprach, auf den sie ihr ganzes künftiges Denken und Handeln, alle ihre hohen Pläne bauen wollte. Aber das Menschenherz ist so geartet, daß wohl sein Mißtrauen wach sein konnte und dennoch das Befürchtete, sobald es einmal eingetroffen, erschütternd auf uns wirkt. So viel Falschheit und Treulosigkeit schien dem edlen Wildhoff noch immer unglaublich, wenn er sich auch sagen mußte, daß sie ihm stets als letztes Resultat der Beobachtungen vorgeschwebt war, welche er über Leith's Charakter, Denkungsart und Handlungsweise angestellt hatte.

Nun flimmerte es ihm vor den Augen, da er mit starrem Blick auf die verhängnißvolle Notiz schaute, welche den ganzen stolzen Bau seiner Tante mit einem Schlag zusammenstürzte und zwei Frauen, welche seinem Blute wie seinem Herzen noch immer gleich nahe standen, in eine Hölle voll unerdenklicher Seelenqualen verstoßen mußte. Wenn er an Ida, an seine Tante und deren Leid dachte, wie furchtbar der Schlag sie getroffen, all' ihr Hoffen zerstört, ihr

Denken, Sein und Empfinden zerrissen, ihr Leben zermalmt haben mochte, zitterte ihm das Herz vor erbarmungsvollem Mitleide, aber auch vor tödtlichem Grimme gegen die Niederträchtigkeit, deren Opfer ihre vertrauensvollen Seelen, ihre Leichtgläubigkeit geworden. Er dachte jetzt an keinen Vorwurf um letzterer willen. Er wollte seine Warnungen und Ermahnungen nicht in's Gedächtniß zurückrufen; er dachte nur an die herbe, furchtbare Enttäuschung und deren Wirkung auf das Herz seiner Tante und seines Bäschens.

Und so saß er da, mit stierem Auge auf das Blatt blickend. Es war eine todesschauerliche Stille im Zimmer, ein fürchterliches Schweigen. Er getraute sich nicht zu fragen, ob das Alles wahr, was er da gelesen. Er getraute sich lange nicht einmal aufzusehen nach seiner Tante, — er fürchtete sich gleichsam vor deren Anblick. Als er es dennoch that, erschrak er und sein Herz zuckte in heftigem Schmerz. Die Tante saß da, das Haupt auf die Hand gestützt, mit so gramvoll verzerrter Miene, daß er Mühe hatte, sie wieder zu erkennen. Der sonst so festgeschlossene Mund mit seiner schönen regelmäßigen Linie, war wie im Todeskrampf geöffnet und gekräu-

felt, ihre Gesichtsfarbe war leichenblaß, die Augen hatten den Ausdruck sprachloser Verzweiflung, und auf der sonst so glatten freien Stirne hatte der Gram einer Nacht und eines Tages schon Furchen eingegraben, wie er es sonst in Jahren kaum vermag. Er sah, dies so stolze Frauenherz war gebrochen. Tiefes Mitleid und Erbarmen trieb ihm Thränen in die Augen bei diesem Anblicke.

„Arme, arme Tante!“ kam ihm leise von den zitternden Lippen.

Er glaubte nicht, daß sie's gehört haben könne, drum schauerte es ihn an, als sie nun mit dumpfer Stimme erwiderte:

„Ja wohl, ich bin arm! Arme Tante, arme Mutter! Unglückseliges elendes Weib!“

„Nicht doch, liebe Tante,“ fiel Wildhoff erschüttert ein. „Was ist's denn auch, als daß ein Nichtswürdiger sich zum Glück noch frühe genug entpuppt hat. Für Ida ist es besser so, und zum Lebensglück bedarf es keines politischen Einflusses, keiner Einwirkung auf die Geschichte des Landes, keiner hohen Stellung —“

Sie winkte ihm schwach mit der Hand, inne zu halten. Ihre Geberde sprach aus, daß es sich nicht

mehr darum handle, daß ihr Alles das jetzt gleichgültig sei.

„Du weißt nicht, was ich dabei fühle,“ fing sie dann an, indem sie sich den kalten Schweiß mit dem Tuche von der Stirne trocknete, „was ich fühle, wenn unsere Familie, — meine, unsere Familie, Heinrich, — entehrt — —“

„Entehrt?“ rief Wildhoff mit bebendem Herzen. „Tante, ist sie deswegen entehrt, wenn sie durch einen Niederträchtigen getäuscht und betrogen wurde?“

„Dem Spotte, der Verachtung anheimgegeben, ein Gegenstand des Gelächters für Alle! O!“ fuhr sie stöhnend fort, „daß ich das erleben muß, das Ziel ihrer hämischen Reden und Blicke zu werden! O, ich weiß, die Meisten liebten mich nicht, wenn sie mir auch schön thaten. Sie kannten meinen geheimen Stolz, ahnten meine hohen Pläne, — sie werden jubeln und mir den tiefen Fall gönnen.“

„Tante,“ fing Wildhoff beschwichtigend und mahnend an, „Du, eine Frau von Deiner Seelengröße und Charakterstärke, — die nie den Schein für die Sache gewollt, — Du wirst Dich doch nicht um das Urtheil charakterlosen Gesindels kümmern!“

„O, ich weiß das,“ bemerkte sie wieder, während

noch immer der kalte Schweiß aus allen Poren ihrer todesbleichen Stirne drang, „ich weiß dies Volk zu taxiren, ich habe mich nie über dasselbe getäuscht. Es ist auch das nicht, — es ist ja gerade das Mitleid der Edleren, der Triumph des stolzen Adels über die betrogene Vermessenheit der Beamtenwittwe, wie sie's nennen. O Heinrich, Heinrich, ich so gedemüthigt, ein Gegenstand des Mitleids der Besseren, des Gelächters für die Andern — ich faß' es, ertrag' es nicht. Und — mein armes Kind, meine Ida, die Hunderte beneidet haben, meine Tochter, mein einziges Kind, mein Stolz, mein Alles — —"

„Tröste Dich, Tante!" sprach Wildhoff. „Für Ida ist nichts verloren, als ein Unwürdiger, der sie doch nie glücklich gemacht haben würde. Ida ist jung, schön, liebenswürdig und wird auch künftig für Hunderte ein Ziel sehnlichster Wünsche sein. Wie viele werden sich glücklich schätzen, daß Ida's Hand wieder frei geworden."

„Wie viele!" kam jetzt von den Lippen der gequälten Mutter, und ein düstrer Strahl ihrer Augen traf ihn, Grauen erweckend, als sie weiter sprach: „Warum nicht Du?"

Er schwieg. Das Wort hatte ihn wieder leichen-

kalt berührt und ihm alles Blut zum Herzen zurückgedrängt.

„Warum nicht Du?“ tönte ihre Stimme noch einmal, und ihre Augen ruhten mit dem Ausdrucke tödtlicher Spannung auf seiner Miene.

Eine qualvolle Pause war eingetreten, qualvoll für Beide. Wildhoff mußte sich die die ganze Erinnerung seiner Liebe, die volle Erscheinung Irenens zurückrufen, um dem ergreifenden stillen Flehen ihrer Blicke, dem Ausdruck von Seelenangst in ihrem Antlitze widerstehen zu können. Er mußte sich panzern mit der ganzen Kraft seiner Liebe gegen die Wirkung des erschütternden Anblicks seiner Tante. Endlich sagte er doch, um etwas zu sagen:

„Ida liebte mich nie, Tante!“

„Sie haßt Dich nicht! Heinrich!“

„Ich hasse sie auch nicht, aber ich kann sie nicht mehr lieben, wie —“

„Du galtest bei den Meisten noch bis in die letzte Zeit als ihr Bräutigam,“ fiel jetzt Frau von Luckner ein, da ihr Neffe wieder zögerte. „Es wird nicht auffallen, wenn Du Dein Bäschen zum Altare führst.“

Jetzt mischte sich in sein Mitleid mit der Ver-

zweiflung seiner Verwandten, doch etwas Empörung gegen die Zumuthung, welche in den Worten der Tante sich aussprach. Er fühlte sein Herz nun vollständig gewappnet und seine Miene nahm wieder einen kalten Ausdruck an.

„Heinrich,“ fing die Tante wieder an. „Sprich ein zustimmendes Wort, ich bitte Dich! Du wirst meinen Wunsch erfüllen, Heinrich?“

„Ich kann nicht!“

Wie ein Faustschlag traf das Wort die Tante, daß sie an die Lehne zurücksank. Ihre linke Hand fuhr an die Stirne, ihre Rechte an die Stelle des Herzens. Als sie so eine Zeitlang verharrt, fing sie mit der Entschlossenheit der Verzweiflung nochmals an:

„Sage das böse Wort nicht wieder, Heinrich! Sohn meiner Schwester, nimm das Wort zurück. Heinrich, Heinrich, Du wirst meinen Wunsch erfüllen. Heinrich, Du wirst es! Sage, daß Du es wirst!“

Sie sah ihn dabei mit einem Blicke an, unter welchem er sich wie in Todesqual wand. Und in seinen Worten lag nun wie in seinen Zügen der Ausdruck entsetzlicher Pein, als er noch einmal erwiderte:

„Ich kann nicht, Tante! Tante, ich kann nicht!“

Mit angehaltenem Athem, wie eine zum Tode Verurtheilte, sah sie ihn stier an. Dann erst versetzte sie mit gepreßter Stimme:

„Und warum, warum kannst Du nicht? Warum willst Du in dieser Stunde größter Noth Deiner Tante, die Dich wie einen Sohn geliebt, die rettende Hand verweigern? Heinrich, — bedenke, was Du sagst, bevor Du das böse Wort wiederholst. Vergiß Deinen verletzten Stolz, Heinrich, — folge nicht gekränkter Eitelkeit. Du bist doch sonst keine kleinliche Natur, Heinrich. Heinrich, Heinrich, Du kannst mich nicht so flehen hören, ohne meine Bitte zu gewähren . . ."

„O Tante, sieh mich nicht so flehend an! Meinen Stolz kann ich opfern, nicht aber — —"

„Was nicht? Ich verstand Dein letztes Wort nicht. Was kannst Du nicht opfern?"

„Mein Herz ist nicht mehr frei, Tante! Alles, nur meine Liebe kann ich nicht opfern."

„Deine Liebe," sprach die Tante, und wie ein bloßer Hauch ging das Wort von ihren Lippen. „Und — wen liebst Du?"

Mitten in der Qual des Augenblicks färbte sich jetzt sein bleiches Gesicht mit leichtem Roth. Die

Tante aber fuhr in ihrer tödtlichen Spannung ungeduldig zu fragen fort:

„Wen, Heinrich? Wen? Sein Kind, — ihre Tochter?"

Er brauchte den Namen nicht auszusprechen. Sie verstand ihn, sie las ihn aus seiner Miene, und mit beiden Händen preßte sie die stöhnende Brust. Sie schien noch mehr zu erbleichen, und ihre Augen nahmen einen trüben Glanz an. Es schwamm ihr vor den Blicken. Erst nach längerem Schweigen fragte sie dann mit erstorbener Stimme:

„Hat sie Dein Wort schon? Bist Du verlobt?"

Wildhoff war wieder leichenblaß geworden. Er hätte ein unwahres Wort sprechen können und wäre damit wohl jeder weiteren Zumuthung überhoben gewesen. Mit Bitterkeit gedachte er jetzt seiner stets hinausgeschobenen und noch immer zurückgehaltenen Erklärung gegen Irene und deren Eltern, — eine Zurückhaltung, die ihm jetzt als eine Schrulle, eine zu weit getriebene Ehrenhaftigkeit erscheinen mußte. Ein „Ja" von seinen Lippen auf der Tante Frage hätte ihn retten können. Aber mit einer Lüge, und war sie noch so sehr eine Nothlüge, sich aus dieser fürchterlichen Versuchung befreien und die Tante

hoffnungslos in den Abgrund stürzen lassen, das konnte er nicht.

Er schwieg.

„Bist Du verlobt?" fing die Tante ihre Frage von Neuem an, lauter, dringlicher. „Heinrich, ich frage Dich auf Dein Gewissen: Bist Du der Verlobte Irenens v. Helming?"

„Nein," antwortete er leise. „Noch nicht, aber —"

Ein hörbares Aufathmen, das ein nachdrückliches „Gott sei Dank!" bedeutete, entrang sich der gequälten Brust der Frau v. Luckner und übertäubte die Worte, die Wildhoff noch hinzusetzte. Dann legte sie ihm mit der alten Vertraulichkeit die Hand auf den Arm, sah ihn fest an und sprach nun mit festerer Stimme und stets zunehmender Sicherheit:

„Weißt Du noch, wie ich Dir hier auf diesem Sitze das Geheimniß meines Lebens offenbart habe? Sagte ich Dir nicht, Heinrich, sagte ich Dir damals nicht, daß ich — eine schwache Frau — stark genug war, mein Lebensglück dem — — ja, dem Ehrgeize zu opfern, um unsere Familie zu erheben, sie einflußreich und groß zu machen? Was ich damals that und vermochte für die bloße Aussicht weithinwirkenden Einflusses, das kannst Du heute um so eher, wo die

dringendste Nothwendigkeit befiehlt — den Fall unserer Familie zu verhüten, die Ehre derselben vor der schadenfrohen Welt zu bewahren. Du bist ein Mann, Heinrich, — ich kenne Dich von Deiner Kindheit an. Ich weiß, Du wirst Dich von keinem Weibe, und wäre dieses Weib auch Deine Tante, beschämen lassen."

Während so Frau v. Luckner sprach, hatte auch Wildhoff's Miene ihre frühere Festigkeit wieder gewonnen. Der Ausdruck seiner Züge verhärtete sich, sein Blick ward kalt, als er sich jetzt erhob, so daß die Hand der Tante von seinem Arme herunter in ihren Schooß glitt. Und aufrecht stehend sprach er nun nicht ohne Bitterkeit im Tone:

„Tante, ist die Ehre unserer Familie unberührt, wenn auch das Kind durch uns die bittere Enttäuschung erfahren muß, welche einst das Herz des Vaters zerriß? Spiele nicht mit dem Schicksale, Tante. Sind dem Wahne, den du Ehre, Ehrgeiz nennst, noch nicht genug Opfer gebracht?"

Frau v. Luckner hatte sich gleich ihrem Neffen erheben wollen. Aber sie sank von diesen Worten getroffen wieder auf die Chaise longue zurück, bedeckte einen Augenblick lang das Gesicht mit den Händen und hielt dann diese bittend zu Wildhoff empor, in-

dem sie, selbst zitternd, auf ihrem Sitze kauerte und in herzzerreißendem Tone mit dem Stammeln entsetzlicher Angst rief:

„Heinrich, sprich nicht so! Wenn Du wüßtest, — wenn Du wüßtest, welche Qualen mit jedem Deiner Worte auf mein Gewissen fallen! Wenn Du wüßtest, welche Lasten Du auf meine Seele wälzest! — Weiche mir nicht aus, Heinrich!“ rief sie in steigender Angst mit gerungenen Händen. „Setze Dich wieder hieher, mir gegenüber, Heinrich, — ich vergehe, wenn Du mich so ansiehst.“

Jedoch — er verharrte in seiner Stellung. Da erhob sie sich plötzlich und wankte auf ihn zu, indem sie seine Hände ergriff. Ihr Antlitz war qualvoll durchzuckt, — auf ihrer Stirne stand wieder der kalte Schweiß.

„Heinrich, Sohn meiner einzigen Schwester, — ich weiß was ich von Dir verlange, — ich weiß es! Aber sieh' die Angst meiner Seele und versprich, daß Du Ida heirathen willst.“

Ihr Ton und Anblick war herzzerreißend. Wildhoff stand in tiefster Erschütterung, wandte aber das Gesicht ab. Man forderte von ihm die Zerreißung jedes Bandes, das ihn noch an die Freude des Da-

seins knüpfte. Sich selbst sollte er seinen Himmel zerstören, und um Anderer willen eine Hölle wählen. Denn mit dem Bewußtsein der Täuschung seiner Liebe war ihm ferneres Leben eine schwarze qualvolle Hölle. So verharrte er mit abgewandtem Antlitz, während die Finger der Tante in seiner Hand zitterten. Als er es wieder herkehrte, lag seine Tante vor ihm auf den Knieen, während sie mit einem entsetzlichen Jammerblicke zu ihm aufsah und seine Hände krampfhaft mit ihren kalten Fingern umkrallte.

„Heinrich, sieh', Deine Tante kniet vor Dir, — Deiner Mutter Schwester! Die Frau v. Luckner, die noch zu keinem Menschen gefleht, Niemanden auf Erden um eine Gnade gebeten, sie bittet, sie fleht auf den Knieen zu ihrem Neffen."

Er wollte sie aufrichten. Aber sie sank immer wieder nieder auf den Zimmerteppich.

„Hier, hier zu Deinen Füßen ist meine Stelle," sagte sie. „Hier will ich Dich anflehen, so lange Dein Herz von Stein, — so lang' ich noch einen Laut, so lang' ich noch eine Thräne habe. — Du weißt noch nicht Alles! Erspar' mir, erspar' Deiner Tante ein Geständniß, mit dem ihr Sein, ihr Verstand entflieht! — — Heinrich, Heinrich — —"

„Und was ist es denn?“ rief er jetzt, sich in Verzweiflung krümmend. „Was ist es denn, warum ich mein und ihr — ihr Lebensglück zerstören soll, die ich über Alles liebe! Was ist es denn?“

Von einem Schauer durchbebt, schüttelte sich die Gestalt der Frau v. Luckner auf ihren Knieen.

„Laß es unausgesprochen, Heinrich!“ sprach sie, indem sie das Haupt sinken ließ. „Ich bringe das Wort nicht über meine Lippen.“

Wildhoff antwortete nicht. Als die Tante ihr müdes Haupt wieder zu ihm aufrichtete, stand noch immer die furchtbare Frage in seiner Miene. Sein Gesicht hatte einen starren, wilden Ausdruck. Seine Züge waren wie in einer grauenhaften Ahnung verzerrt.

„Heinrich,“ rief sie in schneidendem Tone, „Heinrich — — ich werde wahnsinnig.“

„Ich bin es schon!“ erwiderte er mit tonloser Stimme und fuhr sich über die jetzt ebenfalls in kaltem Schweiß gebadete Stirne.

Nun trat ein Schweigen ein, das nur das leise Ticken der eleganten Uhr unterbrach. Dann aber begann er — und sein Herzblut erstarrte dabei, seine Adern stockten, als er mit einem unnatürlich ruhigen Tone begann:

„Tante, nun muß ich Alles wissen. Was ist's? Nur ein andeutendes Wort. Was ist Ida begegnet?"

Als hauche ihre Seele in einem einzigen stöhnenden Laute aus, so kam es jetzt in einem schweren Seufzen über ihre Lippen. Eine Weile erfolgte nichts weiter. Todtenstille herrschte im Zimmer. Nur die Stockuhr tickte eintönig fort. Wie verwundert blickten die Augen des verstorbenen Onkels aus dem Portraite an der Wand auf die erschütternde Scene im Boudoir seiner Gattin, wo der Neffe in tödtlicher Spannung einer Antwort harrte, und die Tante mit gerungenen Händen auf den Knieen einen furchtbaren Kampf kämpfte. Endlich erklang ein Menschenlaut, so dumpf und erstorben, als käm' er aus dem Geisterreiche:

„Es wär' ihr besser, sie läge im tiefsten Grabe!"

Dann trat wieder das frühere Schweigen ein. Die Tante war auf dem Teppich zusammen gesunken. Die hohe Gestalt des Neffen stand, wie von wilden Fieberschauern durchschüttert, in der Dämmerung des Gemachs. Seine Hände waren auf die feuchte Stirne gepreßt. Seine Züge drückten eine ungeheuere Verzweiflung aus. So stand er lange. Nur einmal kam von seinen bleichen Lippen ein leises Wort:

„Allmächtiger Gott!“

Als sich endlich, mit übermenschlicher Anstrengung Frau v. Luckner von dem Teppich des Gemachs wieder erhob, schleppte sie sich auf den Neffen zu. Ihre schwankende Gestalt sank ihm an die gequälte Brust, krampfhaft hielt sie sich an ihm aufrecht, um nicht wieder kraftlos nieder zu sinken. Sie näherte ihre Lippen seinem Ohre. Er sollte jetzt Alles wissen. Und kaum hörbar lispelte sie mit der Stimme einer Sterbenden:

„Meine Tochter — Ida ist — —“

Das letzte Wort blieb unausgesprochen. Dennoch verstand er es vollkommen.

Seine Arme legten sich um die schlaff zusammensinkende Gestalt der armen Mutter. Die letzte Anstrengung hatte die Kräfte dieser Frauenseele erschöpft. Ihr Haupt hing todtenblaß und mit geschlossenen Augen herunter, als er sie auf das Sopha trug. Nur ihre kalte, feuchte Hand umkrallte noch krampfhaft die seinige, da die Bewohnerin des Zimmers ohne Lebenszeichen auf den Kissen lag.

Funfzehntes Capitel.

Erzählt von großem Leide.

Es war schon Abend geworden. Nacht und Dunkelheit herrschte in dem Boudoir der Frau von Luckner, und die, welche es sonst so reizend zu beleben wußte, lag still und bleich, einer Sterbenden gleich, auf dem Sammet ihres Ruhebetts.

Noch immer saß Wildhoff neben der Ohnmächtigen und starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Wollte ihm als ein fürchterlicher Traum erscheinen, was er in dieser Stunde gehört und erlebt, so genügte ein Blick auf die Ohnmächtige, um ihm die entsetzliche Wahrheit, die furchtbare Wirklichkeit aufzudrängen. Und doch faßte sein schwindelnder Kopf noch nicht den vollen Umfang des Schrecklichen, das auf ihn einstürmte. Bewußt war ihm nur, daß er vor einem grauenhaften Abgrunde stand, der einen anderen Curtius verlangte, um sich über dem heldenmüthigen Opfer zu schließen. Was aber war der

Tod des patriotischen Römers gegen sein eigenes Schicksal, wenn er sich entschloß, den klaffenden Riß decken zu wollen, der durch die Ehre und das Dasein seiner Familie ging! Stürzte er sich in den Schlund, der seine Verwandten zu verschlingen drohte, so erblühte ihm kein glänzender Nachruhm daraus, wie dem todeskühnen römischen Patrizier, sondern viel eher ward das Gegentheil seiner That, seinem übermenschlichen Entschluß.

Ja! Der furchtbarste Tod war wenig gegen sein Loos. Nicht sein Leben, seines Lebens ganzes Glück sollte er hingeben. Er sollte leben, elend leben und nicht sterben dürfen. Er sollte alle die süßen Hoffnungen seiner Liebe, da sie eben erst herrlich aufgeblüht waren, für ewig begraben, — sollte nicht blos das eigene, sondern auch ihr Glück zerstören, die er so heiß, so innig liebte, sollte sie in ihrem innigen, freudigen Vertrauen täuschen, das seine ganze Seligkeit gewesen. Das Alles sollte er, um fremden Verrath, fremde Schmach zu decken, um eine Schuld zu sühnen, an welcher er völlig unbetheiligt war. Was Andere gefehlt, sollte er schrecklich büßen, — auf seine Schultern die Folgen eines Fehltritts nehmen, den seine Warnungen nicht verhindern gekonnt. Ihm,

dem Unschuldigsten, bürdete man die ganze Wucht eines Unglücks auf, in das man gegen sein eigenes besseres Wissen und Wollen gerannt. Und er sollte sich darum aus dem Himmel seiner Liebe in einen Abgrund von Höllenqualen für dieses ganze Erdenleben stürzen. Es war empörend!

Solche Erwägungen zuckten dunkel in ihm auf, marterten sein Herz und brannten durch sein Gehirn, als er so stumm und still dasaß, neben der Ohnmächtigen in der Dunkelheit des Gemachs. Einige Mal trieb ihn wilde Empörung auf, und er fragte sich, warum gerade er, ohne irgend welche Schuld an der Catastrophe, er, der Zurückgedrängte, Abgewiesene das blutigste Opfer dieser Familientragödie sein solle. Sein ganzes Wesen, all sein Bewußtsein kehrte sich dann gegen diese Nothwendigkeit, indem er seiner Liebe gedachte. Aber im Anblicke seiner Tante zerschmolz alle Entrüstung wieder zum innigsten Mitleide. Indem er sich vorstellte, was werden solle, wenn er die arme Mutter in ihrer fürchterlichsten Noth verließ; was sie beginnen würde, wenn er, ihr natürlicher Vertrauter, ihr einziger Rettungsanker sie hülflos sich selbst überließ; wenn er so die sonst so starke Frau, gebrochen, als Raub der herbsten Ver-

zweiflung vor sich sah: da flüchtete sich alle Bitterkeit und Gekränktheit hinter sein Herz, das von unsäglichem Erbarmen blutete.

Minute um Minute verging, ohne daß er sich so weit zu fassen vermochte, um den Beistand der Dienerschaft für die Tante anzurufen.

Es dauerte lange, bis sie ihr Auge wieder matt aufschlug und es müde und lebenssatt auf dem Neffen ruhen ließ, der in angstvoller Spannung zu ihr niederblickte. In ihrer Miene lag ein leidvoller Vorwurf, eine bittere, herbe Anklage, nicht gegen den Neffen, sondern gegen das Schicksal, das sie wieder zum Bewußtsein des Lebens und damit ihres Leidens geweckt hatte. Sie versuchte, ihre blassen Lippen zu bewegen. Erst allmählig bekam sie jedoch die Kraft zu den fast unhörbar leisen Worten:

„Sei ruhig, Heinrich. Aengstige Dich nicht. Ich sage nichts mehr, wünsche nichts mehr, als mit meinem armen Kinde zu sterben.“

Nun aber beugte sich Wildhoff zu der unglücklichen Mutter nieder und sprach in seinem liebevollsten Tone:

„Tante! Ich kann Dich nicht so leiden sehen. Fasse Dich, — ich werde thun, was ich vermag.

Nur kein bindendes Wort verlange jetzt. Erhole Dich. Lebe wohl! Auch ich will allein sein."

Er wollte gehen. Eine schwache Bewegung ihrer Hand hielt ihn noch zurück. Matt und müde klang ihre Stimme, da sie sagte:

„Nur noch eine Bitte, Heinrich: führe mich zur Thüre des Zimmers meiner Tochter."

So richtete er sie denn auf. Beide schwankten durch den schwach beleuchteten Corridor bis zu der Thüre, welche zu den Gemächern Idas führte. Wildhoff hörte innen ein leises Wimmern und Jammern, das ihm durch die Seele schnitt. Als die Thüre sich öffnete und die Mutter hinein trat, sah er durch die Spalte flüchtig das schöne, jugendliche Antlitz eines Wesens, das nur zum heitersten Genusse des Lebens geschaffen schien und nun bleich, in Thränen gebadet, ein Bild des Jammers, da innen stand.

Die Thür schloß sich, und er befand sich allein im Corridor. Innen im Zimmer ließ sich ein herzbrechendes Schluchzen vernehmen. Da drückte er die Hände vor die Augen und schritt so nach seinen eigenen Zimmern. Hier schloß er sich ein.

Die Nacht rückte vor, Stunde um Stunde verfloß und noch hatte Wildhoff kein Zeichen gegeben,

daß er irgend etwas bedürfe. Die Dienerschaft im Hause wartete und wartete. Auf den Zehen schlich sich die geschmeidige Jeanette durch den Corridor oben und lauschte an den Schlüssellöchern. Im Zimmer der Tochter des Hauses hörte sie weinen und schluchzen und klagen und sah sie die schöne Gestalt der reizenden Ida von Luckner in den Armen ihrer verzweifelnden Mutter, trostlos über die Seitenlehne ihrer Causeuse gebeugt. Im Gemache des Architekten jedoch war und blieb es still und dunkel. Das Kammermädchen konnte nichts erlauschen, so lange sie auch an der Thür verweilte, von welcher sie nur durch einen unsanften Puff des alten Fridolin verscheucht wurde. Dieser war überhaupt in letzterer Zeit sehr grob gegen sie gewesen. Er hatte wohl seine Gründe hierzu, der alte Fridolin.

Aber auch dieser Getreue lauschte an den Thüren des mattbeleuchteten Corridors herum, wenn auch nur aus wirklicher Theilnahme. Denn das Herz war ihm gar schwer in diesen Tagen voller Unruhe und bänglichen Dahinlebens; und vornehmlich an diesem Abende trieb es ihn herum, treppauf, treppab, durch alle Zimmer und Böden, nur nicht in den Keller. Er hatte die dort liegenden Weinflaschen ganz ver-

gessen und überließ sie ihrem Schicksale und den Spinngeweben, welche sich um dieselben zogen.

Es war unheimlich in dem sonst so freundlich belebten Hause. Es war unheimlich — und still in dem Zimmern des Architekten. Eine Stunde um die andere floß hin, und der Glockenschlag klang von den Hauptthürmen der Altstadt über die Alleen herüber, von welchen das vergilbte Laub durch die Nacht zu Boden wehte.

Um Mitternacht aber tönte mit einem Male ein Schritt durch das Haus. Auch die Tante hörte ihn, und er dröhnte ihr schauerlich an die Seele, da sie eine Thür sich schließen und dann den Schritt draußen hörte, während sie über ihrer Tochter wachte, welche die thränenschweren Augen endlich zum wohlthätigen Schlummer geschlossen hatte.

O, sie wußte, die so einsam über ihrem Kinde wachte, was sie von dem verlangt hatte, dessen Tritte außen im Corridore gegen die Treppe hinhallten, — sie wußte, was sie ihm aufzuladen suchte, — sie kannte die Wucht ihrer Forderung. Und ihr blutendes Mutterherz entsetzte sich — im Gedanken an seine Qual — vor der eigenen Selbstsucht. Gleich einem Raben, mit quälendem Fittiche schwebte die

Reue um ihre Seele und wehte sie schauernd an, — Reue, das bitterste und unfruchtbarste aller Gefühle, durch welche das Unglück gefoltert wird.

Und da draußen ging Einer, das Haus zu verlassen, über welchem das Verhängniß düster brütete. Wohin trieb ihn die Verzweiflung, die sie in sein Herz gepflanzt? Sie wollte sich erheben, um ihm nachzulaufen; aber die Füße versagten der Armen ihren Dienst. Sie horchte und hoffte, die Tritte würden sich wieder zurück zu den Zimmern ihres Neffen wenden. Vergeblich. Und als nun die Schritte allmählig auf der Treppe verhallten, als sich unten die Hausthür öffnete, welche zur Straße führte: da riß sie sich mit verzweifelter Kraft empor und eilte an das Fenster, an welchem sonst Ida zu sitzen und die Huldigungen der vorüber reitenden Freunde des Herrn v. Leith zu empfangen pflegte. In Todesangst drückte sie ihr bleiches, verhärmtes Antlitz an die Scheibe. Da rang sie die Hände wund und sah mit bebenden Lippen flehentlich zum besternten Nachthimmel empor — und dann wieder auf die Straße nieder.

Das Zufallen der Thüre unten tönte dumpf und mit erschreckendem Nachhall durch das Haus und wie

Donner des Weltgerichts an ihr Ohr. Auf der Straße tauchte dann eine hohe Männergestalt auf, das Verschwinden derselben in der Nacht draußen nahm der Lauschenden allen Glanz vom Sternenhimmel hinweg.

Eine licht- und trostlose Nacht waltete über dem Hause der Frau v. Luckner.

Und dennoch war es eine schöne Herbstnacht. Der Ostwind führte wieder den Wellensang des Alpenstroms über die schlummernde Stadt hin in die westlichen Viertel derselben. Mitternacht war bereits vorüber, die Straßenlichter erloschen. Nur die Sterne funkelten aus der Ferne, und aus einem durch Gebüsch halbverdeckten Fenster fiel der rosige Glast eines beleuchteten Zimmers auf das Laubwerk des Hausgärtchens vor demselben. An dessen Planken lehnte Jemand und sah minutenlang hinüber nach dem hellen Fenster. Der Mann hatte die Arme auf den Querbalken gestützt und seinen Kopf in die Hände gelegt. So blickte er unbeweglich nach dem freundlichen Schimmer und mochte in bittere, schmerzliche Erinnerungen und Betrachtungen versunken sein. Denn er stöhnte manchmal schwer und laut auf, lauter und schwerer, als er einst von dem gehört, der nun in

angestrengter Arbeit da innen saß und kaum ahnte, wer in stiller Nacht außen an den Gartenplanken lehnte — als ein Verzweifelnder.

Welcher Wechsel seit jenem Spaziergange auf der Uferhöhe, wo der heimgekehrte Architekt fast ungläubig Mittheilungen entgegen genommen, welche von dem Leid und den Sorgen dieser Erde erzählten! Unglück hatte ihm damals mehr nur hypochondrische Einbildung geschienen. Nun es ihn selbst gefaßt hatte, mit eisernen Armen umklammerte und packte, suchte auch sein zerrissenes Herz die Einsamkeit, und er floh selbst das Antlitz des Freundes, der in dem beleuchteten Zimmer dorten noch wachte.

Als Herbert nämlich zufällig an das Fenster getreten war, um die angestrengten Kopfnerven etwas ausruhen zu lassen, bemerkte er die Gestalt an dem Plankenzaun und öffnete alsbald in Erinnerung jener Mainacht die Fensterflügel. Hatte er doch den ganzen Sommer über sich an der dunklen Farbenpracht des Sammtveilchenbeets geweidet, welches ihm damals durch einen Unbekannten gespendet worden war, und in der Hoffnung diesen zu erkennen, lehnte er sich jetzt hinaus. Trotz der Dunkelheit fiel ihm jedoch sogleich der Unterschied der hohen Gestalt von heute

zu der untersetzten von damals auf. Der an den Planken entfernte sich in demselben Augenblicke rasch gegen die Altstadt hin, daß die Tritte hohl in der verödeten Straße nachklangen und allmälig in der Ferne verhallten. Von Osten über die Stadt her tönte nur noch jenes seltsame Tosen, dem Herbert auch heute wieder lange, lange lauschte, ohne zu ahnen, welche menschlichen Klagen sich in der feierlich stillen Nacht mit den hehren Lauten mengten.

Stromaufwärts von der Stadt stürzt das grüne Alpenwasser in zahlreichen Fällen über künstliche Wehre und rauscht erquickend und erhebend — eine Symphonie der lebendigen Natur — den Wanderer an zwischen den Bäumen und Gesträuchen der Aue. Doch auf das Gemüth des Einsamen, der nach Mitternacht dorten hinwanderte, war die Wirkung verloren. Das Schäumen und Wallen, das Sprudeln und Rauschen des erfrischenden Elementes übertäubte wohl dessen Stöhnen, nicht aber den in ihm brennenden wilden Schmerz. Stunde um Stunde ging hin, und trostlos, eine Beute des furchtbarsten Seelenkampfes ohne Sieg, ohne Ende, strich Wildhoff zwischen der Welt von rauschenden Wassern umher und dann querfeldein — ohne zu wissen wo=

hin — an schlafenden Dörfern und Weilern vorüber, durch weite Forste und grüne Haiden, über kahle Fluren wieder in dichte Wälder.

Die Nacht war ungewöhnlich schön. Wäre es nur Sturm gewesen, es hätte seinem Gemüthe wohler gethan. Die Heiterkeit des Firmamentes that ihm wehe, wie ihm der Gedanke an den kommenden Tag Grauen erweckte. Er wünschte die Welt schwarz und finster, denn Finsterniß lag um seine Seele, ohne Lichtpunkt seine Zukunft vor ihm, wenn er, seinem Lebensglück entsagend, den Forderungen der Pflicht gegen seine Verwandten entsprach. Qualvoll war aber auch sein Glück, wenn er, es mit der Verzweiflung derselben erkaufend, jede andere Rücksicht der einzigen gegen seine Liebe hintansetzte.

Und während sein Gemüth unsäglicher Pein erlag, folterte die Wucht seines Leids auch seinen Verstand. Vergeblich marterte er sein Gehirn nach einem andern Rettungsmittel, einem Ausweg aus dieser fürchterlichen Collision der Pflichten ab. So durchzuckte ihn der Gedanke, den Verführer aufzusuchen, zur Rechenschaft zu ziehen, ihm die Umkehr zur Pflicht gegen Ida aufzuzwingen, oder selbst des Königs Machtspruch zu Gunsten seiner betrogenen Ver-

wandten anzurufen. Trotz seiner schrecklichen Aufregung drängte sich ihm dennoch die Ueberlegung auf, daß diese Wege durch ein Wirrsal von Sensation dennoch nicht zum Ziele führen mochten. Er verhehlte sich nicht, daß die Tante mit ihrer entehrten Tochter lieber den Tod, als diesen Ausweg durch die Scandalsucht und Medisance oder auch nur durch das Mitleid der Gesellschaft wählen würde.

Schon graute der kommende Tag und Wildhoff lief noch immer, als könne er seiner Qual entlaufen, ohne zu wissen wo und wohin. Eben trat er aus der Nacht eines weiten Buchenforstes, der vom Herbste angehaucht sich bereits bunt färbte. Er stand am Rande eines engen Thals, durch welches ein kleiner Fluß sich hinwand. Traulich murmelte derselbe durch die Morgenstille, da Wildhoff die Ufer entlang schritt. Bald erschienen einige Hütten in malerischen Gruppen, — die Bewohner schliefen noch. Nur die Mühlenwehre rauschten, die Räder gingen. Sonst keine Spur von wachenden Menschen, als eine dünne Rauchsäule, welche aus einem der Häuschen über die farbigen Laubkronen des Ahorns an der steilen Wand der Schlucht emporstieg.

Der Friede des Thals hätte wohlthätig auf

Wildhoffs zerrüttete Gemüthsverfassung wirken können, wenn seine Sinne für freundliche Eindrücke noch offen, seine Seele für solchen Trost der Natur noch zugänglich gewesen wäre. Aber, unempfänglich für die Außenwelt ließ er den beginnenden Tag die Reize der Landschaft erschließen, ohne daß er sie anders wahrnahm, als mit einer unangenehmen Empfindung des Schauerns und Fröstelns. Das Sonnenlicht mochte bald die Menschen herauslocken; er aber scheute Anblick und Begegnung derselben gleich einem flüchtigen Verbrecher. Eben öffnete sich die Thüre des Häuschens, aus welchem schon der Morgenrauch emporwirbelte und eine tiefe Männerstimme sprach:

„Laß die Kinder schlafen, Walli. Sag' ihnen, der Onkel komme bald wieder, wenn sie brav bleiben. Ich selbst will so zu sagen wieder in's Joch. Also, b'hüt Euch Gott."

„B'hüt Gott, Wendel. Grüße die arme Thekla!" antwortete eine Weiberstimme.

Wildhoff beschleunigte seine Schritte, ohne sich umzusehen, bis er, zufällig emporschauend, auf dem hohen Rand der steilen Thalwand die Gebäude einer Haltstation der oben vorüber ziehenden Eisenbahn bemerkte. Er blieb stehen und sah hinan. Er er-

innerte sich des Tags, wo er in wehmüthigen Empfindungen der Stadt entfliehend, aus einem Wagen des Zugs in die grüne Schlucht niederblickte, in der er jetzt in Verzweiflung selbst weilte, — erinnerte sich des Moments, wo er zum See gelangend wieder das holde Mädchen erkannte, deren Anblick ihm damals jede Wunde heilte und wie die aufsteigende Sonne die Dämmerung seines Gemüthes erhellte. Noch wie ein Traum ging die Geschichte seiner Liebe durch seine Seele, — die ganze Wonne ihrer Blüthezeit füllte für einen Augenblick sein Herz, um einem unendlichen Weh zu weichen, wenn er daran dachte, wie ihre liebe Gestalt noch Abends vorher von der reinen Lust und Seligkeit ihrer Liebe durchbebt an seiner Seite gelehnt. Nur wenige Stunden, eine einzige Nacht lag zwischem seinem Glücke und seiner Qual. Aber welche Nacht! Sie hatte Alles verschlungen, was er je von der Wonne des Lebens geträumt, — sie hatte sein Paradies für immer zerstört, vernichtet, was seine schönsten Wünsche und Hoffnungen aufgebaut hatten. Sein Herz zuckte im herbsten Weh, wenn er der vertrauensvollen Hingebung ihres liebevollen Gemüthes, des unvergleichlichen Reizes ihrer Erscheinung gedachte, da die holde Unschuld ihres

Wesens zum glücklichen Bewußtsein ihrer Liebe gekommen war.

Wildhoff war eine starke, männliche Natur. Dennoch überwältigte ihn die lebhafte Erinnerung und Vorstellung so sehr, daß der Schmerz sein ganzes Wesen durchschütterte und jeden Widerstand seines Körpers gegen dessen Macht lähmte und niederwarf. Er sank an den Rain in das welke Laub hin, — sein oberer Körper krümmte sich gegen die Kniee, sein Antlitz barg sich in beiden Händen. Wie von Todesschauern geschüttelt, zuckten seine Glieder und krampfhafter Schmerz peinigte seine Brust und würgte ihm an der Kehle, durch welche sich die bitteren Worte rangen:

„Irene! Irene! Wie kann ich es ertragen!"

„Viel, so zu sagen Alles kann der Mensch, wenn er nur will!" sprach eine tiefe, kräftige Stimme neben ihm in theilnehmendem Tone.

Wildhoff schreckte auf, sprang hastig auf die Beine und sah den unberufenen Sprecher streng an. Der vor ihm stand trug einen vollen, schwarzen Bart, eine blaue Blouse und Dienstmannsmütze. Er hatte ihn sogleich als den „Sozusagen" erkannt, der ihm gestern das verhängnißvolle Billet der Tante über-

bracht und wie sein böses Schicksal mitten in das Glück seiner Liebe getreten war. Wildhoffs Miene war harsch, sein Aussehen um so herber, als er schließen durfte, daß der Dienstmann schon seit einer Weile der Zeuge seiner tiefen Erschütterung und des Ausbruchs seines — wie ihm jetzt bedünken wollte — unmännlichen Schmerzes war. So fragte er denn in strengem Tone:

„Wen suchen Sie hier?“

„Niemanden,“ antwortete der Dienstmann ruhig, „aber mir scheint, ich habe sozusagen Jemanden gefunden.“

„Der jedenfalls Ihrer nicht bedarf,“ versetzte Wildhoff, indem er vor Scham und Unwille, in seiner Schwachheit belauscht worden zu sein, erröthete.

„Vielleicht doch,“ erwiederte der Dienstmann treuherzig. „Es mag Ihnen anders scheinen, aber man muß sich zuweilen sozusagen auch aufdrängen können.“

„Wohl auch eines Aufdringlichen sich zu entledigen wissen,“ sprach Wildhoff barsch, indem er sich zum Weitergehen wendete und ohne sich umzusehen, den Waldpfad, an den Windungen des Flüßchens hin, entlang schritt.

Er war jedoch noch nicht weit gekommen, als er bemerken konnte, daß der Andere nicht im Sinne hatte, sich so leicht abweisen zu lassen, oder zurückzubleiben. Denn er hörte dicht hinter sich Jemanden nachkommen und gleichen Schritt halten in dem von Laub verwehten Pfade. Nun kam wirklicher Unwille über die Zudringlichkeit hinzu, so daß er mit einem Male stehen blieb, sich umwandte und den Dienstmann ansah.

„Was wollen Sie?"

„Für's Erste sozusagen nichts Schlimmes, und dann zur Eisenbahn hinan," antwortete der Dienstmann mit vollkommener Ruhe.

„Ist das Ihr Weg, so gehen Sie voraus, ich werde dann zurück bleiben," sagte Wildhoff, seinen Unwillen mäßigend.

„Thun Sie das nicht, Herr Wildhoff. Lassen Sie mich an Ihrer Last sozusagen mittragen."

„Meiner Last? Was wissen Sie von meiner Last?"

„Sie scheint schwer genug, um bemerkt zu werden," versetzte der Dienstmann in treuherzig theilnehmendem Tone.

„Und Sie werden bemerken, daß ich sie selbst zu tragen weiß und keines Dienstmanns bedarf,"

sprach Wildhoff, indem er sich wieder zum Gehen wandte.

„Wer weiß es, vielleicht doch!“ meinte nachfolgend der unverwüstliche Sozusagen.

„Darüber steht mir allein Urtheil und Entscheidung zu!“ erwiederte Wildhoff etwas gereizt, zugleich wunderlich berührt von der zähen Ausdauer des Menschen und dessen Unempfindlichkeit gegen seine unzweideutigen Abfertigungen, welche jedoch sichtlich keiner Verhärtung des Herzens, keiner Rohheit des Sinnes, sondern wirklicher, theilnahmsvoller Empfindung zu entspringen schien.

„Wenn man unglücklich ist,“ fing jetzt der Dienstmann an, „wenn man von Leid bedrückt ist, so“ —

„Sie setzen das bei mir voraus,“ fiel Wildhoff ein, indem er etwas verächtlich und wegwerfend fortfuhr: „Und da soll ich Sie wohl zum Vertrauten wählen.“

„Ich wäre weder der Schlimmste noch Unwürdigste!“ erwiederte der Dienstmann in einem Tone, der nicht ohne Wirkung auf Wildhoff blieb.

„Ich habe nichts mitzutheilen,“ sprach er etwas milder, als seither.

„Gut, dann lassen Sie sich gefallen, daß ich

Ihnen etwas mittheile, oder sozusagen eine Geschichte erzähle."

„Wenn Sie mein Herz rühren wollen, so können Sie die Geschichte sparen, hier ist meine Börse," sprach jetzt Wildhoff.

Aber der Dienstmann wies mit einer Handbewegung das Geld ab, indem er entgegnete:

„Ich habe Ihre Börse weniger nöthig, als Sie sozusagen meine Geschichte. Ich verlange nichts von Ihnen, als daß Sie dieselbe anhören oder mich wenigstens erzählen lassen. Sie ist weder lang noch verwickelt, Herr Wildhoff, und ich bin fertig, bevor wir auf diesem Pfade aus der Schlucht hinan zum Stationshause kommen."

„Nun, so erzählen Sie denn," sprach Wildhoff trocken.

„Sie kennen doch den Banquier Verdelli?" begann nun der Dienstmann, indem er dicht hinter Wildhoff drein schritt. „Ein reicher und — sozusagen — ein höchst angesehener Mann. Nicht wahr? Sie können daraus ersehen, wie viel die Meinung der Welt, ihre Achtung oder Mißachtung werth ist."

„Wie so?" fragte Wildhoff gleichgültig, doch verwundert über diese Folgerung.

„Wie so?“ wiederholte der Dienstmann. „Herr Verdelli ist sozusagen nicht schlimmer als andere angesehene Männer, und doch ein Tropf. Ein Tropf, wie es leider viele gibt. Und daß er dies sei, hat er heute Nacht mehrmals von mir hören können, als ich ihm zufällig nochmals hinter seiner Villa am See begegnete.“

„Und was haben Sie mit diesem Verdelli?“ fragte Wildhoff noch immer ohne besondere Theilnahme, wenn er sich auch einer früheren Scene erinnerte, deren Zeuge er gewesen war.

„Hören Sie!“ bemerkte der Dienstmann, in seinem Berichte fortfahrend. „Ich fange jetzt sozusagen märchenweise an: Es war einmal ein junger Geselle, der hieß Wendel, und ein junges, schönes, armes Mädchen, das hieß Thekla. Und der Wendel hatte die Thekla lieb und wie er glaubte — sie ihn nicht minder. Thekla war die Mündel von Wendels Vater, lernte nähen und Kleider machen, um sich ehrlich fortbringen zu können. Wendel sollte wie sein Vater Gärtner werden, wäre aber lieber Künstler geworden, und als sein Vater überschuldet starb, konnte er gerade soviel, um als Gärtnergehülfe da und dort aushelfen und in seinen Freistunden Fensterrouleaux

malen und kleine, zierliche Papparbeiten machen zu können. Der einfältige Bursche sah nämlich jetzt Thekla sozusagen als seine Mündel an, für die er sorgen müsse und plagte sich Tag und Nacht, um ihr von dem verdienten Gelde irgend eine Freude zu machen."

Und Thekla?" fragte Wildhoff.

„Die nähte damals um geringen Lohn bei vornehmen Leuten. Es ist Ihnen gewiß schon das große, viereckige Haus auf dem Königsplatz aufgefallen! Nun dort nähte sie auch bei der alten Frau Berdelli. Der Herr Sohn, ein großer Leichtfuß, fand bald Gefallen an dem schönen, gutmüthigen Nähmädchen und wußte sie endlich mit dem Versprechen zu bethören, daß er sie heirathen werde. Sie hatte ihn lieb, also glaubte sie ihm. Um den Wendel kümmerte sie sich nicht mehr, seine Warnungen nahm sie als Beleidigungen auf, und zuletzt sah sie den Grobian so zu sagen gar nicht mehr an und bezog eine hübsche, kleine Wohnung in der Vorstadt."

Wildhoff ging langsamer und horchte mit mehr Theilnahme der einfachen Geschichte, obgleich er noch immer nicht begriff, warum sie ihm erzählt wurde.

Und wie nahm der Wendel diese Sinnesänderung auf?" fragte er.

„Nicht eben leicht, Herr!“ antwortete der Sozusagen. „Nicht leicht. Es kamen böse, böse Tage, Wochen, Monate über ihn, bis er sich so zu sagen wieder herausriß. Eine wohlhabende Gärtnerstochter, die ihres Vaters Geschäft erbte, hatte ihn lieb gewonnen, und da sie ein offenes, heiteres Gemüth hatte, konnte auch er so zu sagen die Nanni gut leiden. Sie wollte ihn heirathen, und halb aus Trutz und Verdruß, halb aus Weltklugheit und Neigung war es ihm recht. Die Hochzeit war schon festgesetzt. Da erfuhr er, daß auch der junge Verdelli an demselben Tage getraut werde, und der Wendel wünschte dabei der Thekla zu begegnen, um ihr zu zeigen, wie leicht er ihre Untreue nehme. Ganz anders aber ward ihm, als er hörte, daß die Braut nicht Thekla heiße, sondern ein vornehmes Fräulein sei. Auf und davon lief der Wendel, um die Thekla aufzusuchen. Sie hatte ihr hübsches Quartier verlassen, und es kostete Mühe, sie in einer traurigen Kammer wieder zu finden, wohin sie sich mit ihrem Gram verkrochen hatte, um in Schmerz und Verzweiflung einem armen Würmchen von einem Menschenkind das Leben zu schenken. Es war eine Geschichte, wie sie oft vorkommt, Herr! Das Besondere dabei

war nur, daß der junge Verdelli der armen Thekla gegen reichliche Vergütung zumuthete, einen Verwandten von ihm als Vater anzugeben, der für den reichen Vetter in solchen Fällen einzutreten pflegte, — auch so zu sagen ein ehrenwerther Mann. Thekla wies die Zumuthung mit Verachtung zurück. Die Arme wollte ihrem Verführer überhaupt keine Ungelegenheit, auch nicht bei seiner Braut, bereiten, sondern nur büßen für ihre Schuld und in Scham und Reue vergehen.“ —

Der Sozusagen holte hier Athem und ließ eine kleine Pause eintreten.

„Und der Wendel?“ fragte jetzt Wildhoff mit Theilnahme, welche merklich durch seine Stimme bebte.

„Der Wendel gab seine Brautschaft auf, obgleich er mit der Nanni hätte so zu sagen glücklich werden können. Ein anderer ist es seitdem mit ihr geworden. Gesegne es ihm Gott!“

„Und warum,“ fragte jetzt Wildhoff mit leiser, zitternder Stimme, „warum gab er selbst sein Glück auf?“

„Warum? Ja, sehen Sie, er war eben ein einfältiger Kerl und hielt es für seine Pflicht, sich des Mündels seines verstorbenen Vaters, der armen gott-

und weltverlassenen Thekla anzunehmen, ihre Ehre vor den Menschen zu decken, indem er ihrem Kinde Vater werden wollte. Glücklich fühlte er sich dabei gerade nicht, das ist gewiß, Aber man ist ja so zu sagen auch nicht auf der Welt, um immer glücklich zu sein. Und dann dachte der Wendel, so jung er noch war, an die Ewigkeit."

„An die Ewigkeit?" fiel Wildhoff jetzt erstaunt und in sichtlicher Erregung dazwischen, indem er auf dem laubverwehten Pfade für einen Augenblick stehen blieb.

„An die Ewigkeit," wiederholte der Dienstmann. „Er war eben ein etwas kurioser, so zu sagen ein einfältiger Kerl, wie Sie schon gemerkt haben werden, las gern in Büchern und dachte sein Theil darüber nach. Nun rechnete er so: Gegen die Ewigkeit ist unser Menschenleben gar kurz, so zu sagen kaum der Millionste Theil eines Augenblicks — Sie müssen das ja besser wissen, Herr Wildhoff — so kurz also, daß es sich nicht der Mühe lohnt, hier glücklich zu sein. In der That mag unsere Erde im großen Weltall nur so ein Blatt sein, wie sie da auf den Bäumen hängen, herunter wehen oder schon am Boden liegen; und wenn man die Erde auch als Wald

nimmt, so ist ein Menschenleben solch ein vergilbendes Laubblatt, wie es eben da herunter fällt zu den andern unter unsern Füßen, — einen Sommer grünend unter Sonnenschein, Sturm und Regen, um dann zu verwelken: vergänglich wie Lust und Leid des Menschenlebens. Meinen Sie nun, Herr Wildhoff, der Wendel könnte dem Ende seiner Tage ruhiger entgegen sehen, wenn er sich um die arme Thekla nicht weiter gekümmert, sondern die Gärtnerstochter genommen hätte und ein gemachter Mann geworden wäre? Mag unser Loos nach dem Sprung ins Dunkle sein, wie es wolle, — es ist nicht schwer zu sagen, ob uns die Freuden, die wir selbst genossen, oder das Anderen ersparte oder gemilderte Elend die liebere Erinnerung in der letzten Stunde sein wird."

Der Sozusagen schwieg, auch Wildhoff stieg schweigend den Pfad empor, während das Laub unter ihren Tritten raschelte. Er war durch so schlichte Moralphilosophie bei einem Manne dieses Standes, durch die Mahnung und Lehre, welche in dessen Worten lagen, durch die Aussicht, welche sie eröffneten, tief ergriffen, ja erschüttert und beschämt, so daß sein Erstaunen über die allmählig sich hebende Ausdrucksweise des Erzählenden nicht dagegen aufkommen

konnte. Erst nachdem die Mittheilung durch eine ganze Kette in ihm erweckter Betrachtungen zur Wirkung einer gewissen Entschlossenheit gelangt war, fragte er, da der Wald sich oben allmählig lichtete:

„Und so heirathete der Wendel die arme Thekla?"

„Nein, Herr! das nicht!

„Nicht?" fragte Wildhoff verwundert entgegen. „Warum nicht?"

„Weil Thekla so zu sagen als Gefallene nicht einwilligen wollte, die Frau eines ehrlichen Mannes zu werden. Ihr Kind starb bald, sie selbst trug einen siechen Körper für Lebenszeit davon. Was ihr von Schande blieb, das wollte sie allein tragen, und wenn man nicht zur großen Welt gehört, richtet Einen der Verlust der öffentlichen Meinung auch nicht zu Grunde. Genug, Wendel und Thekla blieben ledig, und wenn sie seine Stütze in Anspruch nahm, geschah es nur, wo es anders nicht mehr gehen wollte. Um aber stets für die Arme sorgen zu können, sah sich der Wendel nach einer festen Stellung um. Darum setzte er denn auch die rothe Mütze auf und zog die Dienstmannsblouse an. Und da, Herr Wildhoff, haben Sie so zu sagen die ganze Geschichte."

Damit traten sie aus dem Walde auf die freie

Höhe, an welcher die Eisenbahn vorüberzog und die Schienen im Lichte des Morgens glänzten, während in der Richtung nach Süden hin, in der weiten Vertiefung des Landes, sich der Seespiegel stahlgrau bis zum fernen Gebirge, wo die Morgennebel lagerten hindehnte. Wildhoff war durch die schlichte Geschichte des Dienstmannes wenigstens zum Theil aus seiner verzweiflungsvollen Versunkenheit gerissen und für die Wahrnehmungen der Außenwelt empfänglicher geworden. Hatte sich in ihm auch ein bitterer Entschluß durchgerungen, ein opfermuthiger Entschluß schmerzlichster Entsagung auf alles Glück, alle Freude des Lebens, so zauberte ihm der Anblick des Sees doch augenblicklich dieses Glück, diese Freuden, wie er sie unter dem Glanze seiner jungen Liebe genossen, mit den blendendsten Farben vor; und eine unbezwingliche, brennende Sehnsucht nach ihrem Anblicke, die er über Alles liebte, wenn er ihr auch entsagen wollte, ward in ihm angefacht. Während nun der Dienstmann auf das Stationshaus zuschritt, um sich ein Billet zur Fahrt in die Stadt zu lösen, ließ Wildhoff den vom See herauf kommenden Zug an sich vorüber sausen und folgte den Eisenschienen, die sich zum Wasser absenkten.

Seine Wanderung seit Mitternacht war planlos gewesen, wenn ihn auch ein unbewußter Zug geleitet haben mochte. Jetzt, wo seine Schritte ein bestimmtes Ziel hatten, spürte er nichts von Erschöpfung und Ermüdung, während er zum See, der im Frühlichte vor ihm lag, hinunterschritt und dann die Straße des westlichen Ufers verfolgte. Seine sich widerstreitenden Gefühle entflammten dabei, je näher er dem Ziele kam, zur früheren leidenschaftlichen Stärke. Während qualvolle Angst an seinem Herzen zehrte und abwechselnd dumpfe Verzweiflung alle seine Glieder zu lähmen drohte, beflügelte glühende Sehnsucht seine Schritte, ohne daß er wußte, wie er zu dieser frühen Stunde durch Irenens Erscheinung beglückt werden, oder wie er in seiner Lage dieselbe ertragen sollte.

So feierlich die Morgenstille den See kleidete, hatte er doch allen Sinn für dessen Schönheit geschlossen, als er am Ufer hinstrich, bis er beklommen an der Stelle verweilte, von welcher die Wege zur Höhe hinan führten, wo er noch gestern so glücklich gewesen. Tödtliche Bangigkeit überfiel ihn und schien sich in seine Kniegelenke setzen zu wollen, während sehnsüchtiges Verlangen ihn weiter trieb, um auf dem verborgensten Umwege wenigstens zum Anblicke des

Fensters zu gelangen, aus welchem Irene früh den ersten Blick in die lichtvolle Landschaft zu werfen pflegte. So eilte er, ein Raub sich widerstreitender Empfindungen und entfesselter Leidenschaften, am Bache der Schlucht hinan. Diese zieht sich in einem wahren Wirrsale malerischer Windungen — von prächtigen Bäumen hoch überragt, von wildem Dickicht und Gestrüpp durchrankt und von dem Geräusch des zum See eilenden Baches durchtönt — zur Höhe hinan. Gegen Osten geöffnet, lag der volle Glanz des Morgens in derselben, — die Wipfel der Tannen golden durchstrahlt, die Laubkronen des Ahorns und der Buche farbig angehaucht, in der Tiefe Thauglanz auf Gras und Busch, dazwischen nur die Wellenstimme des bergab taumelnden Wassers. Und mitten in dieser reizenden Wildniß stand Wildhoff plötzlich wie gebannt, als wäre ihm die Erscheinung Melusinens oder der Waldfee selbst geworden.

Vielmehr hätte die Begegnung weder der einen noch der andern auf ihn zu wirken vermocht, wie der Anblick, welcher ihm ward, als er bei einer der zahlreichen Krümmungen des Pfades aus dem Dickicht trat. Die enge Scene war vielleicht die wildeste der ganzen Schlucht. Inmitten derselben auf einer Bank

aus Baumzweigen saß ein junges Mädchen, schöner als Melusine, holder als jede Waldfee. Denn es war Irene.

Da ihre niedergesenkten Augen im thauigen Grase weilten, sah sie den bleichen, von Schmerz durchschütterten Mann im Dickicht noch nicht, während sie im vollen Liebreiz ihrer Jugend und Sanftmuth in der Wildniß saß, wehmüthig sinnend und sehnend, still und traurig, als habe sie eine Ahnung von all' dem Leid und Weh, das ihr nahte. Jetzt streifte ihr Blick seine Gestalt und blieb an derselben hangen. Eine Blutwelle stieg vom Busen her durch Hals und Antlitz, dasselbe bis zur Stirne mit einer Purpurfluth färbend. Ebenso rasch wich aber dann alle Farbe aus ihren Wangen, — Irene erblaßte bis in die Lippen. Und nun saß sie so bleich, so bleich wie der Mann dorten mit der erregten Geberde und verstörten Miene. Denn ihr Herzblut stockte vor dem Weh, das sich in seinen Zügen kundgab, ihre Adern erstarrten vor dem Kampfe, der sich in seiner ganzen Erscheinung abmalte. Entsetzt sah sie zu dem hinüber, den sonst nur ihr stilles Entzücken zu begrüßen gewohnt war.

Wildhoffs Anblick war erschütternd, sein Seelenzustand bemitleidenswerth.

Was er sich zu sagen vorgenommen bei dieser Begegnung, seine angestrebte Entschlossenheit, Fassung und Besonnenheit — Alles schwand im Anblicke der Geliebten seiner Seele, die ihm nie theurer und holdseliger erschienen, als in dem Momente, wo er ihr entsagen sollte. Ein Weh ohne Ende füllte ihm die Brust und drohte sie ihm zu zersprengen. Es war ihm, als wende sich sein Herz, um zu brechen. Und doch stand er stumm und regungslos dorten. Nur seine Lippen zuckten, seine Züge verzerrten sich im herbsten Ausdrucke unerhörten Leides, während Irene mit bleicher Miene die lieben sanften Augen fragend nach ihm gerichtet hielt.

Er schnappte nach Luft und rang mit verzweifelnder innerer Anstrengung nach so viel Stärke, um sich ihr nähern und durch ein Wort dies ensetzliche Schweigen brechen, sich selbst erklären zu können. So schritt er denn langsam gegen die Bank hin, auf welcher Irene saß. Herzensbang, voll trüber Ahnung sah sie zu ihm auf. Er blickte in die sanften, frommen Augen, die ihm so oft selig und beseligend zugelacht und jetzt voll Thränen standen, daß sie überflossen, als sie bange fragend zu ihm aufblickte.

Da war es mit all seiner Selbstbeherrschung

vorüber. Er hatte ihre Hände ergriffen und hielt sie schweigend. Er wollte sprechen und konnte kein Wort hervorbringen. Seine Kniee wankten, sein ganzes Wesen knickte ein, innerlich und äußerlich brach er zusammen. All seine Mannheit und Geistesstärke vermochte nichs gegen die Qual des Augenblicks, so daß er sich zu ihren Füßen hinwarf, ihre Kniee umfaßte und seine Stirn auf dieselben beugte, während seine Brust, sich krampfhaft hebend, laut stöhnte.

„Irene!“ war endlich das einzige Wort, das über seine Lippen kam. „Irene! meine Irene!“ wiederholte er, und es klang wie Grabgeläute all ihrer Hoffnungen.

Von seinem und dem eignen Schmerze bezwungen, beugte sie sich zu ihm nieder. Auch sie war so bleich, so still geworden, — auch sie hielt in wortloser Qual seine Hände, — auch sie litt den herbsten Schmerz ihres Lebens. Und heißer rannen ihre Thränen in der Angst ihrer Seele.

Wildhoff zog sie im Uebermaß seiner qualvollen Empfindungen näher an sich, und sie wehrte ihm nicht. Was er sich während der glücklichen Entwicklung seiner Liebe nie erlaubt, that er jetzt. Einen Moment lang wogte ihr zarter Busen in leidvoller

Lust an seinem heftig pochenden, blutenden Herzen. Einen Augenblick ruhte ihre weiche Wange an der seinigen und lagen ihre Arme um seinen Hals geschlossen. Wenige abgebrochene Worte hatte er ihr zugeflüstert. Sie hatte verstanden, daß dieselben Trennung, Scheiden und Meiden bedeuteten. Und der überwältigende Schmerz hatte sie an seine Brust, an seinen Hals geworfen, daß sie sich einige Sekunden lang an den theuren Mann klammerte, dem sie so ganz angehören wollte, und den sie nun verlieren, aufgeben sollte, wo er ihr Alles geworden. Schluchzend, in bitterer Seelenpein, hing sie an seinem Halse — ihre liebe holde Gestalt zitterte und bebte in seinen Armen und schloß sich innig an ihn, als könne sie ihn nimmer wieder lassen, nachdem sie zum erstenmale an seinem Herzen gelegen. Er aber drückte seine Lippen — nicht auf ihren keuschen Mund — nur auf ihre weiße Stirne, auf ihre lieben weinenden Augen. Und dann sprach er in Worten, deren jedes ihm das Herz abstoßen zu wollen schien:

„Und Dich, meine Irene, soll ich lassen, — Dich aufgeben! Dich, mein geliebtes, holdes Mädchen soll ich verlassen! Dich zu lieben aufhören, Du mein einziges, einziges Glück, meine Wonne!“

Irene versuchte jetzt, sich seinen Armen zu entziehen. Sie fühlte, daß sie in diesem Kampfe die Stärkere sein mußte.

„Es muß sein! Lebewohl!“ sprach sie, mit Heldenmuth sich fassend und nach Kraft ringend, indem sie ihre Thränen trocknete und den geliebten Mann sanft von sich wegdrängte. „Leben Sie wohl — für immer!“

„Für immer?“ rief er in verzweifelndem, herzzerreißenden Tone. „Für immer?! — Ja, ja, Du Engel meines Lebens: es muß sein! So kurz die Seligkeit! So unendlich schön das Paradies unserer Liebe! Und nun verbannt daraus: für immer!“

Stöhnend kam es aus seiner Brust. Mit seinen Händen preßte er seine Stirn. Dann sah er sie mit einem Blicke an, der all ihre erzwungene Fassung brach, allen Schmerz des Augenblicks, alle Gefühle ihrer Liebe mächtig in ihr entflammte. Er nahm ihre Hände und bedeckte sie mit brennenden Küssen. Er konnte sie nicht loslassen und zog die Geliebte an seine in wildem Weh zuckende Brust. —

Nochmals umschlossen seine Arme die theure Gestalt, — zum Letztenmale. Dann stürzte er fort und war im Gebüsch verschwunden.

Irene aber sank auf die Bank zurück, bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und weinte, weinte, weinte. Es wäre ihr Seligkeit gewesen, ihr junges Leben ausweinen zu können, nachdem der schöne Traum ihrer Liebe zerronnen.

Wo Wildhoff an jenem Herbsttage — von Morgen bis Abend — auf seinen Knieen mit seinem Gotte gerungen, weiß Niemand außer ihm. Keine Menschenseele hat ihn während dieser Zeit gesehen.

Sechszehntes Capitel.

In welchem die Dinge ihren Lauf gehen.

Der Sonnenschein jenes Herbsttages lag freundlich an den Außenwänden des eleganten Hauses der Frau v. Luckner und gab demselben ein so heiteres Gepräge, daß Niemand, der nicht die Geschichte der letzten Tage kannte, geahnt haben würde, welch' düsteres Leben innen waltete, welch' unheimliches Wesen in dem schönen Hause eingezogen war.

Das Fenster, an welchem die schöne Tochter des Hauses zu sitzen und als die leuchtendste unter den Frauen den vorüber reitenden Cavalieren zuzulächeln, Gruß und Huldigung derselben entgegen zu nehmen pflegte, — dieses wohlbekannte Fenster war geschlossen, mit Gardinen dicht verhängt. Innen lag die reizende Ida zusammen gekauert auf der Ottomanne mit verweintem Antlitze, gerötheten Augen, Angst, Scham und Verzweiflung im Herzen. Neben ihr saß auch die Mutter, ohne Trostworte, das gram=

gebeugte Haupt in die Hand gesunken, die Blicke starr vor sich hin gerichtet und die Züge nur dann von peinlich banger Spannung belebt, wenn unten die Hausglocke ertönte. Diese erklang den ganzen Vormittag öfter; aber vergeblich lauschte Frau von Luckner jedesmal auf den Schritt desjenigen, den sie in Todesangst erwartete, der um Mitternacht gegangen und um Mittag noch nicht zurückgekommen war. Manchmal trieb sie die peinliche Unruhe auf, an's Fenster, wo sie die Gardinen zurückhebend mit angestrengtem Blicke hinaussah, dann durch das Haus, wo sie an der Thür seiner Gemächer lange lauschte, ob er nicht dennoch zurückgekommen. Vergeblich. Trostloser, als sie gegangen war, kehrte sie immer wieder nach dem Zimmer zurück, wo ihre Tochter in dumpfer Angst und Verzweiflung hinlebte und nur hie und da ihre verweinten Augen zu ihrer Mutter erhob, Hülfe von ihr erwartend, die sie nicht gewähren konnte, Trost erflehend, den sie selbst entbehrte.

Da sah es finster aus in dem stolzen Sinne der Frau v. Luckner, — die Eumeniden tanzten mit schauerlichen Liedern um den Geist der armen Mutter. Schrecklich büßte sie die Vermessenheit des Weibes,

das mit kühner Hand in die Geschicke des Staates eingreifen, sie an ihren Familienwagen knüpfen wollte und nun diesen am Rande des fürchterlichsten Abgrunds unaufhaltsam hinunter rollen sah, wenn nicht noch Er kam, um den völligen Sturz aufzuhalten. Und dieser, auf dessen rettende Hand sie noch allein zählte, irrte seit Mitternacht auf unbekannten Wegen, durch ihre Forderungen der Verzweiflung überliefert, — ein unbarmherziges Opfer ihrer weitaussehenden Pläne und ihrer Selbstsucht. In diesen düstern Stunden qualvoller Einkehrungen und Betrachtungen maß sie sich allein alle Schuld bei, die nun zum Theil durch Andere, völlig Unschuldige, so schrecklich gebüßt werden mußte. Und dennoch — was sollte werden, wenn Heinrich ihr seine Hand entzog und ihre grausamen Anforderungen zurückwies? Es sah finster aus in der Seele der Frau v. Luckner.

Da schellte unten wieder die Hausglocke. Frau v. Luckner richtete ihre niedergebeugte Gestalt auf und lauschte, ob nicht ein wohlbekannter Tritt sich nahte. Wirklich näherten sich Schritte die Treppe herauf durch den Corridor. Die Farbe ihres Gesichtes wechselte, ihre Züge verriethen die Spannung, mit der sie zusah, als draußen leise gepocht wurde

und auf ihr lautes „Herein“ sich ein Männerkopf zeigte. Aber es war der des alten Fridolin, der ankündigte, daß Frau v. Fuchs ihre Aufwartung machen wolle. Ida durchrieselte ein Schauer, auch die Mutter zuckte zusammen. Ein Blick ihrer Tochter traf sie, der sagen wollte: Du wirst sie doch nicht in dieser Stimmung und Gemüthsverfassung empfangen! Aber Frau v. Luckner blieb nur einen Augenblick unschlüssig und sprach nach kurzer Ueberlegung:

„Der Besuch ist mir willkommen. Fridolin, führen Sie die Dame in's Empfangzimmer.“

Der Diener ging, seinen Auftrag zu vollziehen, nicht wenig verwundert, daß seine Gebieterin jetzt Besuche annahm. Frau v. Luckner jedoch hatte den, in ihrer Lage allerdings heroischen Entschluß, nicht ohne weise Absicht gefaßt. Sie erhob sich, athmete einige Male tief auf, strich sich mit der Hand über die Stirne und ging zu dem Empfange der Frau v. Fuchs. Diese konnte sich nicht versagen, jetzt sich bei ihrer „lieben Freundin“ einzuführen, zu welchem Zwecke sie eigens vom See in die Stadt gekommen war, um einige zarte Bemerkungen, wohlwollende Mahnungen und freundschaftliche Lehren zu geben. Dabei war sie sehr verwundert, als Frau v. Luckner ihr zwar

etwas bleich, aber sonst völlig gefaßt entgegen kam. So sah sie sich schon von vornherein um einen erwarteten Genuß betrogen: die Freundin nämlich ob ihres zerstörten Aussehens zu bedauern, doch erholte sie sich rasch von ihrer Verblüffung und begann nun frisch weg zu beklagen, daß man nie ihrer freundschaftlichen Warnungen geachtet habe; sie habe diesen Leith schon längst durchschaut, aber Mutter und Tochter seien ja ganz vernarrt in ihn gewesen und hätten ihre Warnungen noch übel genommen, und nun müsse man solche Falschheit erleben! Sie sei gekommen, zu condoliren, könne aber nicht verhehlen, daß es hätte vorausgesehen werden können.

Darauf antwortete Frau v. Luckner mit einer Miene, die ihr freilich große Anstrengung kostete:

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, theure Frau v. Fuchs.“

„Sie verstehen mich nicht? Weiß der liebe Gott! Ja, beste Frau v. Luckner, wissen Sie denn nicht, daß Herr v. Leith, jetzt Baron v. d. Leithen, sich mit der Gräfin Waldburg verlobt hat? Das wissen Sie noch nicht?“

„Das ist mir Alles bereits bekannt,“ erwiederte Frau v. Luckner mit gut geheuchelter Ruhe. „Ich

sehe darin nur keine Ursache zur Verwunderung. Baron v. Leith ist ja als feiner Cavalier so renommirt, daß es wohl begreiflich ist, daß er sich das Herz der Gräfin Waldburg gewonnen."

Frau v. Fuchs horchte mit offenem Munde und aufgerissenen Augen. Sie war wie aus den Wolken gefallen. Als sie sich von ihrem sprachlosen Erstaunen erholt hatte, rief sie:

„Ja, ich begreife nicht! Sie werden den Falschen doch wohl nicht darum loben, daß er Ihre Ida sitzen ließ! Es war doch hoffentlich ein schlechter Streich!"

„Beste Frau v. Fuchs," erwiederte mit einem Lächeln die Frau des Hauses, „ich habe darum nicht zu loben noch zu schelten, denn ich kann Ihnen versichern —" Frau v. Luckner stockte hier trotz ihrer Seelenstärke und Selbstbeherrschung dennoch — „ich kann Ihnen versichern, daß Baron v. d. Leith nicht die mindeste Verpflichtung gegen uns eingegangen war, dies auch nicht einmal konnte, da meine Tochter schon seit ihrer Kindheit einem andern bestimmt war."

So machte sich Frau v. Luckner in der Noth des Augenblicks kein Gewissen daraus, einer Frau v. Fuchs gegenüber Wahrheit und Dichtung zu vermengen, — ebensowenig Andern gegenüber, die später

kamen, um eine erheuchelte Theilnahme kundzugeben, während sie nur durch die Neugierde und das Verlangen hergetrieben wurden, die „stolze Luckner mit ihrer hochmüthigen Tochter" in der neuen demüthigenden Situation zu beobachten, sich an deren Verlegenheit zu weiden und wohlfeile Trostsprüche, billiges Mitgefühl zu spenden.

Frau v. Fuchs indeß verließ in gereizter, ziemlich fassungsloser Stimmung das Empfangszimmer, wo sie so sehr in ihren Voraussetzungen getäuscht worden war. Sie hatte eine Verzweifelnde zu finden und freundschaftlich quälen zu können erwartet, und stand einer völlig Ruhigen, Unberührten gegenüber. Und mit der Königin Elisabeth in „Maria Stuart" hätte sie sprechen mögen:

„Wer war es denn, der eine Tiefgebeugte
Mir angekündigt? Eine Stolze find' ich,
Vom Unglück keineswegs geschmeidigt."

Frau v. Fuchs sagte jedoch nichts dergleichen, sondern fühlte sich nur innerlich verletzt, ja beleidigt, daß man so gar nicht in der Lage war, ihre Trostgründe anzuhören. In dieser Stimmung hatte sie denn auch so rasch die Empfangsstube der Frau v. Luckner verlassen, daß sie erst auf der Treppe ihren

Sonnenschirm vermißte, den sie stehen gelassen haben mußte. Kurz besonnen kehrte sie wieder in das Gemach zurück, wo ihr sogleich auch das Vermißte in die Augen fiel, daneben jedoch noch etwas weit Wichtigeres. Denn erschöpft von der unnatürlichen Anstrengung war Frau v. Luckner in das Sopha zurückgesunken, und wie ein flüchtiger Blick der Beobachterin lehrte, trug ihr Antlitz jetzt einen so ausgeprägten Stempel ihres wahren Seelenzustandes, daß für Frau v. Fuchs kein langer Schritt zur Lösung des Räthsels mehr übrig blieb. Ohne weiteres Aufsehen zu erregen ging sie mit ihrem Schirme jetzt die Treppe hinunter, nunmehr wahrhaft empört, daß man sie so sehr zu täuschen gewagt. Im Flur unten begegnete sie dem Kammermädchen des Hauses. Frau v. Fuchs hatte ihre ganze Geistesgegenwart wieder gewonnen und wechselte mit Jeanette so freundliche Worte, wie diese es nie gewohnt gewesen, — ja Frau v. Fuchs drückte dem Kammermädchen sogar liebreich die Hand, und diese fühlte darauf noch etwas so hartes in derselben, daß sie nicht auf die Vermuthung kommen durfte, einer der knöchernen Finger der Frau v. Fuchs sei in derselben zurückgeblieben. Es kostete der Letzteren nunmehr nur noch einige unbefangen

scheinende Fragen, um aus Jeanetten heraus zu locken, wie fürchterlich der Schlag gewirkt, welcher mit der Nachricht der Verlobung des Herrn v. Leith die Tochter des Hauses und ihre Mutter getroffen. Ida, theilte sie flüsternd mit, wäre anfänglich ganz außer sich gewesen, so daß die erschrockene Mutter den Hausarzt rufen ließ, und dieser habe, da er den Zustand des Fräuleins untersuchte, so bedenklich und geheimnißvoll den Kopf geschüttelt und der gnädigen Frau eine so merkwürdige Andeutung gegeben, daß diese eine Zeitlang ganz starr im Zimmer gestanden habe, wie Jeanette durch eine geheime Spalte mitangesehen.

Nunmehr dennoch befriedigt von ihrer Expedition und reich beladen mit Entdeckungen und Resultaten, verließ Frau v. Fuchs den Schauplatz ihrer theuern Freundin, um noch selbigen Nachmittag in den Kreis ihrer Gesellschaft am See zurückzukehren, was mit der Eisenbahn gleichsam im Fluge geschah.

Unterdeß mußte Frau v. Luckner daheim noch manche bange Stunde peinlicher Angst und Spannung verleben, noch vor manchem unwillkommenen Besuche die aufreibende Kunst üben, ruhig und gelassen zu erscheinen mit einer Hölle im Busen. Sie mußte sich

noch manchmal in der Erwartung, daß die Hausglocke Heinrichs Ankunft verkündige, getäuscht sehen, — so auch, als man ihr Herrn v. Keller ankündigte. Diesem würdigen Manne und Freunde ihres verstorbenen Gemahls gegenüber, fiel ihr die Durchführung ihrer Rolle am schwersten. Zum Glücke war ihre Verstellungskunst dabei weniger auf die Probe gestellt; denn Herr v. Keller war nur mit einem Gedanken beschäftigt: der edlen Wittwe seines unvergeßlichen Luckner gleich nach seiner Ankunft in die Hauptstadt selbst die Nachricht mitzutheilen, daß mit dem zuletzt aus Rom angekommenen Kouriere auch sein Ernennungsdekret zum Minister des Unterrichts erfolgt sei.

Frau v. Luckner konnte bei dieser Eröffnung ihre innere Bewegung kaum verbergen. Welche bittere Ironie wandte das Schicksal gegen sie an! Was war ihr heute noch diese Ernennung, welche zu anderer Zeit sie mit der höchsten Befriedigung erfüllt haben würde! Dennoch nahm sie sich soweit zusammen, um ihre Glückwünsche mit anscheinender Wärme darbringen zu können. Als aber der neue Minister, während der Abend niedersank, mit Genugthuung dabei verweilte, wie er nun das früher be-

sprochene Werk der Reformen anheben wolle, wie er ihren Plan zur Neubelebung des geistigen Elementes im Staate, zur Ermuthigung der Intelligenz im Lande, zur Gewinnung derselben für das Staatsinteresse durchzuführen gedenke: da trat ihm doch allmählig die Ueberzeugung entgegen, daß Frau v. Luckner entweder die alte Theilnahme für den Plan verloren, ihr früheres enthusiastisches Interesse eingebüßt habe, oder daß ihr Geist momentan mit andern Dingen beschäftigt sein müsse. Da ihre Beklommenheit und Unruhe nicht mehr zu verkennen waren, fürchtete der Mann durch längeres Bleiben lästig zu fallen und verabschiedete sich ohne Ahnung, was die Seele der armen Frau beängstigen, ihren Geist und Körper martern mochte.

Es war Abend, dunkel und Nacht geworden, — Wildhoff kam noch immer nicht. Von unsäglicher Angst, von Todesbangigkeit gefoltert, fand Frau von Luckner keine Ruhe mehr. Durch das Haus und wieder zu ihrer seufzenden Tochter getrieben, wandelte sie durch Zimmer und Corridore wie ein ruheloser Geist. Sie setzte sich nieder und erhob sich wieder. Und während ihren Körper die quälendste Unruhe gefaßt hatte, fing die Thätigkeit ihres Ge=

hirns an zu erlahmen, dumpf lag es über ihrer Seele, die Verzweiflung schlich sich ertödtend zu ihrem Herzen hinan.

Es war entsetzlich, wenn er nicht bald kam, wenn sie noch eine solche Nacht der Ungewißheit, wie die vergangene, durchleben mußte.

Da klang die Glocke wieder gellend aus dem Flur herauf durch das Haus. Die Thüre öffnete sich unten, man hörte reden; darauf erschollen Tritte, welche von der Lauschenden nicht wieder verkannt wurden. Sie blieb sitzen, ohne die Kraft sich zu erheben. Angstvolle Spannung lähmte ihre Bewegung. Ihr Athem ward beengt, Furcht rieselte durch ihre Adern und der Hautkrampf überzog ihre Glieder bis zum Scheitel empor.

Er kam, den sie so lange erwartet hatte, — er kam langsam daher, den Corridor entlang: mit ihm ihr und ihrer Tochter Geschick. Vor der Thüre hielt eine kurze Zeit sein Schritt. Nun erschien unter derselben seine Gestalt, nun sah sie ihm, ohne sich erheben zu können, in's Antlitz, um ihr Loos aus demselben zu lesen. Und sie erbebte in ihrem Innern vor seinem veränderten Anblicke. Ueber die edeln, sonst so leidenschaftlichen Züge war seit gestern eine

schreckliche Verheerung gegangen. Der Ausdruck seiner Miene war unheimlich starr; eine düstere Entschlossenheit lag in dem Gesichte, aus den tiefliegenden Augen funkelte ein trübes Licht. Der Sturm, der in ihm gewüthet, schien erstarrt noch auf seinem Wesen, in seiner Miene zu ruhen.

Frau v. Luckner hatte weder die Kraft noch den Muth, ihm entgegen zu gehen. Bis in's Innerste erschüttert, vermochte sie nur zu ihm aufzusehen. So kam er denn selbst auf die Tante zu und reichte ihr schweigend die Hand. Zwischen ihren Händen hielt sie dieselbe umschlossen und drückte sie an ihre Brust. Noch hatte er kein Wort gesprochen, noch schwieg er, als er sich neben ihr niedergelassen hatte; er sah sie nur traurig an, während sie nun in arger Pein seinem Blicke auszuweichen begann. Endlich aber sprach er — und seine Stimme klang seltsam dumpf, wie in einem Todesurtheil:

„Tante, ich werde Deinen Wunsch erfüllen!“

Schweigend hörte sie den bestimmt ausgesprochenen Entschluß an. Kein Ausbruch der Freude war erkennbar, keine Regung endlicher Befriedigung zuckte durch ihre Stirne. Wenn sich jetzt ein Gefühl in ihr regte, war es Reue, Entsetzen über die eigene Selbst-

sucht, die das Opfer seines blutenden Herzens annehmen konnte. Nur scheu und heimlich wagte sie ihn anzusehen, da er nun wieder schweigsam neben ihr saß. Vor diesem Todtengesichte war schon der treue Fridolin unten an der Hausthüre erschrocken, und sein Ausruf: „O Jesus, wie sehen Sie aus!“ war dem andern: „Gottlob, daß Sie wieder da sind!“ vorausgegangen.

Es war ein trauriger, unheimlicher Verlobungsabend. Es dauerte lange, bis Frau v. Luckner sich stark genug fühlte, ihm die Hand zu drücken und leis und schüchtern zu danken, worauf Wildhoffs verstörte Züge sich bitter verzogen, als er mit einer abwehrenden Handbewegung sagte:

„O, nur keinen Dank, Tante, nur das nicht!“

Aeußerlich war Ruhe in das Haus der Frau v. Luckner während jener Nacht eingezogen, kein Glück. Und dieser Nacht folgten noch eine Reihe schöner Herbsttage, welche noch immer einen kleinen Kreis von Naturfreunden am See festhielten. Auch die Familie Langenbècque, Bader, Fuchs nebst Bekannten hielten noch aus. Die Herren hoben mit Genugthuung gegen Herrn von Helming hervor, wie richtig sie vorausgesagt, da Ida v. Luckner nach ein-

maligem Aufgebote ihren Vetter heirathe. Arthur Maier schwieg in Erinnerung jener Mondnacht, in welcher er auf dem Heimwege Jeanette, die Begleiterin Idas, aufgehalten hatte. Dagegen ergossen sich die Damen in feinfühlenden und zartsinnigen Glossen.

„Wir sind in der Civilisation vorgerückt," sagte mit hämischem Lächeln die Professor Bader. „Früher heiratheten ehrgeizige Männer die landesfürstlichen Geliebten, heute genügen schon die von Günstlingen, um vorwärts zu kommen."

„Ah, das ist denn doch zu boshaft," fiel Frau v. Fuchs ein. „Ich erzählte Ihnen doch —"

„Komödie," wurde sie von Herrn Langenbècque unterbrochen. „Alles abgekartet, fein abgekartetes Spiel. Das weiß ich genau. Der Neffe der feinen Luckner ist ein abgefeimter Bursche, in kurzer Zeit Hofarchitekt, ein gemachter Mann. Was will man mehr? Man wird die Nase über ihn rümpfen, ehrliche Männer ihm ausweichen, — und endlich wird's vergessen sein. Eine ganz ähnliche Geschichte hat mir der Squire Littlehouse, mein Freund erzählt, als er —"

Glaubst Du denn wirklich, daß er so schlau war?" unterbrach jetzt Frau Langenbècque noch zur rechten Zeit ihren Gatten.

„Wer? Mein Freund Littlehouse?"

„Nein," antwortete Frau v. Fuchs für die andere, „Ihr Freund Wildhoff, von dem Sie so viel Rühmens machten, als er einige Mal mit Ihrer Pauline gesprochen hatte."

„O, ich täuschte mich nicht in ihm," fiel Professor Bader hier ein. „Ich hielt ihn stets für einen Menschen ohne Gewissen und Grundsätze. Warnte ich doch Herrn v. Helming noch ausdrücklich."

„Diesen Leuten geschieht vollkommen Recht," bemerkte des Professors Gattin. „Warum gaben sie sich so sehr mit dem Architekten ab."

Unterdeß hatte sich auch an einem andern Tische die Unterhaltung um dasselbe Thema zu drehen begonnen.

„Tante hin, Bäschen her — ich hätte sie einfach nicht genommen," sagte Maler Sturm. „Was geht mich das Alles an. Ich bin ich. Fremde Scharten auswetzen fiele mir ein! Und daß er deßwegen das holde Kind aufgibt! Es ist mehr als schmählich, es ist lächerlich."

„Richten wir nicht nach dem Augenschein," bemerkte Maler Werner. „Wir kennen seine Motive nicht, wissen nicht, was er selbst darunter und unter falscher Beurtheilung leidet."

„Ah, was leidet!“ meinte Maler Sturm. „Wenn ich einmal so handeln wollte, so würde ich mich darnach den Teufel um fremdes Urtheil scheeren. Ich begreife ihn weder so noch so.“

In dieser Weise und noch liebloser wurde über die Angelegenheit gesprochen, während der schönen Herbsttage, welche über die Landschaft am See Licht und Glanz und eine wunderbare Farbenpracht ergossen, als sich der Laubwald einmal in sein buntestes Gewand zu kleiden begann. Für Irenens Augen war jedoch alle Schönheit der Natur seit jener Morgenstunde in der Schlucht erloschen. Sie hatte die schönen Hoffnungen ihrer Liebe, die Freude ihres jungen Daseins begraben lernen. Sie ersehnte nichts mehr, wünschte nichts mehr. Ihr Leben hatte seine Blüthe, ihre Sehnsucht das Ziel verloren. Theilnahmlos begleitete sie die Ihrigen noch durch die Landschaft, — still, ruhig, gelassen. Am liebsten weilte sie daheim, in der engen Einsamkeit ihres Zimmers. Und dann ward die stille Klage ihrer Augen doch manchmal gar beredt, und Fragen traten an sie heran, die ihre Ergebung tief erschütterten. Wie theuer der großmüthige Entschluß der Entsagung, von jenem Momente eingegeben, ihrem Herzen kam, sagte ihr jetzt jede einsame Stunde.

Und so war endlich der Tag der Heimreise gekommen. Der Dampfer durchschnitt den flüssigen Smaragd des Sees wie gewöhnlich. Die Passagiere auf dem Verdecke sahen zumeist nach dem wunderschönen Mädchen, das ein Bild trauernder Sanftmuth an der Galerie lehnte und immer nur über den See hin oder in dessen wallende Fluth sah. Irene nahm in Gedanken Abschied von den reizenden Ufern, wo ihr das Leben in ungeahnter Fülle aufgeblüht war, — von all den Plätzen, wo sie mit ihm geweilt, — von der geheimnißvollen, grünen Tiefe, über welche der Nachen in jener mondhellen Mainacht geschaukelt, als ihr an seiner Seite das Licht des Lebens aufgegangen war, das einen schönen Sommer lang ihr Herz mit allem Glanze, allen Wonnen erfüllt hatte, bis es unter Thränen erloschen. Sie blickte tief hinein in den leuchtenden Grund, auf die grünen Wellen, zu denen jetzt eine ungesehene Thräne niederfiel. Und später saß sie still und wortlos in der Ecke des Eisenbahnwagens. Vater, Mutter und Tante waren auch nicht munter, aber sie sprachen doch hie und da.

„Irene ist so ruhig,“ sagte Tante Wanda.

„Sie schläft wohl,“ erwiderte leise, mit einem bekümmerten Blicke, die Mutter.

„Laßt sie schlafen," sprach der Vater, indem seine Augen mit einem Ausdrucke innigsten Mitgefühls und väterlicher Sorge auf dem Kinde weilten, während der Zug rasch dahin rollte.

Man verweilte nur einige Stunden in der Hauptstadt, um dieselbe mit dem nächsten Schnellzuge zu verlassen. Wieder saß Irene sorgsam in ihre Shawls gehüllt im Eisenbahnwagen mit niedergesenkten Augenlidern. Die Ihrigen flüsterten leise zusammen; aus dem, was sie auffaßte, entnahm sie etwas, das ihre Wangen hochroth färbte, um sie dann ebenso rasch wieder erbleichen zu lassen. Sie zitterte, sie erbebte in ihrem Innersten. Eine quälende Unruhe machte ihr das bange Herz im Busen pochen; und doch behielt sie äußerlich alle die Ruhe, welche ihr den Schein des Schlummers gab. Irene hatte seit jener Morgenstunde in der Schlucht Selbstbeherrschung gelernt.

In der nächsten Stadt, wo die Bahnlinien sich theilten, hielt der Zug ziemlich lange. Die Wagen wurden gewechselt, man stieg aus. Irene warf nur einen einzigen, scheuen Blick an der Fensterreihe hin; sie war leichenblaß, als sie mit zitternden Knieen den Ihrigen zu den Wartsälen folgte. In dem eleganten Cabinete, das unter mächtigen Blättern und gewalti-

gen Fächern exotischer Gewächse einen höchst anmuthigen Ruheort bietet, saß Irene nach kurzer Zeit eine Weile allein, denn Vater, Mutter und Tante fühlten das Bedürfniß, sich draußen auf dem Perron der Bahnhalle zu ergehen. An den kleinen Tischchen des Cabinets erfrischten sich Damen und Herren für die Weiterreise. Irene sah, in sich zusammen gesunken, vor sich hin, als sich mit einem Male der lichte Raum vor ihr verdunkelte. Es stand Jemand da. Sie brauchte nicht aufzusehen, um zu wissen, wer da stand mit auf der Brust gekreuzten Armen, festgeschlossener Lippe, — wer zu ihr niedersah mit schwimmendem Blicke und Verzweiflung im Herzen. Eine halbe Minute verstrich, und sie hatte noch nicht zu ihm aufgesehen, er noch kein Wort gesprochen.

„Irene!“ kam endlich leise von seinen Lippen, und der Laut zog ihre Augen empor, während ein unsäglich schmerzhaftes Schaudern durch ihre Glieder ging. Sie wäre gerne gestorben, wenn sie nur noch einmal sich an dem Herzen hätte ausweinen können, das mit dem ihrigen verblutete. Aber ein weniger selbstischer Gedanke durchdrang sie gleichzeitig: ihn zu sich selbst zurück zu führen. Sie nahm alle Kraft zu dem Vorsatze zusammen, flüsterte seinen Namen, und

in hastigem Lauschen beugte er sich zu ihr nieder. Nun sprach sie ruhig, nur mit einem leisen Zittern der Stimme, daß sie mit den Ihrigen auf der Heimreise begriffen sei, daß sie sich freue, wieder zur Vaterstadt zurückzukehren. Sie hätte ganze Stunden lang fortsprechen können, Wildhoff würde nicht ein Wort gehört haben. Seine Augen schienen in ihre Seele eindringen und dorten andere Worte herauslesen zu wollen, als die, welche in fremden, künstlichen Tönen in sein Ohr erklangen.

„Irene," fragte er, als ob sie noch kein Wort gesprochen, „können Sie mir verzeihen?"

„O Wildhoff," sagte sie jetzt erschüttert, aber mit dem krampfhaften Versuche, ihre Fassung auch noch ferner zu behaupten. In ihrem Tone lag alle Versicherung, wie weit ihr Herz davon entfernt war, ihm irgend welche Schuld an ihrem Leide anzurechnen. Nun aber bat sie mit beweglichem Ernste: „Sehen Sie mich nicht so an, — beruhigen Sie sich. Gehen Sie zu Ihrer Braut."

Sie hielt inne, und mit einem Blicke namenloser Qual flehte er:

„Aber Sie geben mir doch noch einmal Ihre liebe, liebe Hand!"

Einen Augenblick zögerte sie, tief erröthend. Dann reichte sie ihm dieselbe mit abgewandtem Antlitze. Er hielt sie sekundenlang umschlossen. Nun beugte er sich nieder und drückte, wie auf ein Heiligthum, noch einmal seine Lippen auf dieselbe. — Und dann ging er langsam gegen die Wagenreihe hin, öffnete den Schlag und setzte sich neben die schöne, bleiche Dame, die ihm heute angetraut worden war. Der Zug ging nach Süden; ein anderer ging nach Norden, und in demselben saß, verhüllt und mit niedergelassenem Schleier, sie, die er liebte und die, in Leid vergehend, so ruhig schien wie er selbst.

Ende des zweiten Bandes.





